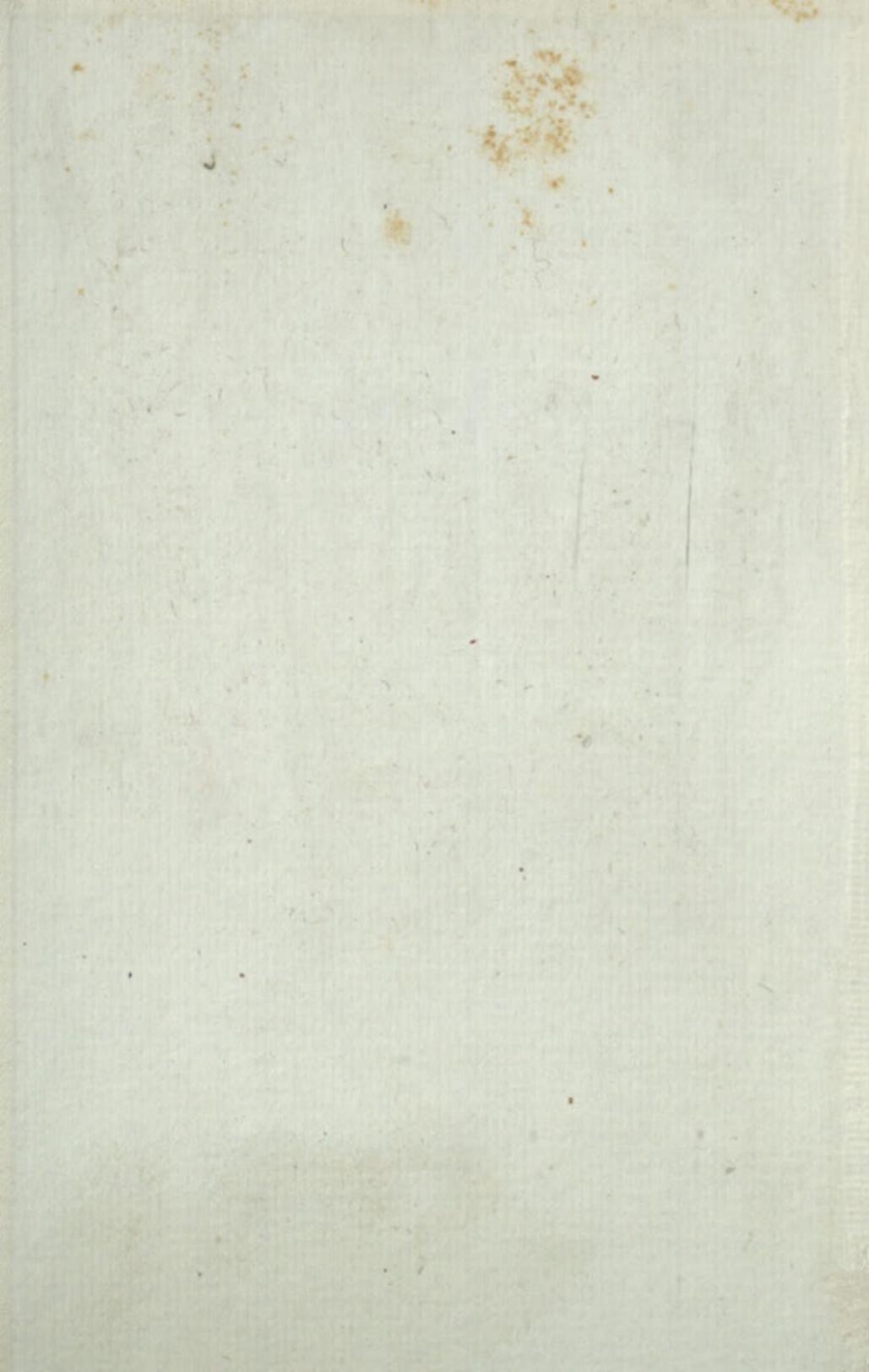


11 014





Crochet

56838



Im Herzen Mexikos

COLIN ROSS

Der Balkan Amerikas

Mit Kind und Kegel durch Mexiko
zum Panamakanal

Mit 82 Abbildungen und 2 Karten



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168698

LEIPZIG / F. A. BROCKHAUS / 1937

Umschlag und Einband nach Entwürfen
von Georg Baus



Copyright 1937 by F. A. Brockhaus, Leipzig
Printed in Germany

NH-69692 N-4251472/ГТМК

INHALT

Der Balkan Amerikas	Seite 9
-------------------------------	------------

MEXIKO

Im Auto durch Mexiko

1. Der Pan American Highway	19
2. Die Straße nach Panama	23
3. Im mexikanischen „Pittsburg“	27
4. Durch die Orchideenwildnis der Tierra Caliente	31
5. Begegnung mit dem Minister	36
6. Über die Sierra	40

Vom weißen Gott bis zum Ende der weißen Götter

7. Die Tempelpyramide der „Gefiederten Schlange“	43
8. Der Blutaltar Uitzilopochtli	47
9. Der weiße wider den roten Gott	51
10. Drei Jahrhunderte weißer Herrschaft	54
11. Europa verliert einen Kontinent	59
12. Die Regierung der ewigen Revolution und der Krieg mit USA.	63
13. Ein Indianer herrscht erstmalig über Weiße	66
14. Machtträume um das Karibische Meer	71
15. Das Heraufziehen der Weißen-Götter-Dämmerung	76

Das Erlebnis der Revolution

16. Der Indianeraufstand bricht los	81
17. Fahrt ins Abenteuer	89
18. Der Bluttraum von Pancho Villa	94

	Seite
19. Der zerschossene Spiegel im Deutschen Klub von Torreón	98
20. Ein Stückchen Erde	105

Der Kampf um den Boden

21. Die mexikanische Agrarreform	113
22. Die Hazienda — vom Haziendado aus gesehen	117
23. Die Tragödie des Deutschen	122
24. Ejido — der Weg ins Freie	124

Mais und Maschine in Mexiko

25. Zwiespältiges Mexiko	133
26. Die schwimmenden Blütenbeete der Azteken	139
27. Die Schatzkammer der Erde	144
28. Der Ölkrieg	149
29. Das rotschwarze Banner	154
30. Politik mit Pistolen	163
31. Der „Untergang des Abendlandes“ in Mexiko	172
32. Die Stunde des Mestizen	178
33. Wiederaufrichtung des Aztekenreiches?	181
34. Der Schatten des großen Nachbarn	187

Nach Chiapas

35. Chinesische Götzen in der zapotekischen Totenstadt	199
36. Ritt durch den Urwald	202
37. Auf der deutschen Finka	206
38. Das deutsche Urwalderbe	210

MITTELAMERIKA

39. Ostasien an der pazifischen Küste	219
40. Die Zöllnerinnen von Ayutla	224
41. Das „Pompeji Amerikas“	228
42. Der „König der Indianer und Sohn Gottes“	234
43. Das deutsche Haus zwischen den Vulkanen	240
44. Der Mayaschatz in der Pfarrre von Chichicastenango	246
45. Brücke und Barre zwischen zwei Kontinenten und zwei Ozeanen	252
46. Das Konstantinopel der Neuen Welt	261
47. Die Lebensader einer Weltmacht	265

ABBILDUNGEN

	Seite
Im Herzen Mexikos	Titelbild
Der Pan American Highway	32
An einer Furt des Rio Grande del Norte	32
Noch heute sieht man . . . den lastenschleppenden Indio	33
Das war es ja gerade! Diese Straße hätten wir nach Ansicht der mexikanischen Polizei nie photographieren dürfen	33
Die Europäer brachten den Mexikanern das Tragtier, die Amerikaner den Autobus	40
In Tamazunchale war gerade Wochenmarkt	40
„In Amerika nennt man diesen Teil des Pan American Highway die schönste Autostraße der Welt“	41
Für uns war sie die gefahrenreichste	41
Vor den Pyramiden der Ahnen	48
„Das Symbol des weißen Gottes ist die gefiederte Schlange“	48
Am „Zocalo“	49
Einige der 365 Kirchen, die in und um Cholula errichtet wurden	64
Blick von der Guadalupekirche auf Mexiko Ciudad . .	64
Zapoteken	65
Auf der Hauptstraße von Oaxaca	65
„Ab und zu ein zerschossenes Stationshäuschen“ . . .	80
„Sie sahen nicht gerade golden aus...“	81
Das Viertel der ärmeren Bevölkerung in Torreón. . .	81
„Sobald das Einladen begann, setzte ein wildes Klettern auf die Dächer ein“	96
Villas Reiterei im Vormarsch	96
MG.-Abteilung der Armee Villas	97
Der Sehnsuchtstraum der Indios — ein Stückchen Land	97
Wirkungen der mexikanischen Revolution: Zerstörte Hazienda der ehemaligen Herrenschicht	112
und neuerrichtete der Revolutionsführer	112

Der sich durch alle Revolutionen hindurch gleichge- liebene indianische Bauer: Noch heute arbeitet er mit dem Holzpflug	113
Noch heute scheidet er so die Spreu vom Weizen . .	113
Die Kathedrale von Puebla	120
So armselig in Tepotzlan die Häuser auch sein mögen	121
Maisbehälter in einem Bauernhof in Tepotzlan . . .	121
Aztekische Gottheit als Reklame für eine Benzinmarke	128
Alles machen die Mexikaner den Amerikanern nach .	128
Wolkenkratzer, bei dem die Stufenpyramide von Teoti- huacán Pate gestanden hat	129
„Donauweibchen“ im Zentralpark der Hauptstadt . .	129
Gegensätze und Gemeinsamkeiten in der Hauptstadt:	
Wohnhaus im Villenviertel	136
und Wohnhaus in der Vorstadt der Armen	136
Indianermarkt	137
und deutsche Schule in der Hauptstadt Mexiko . .	137
Die schwimmenden Blütenbeete der Azteken	144
Wo der Sage nach Montezumas Goldschatz versenkt liegt	145
Streikposten unter dem aus rotschwarzen Fahnen errich- teten Baldachin	145
Das mexikanische Modebad Garci Crespo	160
Die Fresken des kommunistischen Malers Diego de Rivera	161
Die Fresken sind auf das naive Gemüt des analphabe- tischen Indio berechnet	161
Indianermädchen aus St. Maria del Tule	176
Pfingstsonntag vor der Kathedrale von Cuernavaca . .	176
Beim „Kakaostündchen“ auf dem Markt von Oaxaca .	177
Ralph, der Archäologe	192
Renate, die Zoologin	192
Die Halle der Monolithen	193
und der Gang der Mosaiken in Mitla	193
Chamule in der Rancheria der Kaffee-finka	200
Colin Roß „mit Kind und Kegel“ auf dem Ritt zur Kaffee- finka im Urwald	200
Auf der Veranda der Finka Germania	201
Der deutsche Farmer ist sehr beliebt bei seinen Leuten	201
Bei der Arbeit im Cafetal	208

	Seite
Blick über die in den Urwald gebettete Finka	208
Ritt durch den Urwald der Finka Germania	209
Lauter „Mayas“ und alle gleich angezogen.	224
Unser Einzug in Guatemala	224
In Guatemala sind die Häuser infolge der Erdbeben- gefahr meist einstöckig	225
Die alte Wasserleitung von Guatemala	225
Antigua — das „Pompeji Amerikas“	232
„... unter den geborstenen Schwibbogen des Karmeliter- klosters hocken Marktfrauen“	235
„Heute am Wahltag sind die Indianer überall in Fest- kleidung versammelt“	240
„Der guatemalische Soldat...“	240
Das deutsche Haus zwischen den Vulkanen.	241
„Wäscherinnen wie Badende können die ihnen zusagende Wärme nach Gefallen wählen“	241
Pablo und Danelo, die indianischen Hausdiener, wissen mit Vulkanen Bescheid.	248
„Um ein Haar wäre es böß abgelaufen“	248
Die todbringenden Vulkane liegen in einem Garten Eden	249
Auf dem Markt in Chichicastenango	256
Brennendes Kopalharz in den Händen, in Gebet und Opfer versunken.	256
Vor dem Kirchenportal in Chichicastenango	257
Die Schenke am Weg — die Brücke zwischen den ver- schiedenen Stämmen.	264
Der Webstuhl, an dem die Zeit vorüberging	264
Der Beitrag der Weißen zur Republik Panama: Hygiene und Maschine.	265
Der Beitrag der Farbigen: Eine schier unvorstellbare Rassenmischung	265
Der Culebra-Durchstich	272
Die riesigen Schleusen des Panamakanals	272
Amerikanische Militärbaracken längs des Panamakanals	273
Der südlichste Vorposten von USA.	273
Karte 1 : 30 000 000	8
Rassenkarte von „Zwischenamerika“	258



1:30000000

500 km

1:90000000

Westl. Länge 90 von Greenwich

Der Balkan Amerikas

Im Karibischen Meer

Unsere Kabinen sind voller Blumen. Unsere Freunde haben es sich nicht nehmen lassen, uns einen duftenden, tropischen Blütengarten an Bord zu schicken.

Diese ersten Stunden und Tage an Bord des deutschen Schiffes nach langen Reisen im fremden Land sind immer und immer wieder eine Zeit wunschlosesten Glücks. Es ist, als sei die Heimat selber einem entgegengekommen in Gestalt dieser wohlgeordneten, schwimmenden Gemeinschaft, die „deutscher Dampfer“ heißt. Vom Kapitän bis zum jüngsten Schiffsjungen begrüßt man die ganze Besatzung wie alte Freunde. Es sind ja tatsächlich immer welche darunter, zum mindesten alte Bekannte. Mit dem Kapitän fuhr man vielleicht schon einmal nach Australien, als er noch Erster Offizier war, der Steward hat uns auf einer Nordatlantikfahrt bedient, und einer der Maschinisten möchte ein Autogramm mit der Begründung, daß wir schon einmal zusammen über den Indischen Ozean fahren.

Aber diese persönlichen Beziehungen sind es nicht allein, und sie sind es nicht in erster Linie, die einen mit so großem Glücksgefühl erfüllen, sobald man das deutsche Schiff betritt. Es ist vielmehr das ganz starke, plötzliche Sichbewußtwerden, was die Heimat einem bedeutet. Man empfindet das vielleicht doppelt stark, weil man mit einem Schlage nicht mehr zu sorgen braucht, nicht mehr zu planen und zu disponieren, sich nicht mehr durchschlagen muß, sondern sich umsorgt und umhütet sieht. Es ist, daß man plötzlich wieder nur deutsch spricht und nur Deutsch um sich hört. Gleichzeitig erinnert einen der

durchdringende Duft der exotischen Blumen an all die Liebe und Freundschaft, die einen im fremden Land von den dort lebenden Deutschen entgegengebracht wurde und die einen, besonders auf einsamer Farm oder Hazienda, als Abgesandte der alten Heimat über Gebühr empfangen und beschenken.

Die ersten Tage an Bord sind solche vollkommenen Glücks, völliger Entspanntheit und Losgelöstheit. Man liegt im Deckstuhl, blickt aufs Meer und ist restlos glücklich. Aber nur allzubald tauchen die zurückgestauten Fragen und Aufgaben wieder auf. All das im fremden Land Geschaute und Erlebte umgibt und umdrängt einen in beunruhigender Weise. Es will gelöst, geformt und gestaltet sein. Was leicht und einfach schien, wird plötzlich unlösbar und ungestaltbar.

Manchmal kommt mir da der Gedanke, ob ich mir mein Leben nicht dadurch unnötig erschwerte, daß ich die Fahrten und Abenteuer, die Jagd- und Filmexpeditionen, die, wenn auch beschwerlichen und mitunter gefahrvollen, aber doch problemlosen „Kind-und-Kegel-Reisen“ sich zu solch problembeladenem weltpolitischem Suchen und Forschen auswachsen ließ. Ich habe nie aufgehört und werde nie aufhören, voll tiefer Dankbarkeit die Begnadung und Beglückung eines so reichen Lebens zu empfinden, das mir die ganze Erde erschloß. Aber ich muß gestehen, daß es Augenblicke gibt, in denen mir die selbst gestellte Aufgabe zu groß und zu schwer erscheint, Augenblicke, in denen die Fülle der Erlebnisse, die Überfülle der Gesichte mich zu erdrücken droht. In solchen Zeiten beneide ich jeden, der einen engbegrenzten Pflichtenkreis hat, ein beschränktes Tätigkeitsfeld. Es erscheint mir ideal, hinter einem Ladentisch stehen und Bücher verkaufen zu dürfen, statt sie schreiben zu müssen.

Ja, es ist tatsächlich ein „Müssen“. So unerhört die Beglückung der gelungenen schöpferischen Gestaltung auch ist, so groß ist oft die Qual und das Elend vorher, wenn sich das nicht formen will, was einem doch ganz klar vorzuschweben schien.

Das klingt seltsam aus dem Munde eines Reiseschriftstellers, der doch nur niederzuschreiben braucht, was er sieht, zu schildern, was er erlebt. Aber wo sind die schönen Zeiten, wo man nur „Land und Leute“ zu beschreiben brauchte, wo die überseeische Welt ein Bilderbuch war, das wir staunend betrachteten. Heute sind nicht nur wir zu dieser Welt gekommen, sondern auch sie zu uns. Der restlos entdeckte Globus ist durch unsere Erfindungen so klein geworden, daß er gewissermaßen über uns hereinbricht. Das gilt bildlich und wörtlich. Zunächst ist das reine Tatsachenmaterial des täglichen Weltgeschehens derart umfangreich, daß nicht einmal, wer sich beruflich damit beschäftigt, es bewältigen kann. Dann aber sind heute ernst zu nehmende, uns in unserm Wohl und Wehe treffende Wirklichkeiten, was gestern allenfalls Gegenstand unserer unbeteiligten Neugier zu sein brauchte, und wovon wir vorgestern noch keine Ahnung hatten.

Es ist kein Zufall, daß mir diese Gedanken gerade hier im Karibischen Meer kommen, in diesem — sagen wir ruhig — heute noch rätselvollen Zentrum Amerikas, in diesem Zwischenreich der beiden Kontinente, das bedeutungslos erscheint gegenüber den beiden Landmassen im Norden und im Süden, und in dem doch immer wieder die Schicksalslose für beide Amerika geworfen wurden.

Wir Europäer und insbesondere wir Deutsche wissen von Mexiko nicht viel und erst recht nicht von Mittelamerika. Warum sollten wir uns auch darum bekümmern? Dieses Gebiet erscheint so abgelegen, rückständig und bedeutungslos neben der Weltmacht, die im nördlichen Amerika entstand, neben den großen Reichen, die auf seiner südlichen Hälfte im Entstehen begriffen sind. Es ist ein ärgerliches, unübersichtliches Land oder vielmehr Ländergemisch, mit seinen ewigen Unruhen und Revolutionen, ein wahrer Balkan Amerikas.

Unwillkürlich drängt sich mir dieser Vergleich auf, aber je mehr ich ihn durchdenke, desto stärker, fast bestürzend überkommt mich die Richtigkeit dieser Parallele. Ist nicht das

mexikanische Hochland genau so die Wiege amerikanischer Kunst und Kultur wie Hellas die des Abendlandes? So wenig wir auch von der vorkolumbianischen Geschichte wissen, das eine erscheint doch ziemlich sicher, daß in Mexiko der erste Mais gezüchtet und angebaut wurde, daß hier Wurzel und Wiege der Maiskultur liegen, die bestimmend wurde für beide Amerika, die dem Staatswesen der Inkas genau so ihren Stempel aufdrückte wie Kunst und Kultur der Mayas; die Lebensgrundlage der Azteken wie der Tolteken war, aller indianischen Stämme bis hoch nach Norden hinauf, und die selbst heute Wirtschaft wie Zivilisation der Vereinigten Staaten entscheidend beeinflußt.

Die hellenistische Zivilisation, die sich vom Isthmus von Korinth aus über die ganze Balkanhalbinsel verbreitete, erlag fremdrässigem Eindringen, wurde unterworfen und überlagert und durchdrang und durchsetzte doch die Eindringlinge und Eroberer; ähnlich erging es der indianischen Zivilisation mit der europäischen Invasion. Die Römer wurden hellenisiert, das Türkenreich brach zusammen. So gehört heute das neuspanische Vizekönigreich der Vergangenheit an. So beginnt die altindianische Gedankenwelt und Lebensauffassung sich wieder durchzusetzen.

Wie auf dem europäischen Balkan; so entstanden auch auf dem amerikanischen Mischrassen und Mischkulturen, zwischen denen Enklaven unvermischter Völkerreste zurückblieben. In beiden Fällen ein vielfaches sich Überdecken und Überschneiden von Völkern, Sprachen und Rassen, von wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Interessenzonen, überschattet von ausländischen Einflüssen, bedroht von fremdem Machtwillen, ein unverständlicher, unentwirrbarer Hexensabbat.

Vergleiche hinken immer, auch geographische und geopolitische, aber nur durch sie lassen sich fremde, schwer erklärbare Gebiete dem heimischen Verständnis nahebringen, werden sie klar umrissene Begriffe, die einem etwas sagen, und mit denen man arbeiten kann. Als solch ein Mittel mag die Be-

zeichnung „amerikanischer Balkan“ dienen, auch wenn er in den letzten Jahrhunderten, vielleicht sogar Jahrtausenden, nicht in dem gleichen Maße Durchzugsgebiet und Völkerstraße war. Aber dafür liegt er weltstrategisch — wenn man diesen Ausdruck prägen darf — wesentlich exponierter.

Auf das Verbindungsstück zwischen den beiden amerikanischen Kontinenten wirken nicht nur von Nord nach Süd Völkerströme, Kräfte und Zerrungen ein, sondern auch von Ost nach West. Nicht nur an die atlantische, sondern auch an die pazifische Küste spülen fremde Einflüsse. Diese Einflüsse werden wachsen mit den modernen Mitteln und Möglichkeiten, welche die Weite von Weltmeeren auf die Breite von Gräben zusammendrücken. Alle Bemühungen, die fernöstlichen Einflüsse zurückzudämmen, werden sie auf die Dauer nicht restlos fernhalten können.

Das Rassenbabel der beiden Städte Panama und Colón ist symptomatisch für das ganze Gebiet um das Karibische Meer. Europa, Asien und Afrika treffen sich hier auf amerikanischem Boden. Auf einem erheblichen Teil der Antillen ist das Ringen bereits zugunsten der schwarzen Rasse entschieden. In Mexiko und Mittelamerika holt die indianische zum entscheidenden Schlage aus.

Aber es handelt sich ja nicht nur um ein Ringen der Rassen, sondern gleichzeitig um einen Kampf der Ideen, der Wirtschaftsinteressen, der politischen Mächte. Europa und Asien haben nicht nur ihre Menschen hierher geschickt, sondern auch ihre Gedanken. Das alles vereint sich zu einem gordischen Knoten, den nicht einmal der Schwertstreich zerteilen könnte. Mächte kämpfen unter falscher Flagge, Ideen tarnen sich, Parteien verfechten das Gegenteil ihres offiziellen Programms. Keine Begriffsbestimmung trifft zu. Demokratien sind Diktaturen und umgekehrt, angeblich marxistische Regierungen in Wirklichkeit kapitalistische. Blutbefleckte Gewalthaber, deren Mordtaten jedermann genau kennt, geben sich als Präsidenten bürgerlich-liberaler Republiken aus und

werden von der Vormacht der Demokratie, den Vereinigten Staaten, anerkannt und gestützt. Roten Menschen, die für Raum und Rasse, für Blut und Boden kämpfen, reden weiße Agitatoren ein, sie seien internationale Kommunisten. Menschen, die nichts wollen als ein Stückchen Heimaterde, sollen für die weltrevolutionären Ziele Moskaus gewonnen werden.

Diese demagogische Verlogenheit, dieses bewußte Benutzen einer unzutreffenden Begriffsbestimmung, dieses Kämpfen unter falscher Flagge aber ist die schlimmste Zersetzungerscheinung des amerikanischen Balkans. Ohne klaren Einblick in sie sind die Probleme Mittelamerikas, ja ganz Amerikas, nicht verständlich. Dieser „Balkan“ steht ja nicht für sich allein, sondern in engem Kontakt mit dem übrigen Amerika. Wenn Lewis, der sich bald kommunistisch, bald demokratisch gebärdende Gründer und Führer der „C. I. O.“, der neuen radikalen Gewerkschaft in USA., Abkommen mit den Gewaltigen des Stahltrusts und mit General Motors trifft, so mögen da ähnliche geheime Abmachungen vorangegangen sein wie zwischen Calles und Morrow. Wenigstens gibt es in USA. Leute, die dieser Ansicht sind, und der Sekretär Henry Fords meinte mir gegenüber, bei den Sitzstreiks handle es sich letzten Endes um ein abgekartetes Spiel zwischen Lewis und etlichen Finanzgrößen auf Kosten der von Wallstreet noch nicht abhängigen Unternehmer.

Das mag übertrieben sein, aber der soziale Kampf wird größtenteils in USA. wie in Mexiko unter falschen Parolen geführt. Die indianischen Peone, die Land und Befreiung vom Druck des fremden Kapitals fordern, sind im Grunde nationale Sozialisten. Aber sie fechten unter der marxistischen oder kommunistischen Fahne, die ihre Führer um so heftiger schwingen, je mehr sie die öffentliche Aufmerksamkeit von ihren privaten Geschäften ablenken wollen. Aus diesem Grund hat man auch in keinem andern Lande Franco und das nationale Spanien so laut geschmäht und die Roten von Madrid und Valencia derart gefeiert und mit Waffen unterstützt wie in

Mexiko. Das war eine gute Gelegenheit, vor dem eigenen Proletariat wieder einmal die eigene marxistische Gesinnung und kommunistische Solidarität zu beweisen, ohne daß es einen etwas kostete. —

Das Karibische Meer ist heute ein amerikanischer Binnensee. Wir Europäer und insbesondere wir Deutsche haben dort nicht mehr viel zu suchen und nicht mehr viel zu verlieren. So könnte es uns eigentlich gleichgültig sein, wie die Revolution auf dem amerikanischen Balkan abläuft. Trotzdem berührt sie uns, nicht nur um ihrer Einwirkung auf das übrige Amerika willen. Die Welt ist heute eine Einheit geworden. Jede Erkrankung eines ihrer Glieder bedroht alle übrigen, trotz aller nationalen Abschließung.

Als ich vor nunmehr fast einem Menschenalter in den Balkankrieg fuhr, da blickte die Mehrzahl der europäischen Zeitungsleser auf das sich in dieser Ecke Europas abspielende Ringen nicht anders wie der behäbige Bürger aus Goethes „Faust“, der behaglich vor sich hinbrummt: „Wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen...“

Heute ist selbst der „Balkan Amerikas“ für uns nicht mehr „hinten weit in der Türkei“. Die großen Entscheidungen, die sich dort für die rassische Gestaltung der Neuen Welt vorbereiten, werden auch auf die Alte Welt zurückfallen und damit nicht zum wenigsten auf Deutschland, das Herz und den Kern Europas.

Colin Roß

Mexiko

1.

Der Pan American Highway

Nauvos

Unsere Sachen sind wieder einmal gepackt. Was wir brauchen, liegt im Auto, das übrige ist bei Renate verstaubt. Renate kommt mit Semesterschluß nach. Sie kann ihre Universitätsarbeit nicht im Stich lassen, während es bei Ralph keine Rolle spielt, ob wir ihn ein paar Wochen früher aus der Schule nehmen. In den Tropen kann man während der Regenzeit im allgemeinen nur auf asphaltierten Autobahnen fahren. Optimisten behaupten zwar, der Pan American Highway sei so gut wie fertig, zum mindesten seien von den 13 210 Meilen der „Teilstrecke Washington—Buenos Aires“ 10 991 befahrbar.

Das ist echt amerikanisch, auf die einzelne Meile genau die Länge einer Strecke anzugeben, die es noch gar nicht gibt, ja, deren Trasse noch nicht einmal feststeht. Wirklich fertig und zu allen Zeiten befahrbar ist die panamerikanische Autostraße nur im Gebiet der Vereinigten Staaten. Schon in Mexiko hapert es. Vom südlichen Mexiko an gibt es in den verschiedenen mittel- und südamerikanischen Staaten Wege, die mehr oder weniger das ganze Jahr hindurch befahrbar sind. Einzelne sind sogar wunderbar ausgebaut, so daß sie als Teilstrecken der geplanten gesamtamerikanischen Autostraße gelten können. Aber was nützt das? Solange an der Strecke Washington—Buenos Aires auch nur eine einzige Meile fehlt, ist sie für den Durchgangsverkehr unbenutzbar. Es ist ja nicht wie in Europa, daß man eine unfertige oder noch im Bau befindliche Strecke umfahren kann. In der Dschungel- oder Bergwildnis Mittel- und

Südamerikas kann man keinen Verkehr umleiten. Wo die feste Straße fehlt, und sei es auch nur für ein Kilometer, da hört eben jeder Autoverkehr auf. Da gibt es Cañons, Abgründe, Schlünde, Urwalddickicht und Sümpfe, über die und durch die sich kein Wagen bringen läßt.

So wird es noch gute Weile haben, ehe man von den Vereinigten Staaten nach Argentinien im eigenen Wagen fahren kann. Einstweilen ist es sogar fraglich, ob wir auch nur bis zur mexikanischen Hauptstadt kommen werden. „Zwischen Tama-zunchale und Jacala ist die Straße nach Mexiko gesperrt“, sagte uns auf Anfrage der mexikanische Generalkonsul in Chikago. Das ist gemessen an der Gesamtstrecke nicht lang, etwa 90 Kilometer. Aber es sind gerade die 90 Kilometer, die die Autostraße aus der Küstenniederung auf das Hochplateau hinaufführt, aus wenig über Meereshöhe auf 3000 Meter. Das sagt alles.

Wir fahren natürlich trotzdem. Irgendwie werden wir schon durchkommen. An sich ist die Straße bis zur Stadt Mexiko ja fertig. Das Stück, das auf das mexikanische Gebirgsmassiv hinaufführt, ist nur so schwierig und steil, daß es immer wieder zu Bergrutschen und Felsstürzen kommt. Aber dafür, daß die mexikanische Strecke einmal ebenso gut und unter allen Umständen befahrbar sein wird wie die amerikanische, dafür werden die Vereinigten Staaten schon sorgen. Die Autostraße durch die ganze Länge des amerikanischen Kontinents, von der Bering- bis zur Magellanstraße, von Alaska bis Feuerland, wird wahrscheinlich das Schicksal der berühmten Kap-Kairo-Bahn teilen, das heißt, man wird viel von ihr reden und sie nie zu Ende bauen. Der Pan American Highway wird für lange, wenn nicht für immer, ein Phantasiegebilde bleiben, die Straße nach Panama aber wird einmal — und wahrscheinlich in nicht gar so langer Zeit — Wirklichkeit werden.

Damit ist nicht gesagt, daß nicht auch derartige Phantasien sehr nachhaltig auf die gegenständliche Welt einwirken könnten. Es ist kein Zweifel, daß die kühne, ihrer Zeit vorausseilende Idee von Cecil Rhodes, eine Bahn durch die ganze Länge des afrika-

nischen Kontinents zu bauen, einen starken Ansporn für die Erschließung Afrikas bedeutete. Daß sie bis heute nicht vollendet ist, und wahrscheinlich auch nicht so bald vollendet werden wird, beruht darauf, daß sie sich durch die Entwicklung anderer Verkehrsmittel, insbesondere des Autos, erübrigt hat.

Ähnlich wird es mit der panamerikanischen Verkehrsschlagader gehen. Hier hat man bereits von vornherein statt einer Bahn eine Autostraße geplant, allein, für eine durchgehende Landverbindung liegt in Amerika eine noch geringere wirtschaftliche Notwendigkeit oder auch nur Möglichkeit vor als in Afrika. So gibt es bis zum heutigen Tag noch keine Landverbindung zwischen der nördlichen und der südlichen Hälfte des amerikanischen Kontinents, außer zu Pferd. Bis heute bliebe als Verkehrsmittel zwischen Nord- und Südamerika nur das Schiff, nicht anders als zu den Zeiten von Magellan oder Francis Drake, hätte nicht das Flugzeug in allerjüngster Zeit alle Verkehrsbegriffe revolutioniert, in Amerika noch ganz anders als in Europa. In Kürze wird eine panamerikanische Verkehrslinie durch die Luft führen und damit die Straße mehr oder weniger überflüssig machen.

Eine regelmäßige Fluglinie durch die ganze Länge des amerikanischen Kontinents gibt es einstweilen noch nicht. In dieser Hinsicht ist Afrika Amerika voraus. Es gibt Flugstrecken von der Küste Alaskas ins Innere. Man kann vom südlichen Kanada bis an den Rand des Eismeeers fliegen. Es gibt Flugmöglichkeiten im südlichen Südamerika. Der regelmäßige Flugdienst reicht jedoch einstweilen nur von den Vereinigten Staaten bis zu der Linie Buenos Aires—Santiago. Allein die Durchführung eines panamerikanischen Luftverkehrs ist nur eine Frage der Zeit. Damit sinkt die geplante Autostraße zu einer Idee herab, die sehr beflügelnd ist, sehr berauschend, deren Überführung in die Wirklichkeit jedoch allzuviel Geld kosten und zuwenig einbringen würde, um in naher Zukunft verwirklicht zu werden.

Man kann heute Kanada noch nicht einmal in ostwestlicher

Richtung im Auto durchqueren, und man wird es auch nicht so bald können. Es liegt bei dem geringen Verkehr über diese Strecken auch keine Notwendigkeit für eine Autostraße vor. Wer will, kann ja mit der Bahn fahren oder seinen Wagen auf dem Umweg über die Vereinigten Staaten aus Quebec und dem östlichen Ontario in die Prärieprovinzen bringen.

Im nördlichen Kanada liegen die Bodenverhältnisse noch sehr viel ungünstiger. Der Bau der Bahnlinie an die Hudsonbucht hat gezeigt, was es kostet, in der Tundra einen festen, tragfähigen Untergrund zu schaffen. Auf der andern Seite hat man erkannt, was man mit Flugzeugen machen kann. Die ganze Minenindustrie im nördlichen Kanada beruht ausschließlich auf dem Flugzeug. Ausbeute wie Arbeiter und Maschinen werden auf dem Luftweg befördert. In Südamerika aber liegt aus andern Gründen keine Notwendigkeit für eine Südnord-Verbindung zu Lande vor. Dieser Teil von Amerika ist einstweilen immer noch in erster Linie längs der Küste entwickelt. Das zeigt auch die Streckenkarte der Pan American Airways, die zwei Routen nach Südamerika befliegen; die eine folgt genau der atlantischen, die andere der pazifischen Küste. Hier wird also noch auf lange hinaus für den gewöhnlichen Verkehr an Gütern und Passagieren das Schiff, für den eiligen das Flugzeug die entscheidende, wenn nicht die ausschließliche Rolle spielen.

Trotzdem wird man auch in Zukunft viel von der panamerikanischen Straße reden und schreiben; denn sie liegt nun einmal auf der Linie der panamerikanischen Idee genau wie die panamerikanischen Konferenzen. Panamerika ist eine Utopie, die panamerikanische Idee ein politisches Instrument der USA.

Panamerika als politische, wirtschaftliche oder kulturelle Einheit ist noch auf lange hinaus nicht oder niemals zu verwirklichen. Vielleicht wird gerade deshalb diese Idee von seiten der Vereinigten Staaten so gepflegt und gefördert, weil sie ein Schild ist, hinter dem unverdächtig der andere wesentlich wirklichkeitsnähere Gedanke Gestalt gewinnen kann: die Straße nach Panama.

Die Straße nach Panama

Muscogee

Auf der Fahrt nach Mexiko fahren wir in Missouri bei Freunden vorbei. Die haben gerade Besuch von ihrem Ältesten: „Jetzt mitten im Semester?“ fragte ich erstaunt. „Ach, ich bin nur auf ein paar Stunden übergekommen“, antwortete der Junge, „um ‚Mam‘ zum Geburtstag zu gratulieren. Heute abend fahre ich ins College zurück.“

„Wie lange fahren Sie denn?“

„Nicht lange“, ist die Antwort. „Ich denke, daß ich kurz nach Mitternacht da bin. Es sind ja nur 400 Kilometer!“

400 Kilometer, das ist in Amerika nicht zu weit, um rasch mal zum Geburtstag der Mutter überzukommen. So sind die etwa zweiundeinhalbtausend Kilometer nach Mexiko nicht zuviel für eine Urlaubs- und Ferienreise, selbst wenn nicht allzuviel Zeit dafür zur Verfügung steht. Für den Amerikaner bedeutet Autofahren an sich bereits Lebenserfüllung, je mehr, desto besser. Bei den durchweg vorzüglichen Straßen lassen sich phantastische Reisegeschwindigkeiten erzielen, besonders wenn man sich am Steuer abwechselt und Tag und Nacht durchfährt. Auf diese Weise rückt mit dem Ausbau des mexikanischen Autostraßennetzes die Republik südlich des Rio Grande für den Durchschnittsamerikaner in die Reichweite des üblichen Ferienziesles.

Die Mexikaner haben seit Jahren mit Hochdruck daran gearbeitet. Sie versprechen sich viel davon für den Touristenverkehr. So fremdenfeindlich Mexiko in den letzten Jahren auch geworden ist, und so sehr es jedem Ausländer die dauernde Niederlassung erschwert, ja unmöglich macht, Touristen will es haben. Für die aber mußte man Autostraßen bauen. Amerikanische Touristen, auf die man naturgemäß in erster Linie rechnet, ziehen das Auto jedem andern Verkehrsmittel vor. Der

Durchschnittsamerikaner ist es nun einmal so gewöhnt, für die Ferien die ganze Familie mit Sack und Pack in seinen Wagen zu verladen und loszufahren. So reiste er bisher nach Kalifornien, nach Florida, und so fängt er jetzt an, nach Mexiko zu fahren. Dieses Land ist in letzter Zeit überaus populär geworden in den Staaten. Eine Fülle von Büchern und Reiseführern ist darüber erschienen; Prospekte, die die Psychologie des Amerikaners kennen, locken ihn: „Warum die Umstände und Kosten einer Seereise auf sich nehmen, um die ägyptischen Pyramiden zu sehen, wenn du viel größere und ältere im Auto besuchen kannst?“

So wird sich ohne Zweifel ein Strom von Touristen nach Mexiko ergießen, sobald der panamerikanische Autoweg erst einmal ohne Rutschungen und zeitweise Sperrungen das ganze Jahr befahrbar ist. Er wird auch ein gut Teil der ersehnten Dollar dalassen, freilich auch allerlei anderes, was sich in der Folge vielleicht als weniger erwünscht erweisen wird. Es ist sehr merkwürdig. Der Mexikaner haßt und fürchtet den Amerikaner. Auf der andern Seite empfindet man Neid und Bewunderung für den großen Nachbarn im Norden und eine gewisse Sympathie. Trotz aller Nationalisierungsbestrebungen der letzten Jahre, der Rückindianisierung und des Feldgeschreis „Mexiko den Mexikanern“, möchte man doch auch alles so neu, so schön und so modern haben wie in USA. Man baut Wolkenkratzer in der Hauptstadt, Hotels mit Privatbädern und amerikanischer Bar, und man baut vor allem Autostraßen.

Nur die wenigsten Mexikaner aber sind sich bewußt, daß der Pan American Highway, der angeblich aus lauter Sympathie für die lateinamerikanischen Brudervölker gebaut wird, im Grunde nichts anderes ist als die „Straße nach Panama“ und damit der stärkste Ausdruck des amerikanischen Imperialismus und seines Strebens, den Kontinent vom Pol bis Panama unter seine Kontrolle zu bringen. Trotz Flotte und Luftgeschwader ist die Kanalzone im Kriegsfall erst dann sicher in amerikanischem Besitz, wenn sie durch eine Landverbindung

mit den Staaten verknüpft ist. Diese Landverbindung bauen jetzt die Mexikaner, die Guatemaler und die übrigen mittelamerikanischen Nationen für den großen Bruder, und sind noch stolz darauf.

Eine Straße läßt sich im Kriegsfall nicht so rasch und langdauernd sperren wie eine Bahn. Eine gesprengte Straßenbrücke läßt sich leicht durch Pontons ersetzen. Eine Straße hat für die Union überdies den Vorteil, daß sie den Geist Amerikas rascher und ausgiebiger in die lateinamerikanischen Länder hineinträgt.

Die ersten Schrittmacher des Amerikanismus waren die Eisenbahnen. Als ich vor dem Krieg in Mexiko weilte, konnte ich unschwer feststellen, wie längs der Bahnen die Mexikaner ganz anders unter amerikanischem Einfluß standen als abseits von ihnen. In der Hauptsache beschränkte sich freilich diese Amerikanisierung auf das Bahnpersonal. Obgleich sich dieses fast durchweg aus Mexikanern zusammensetzte, während sich die Bahnen in amerikanischem Besitz befanden, war es — vielleicht ohne es selbst zu wissen — bereits stark amerikanisiert. Ich habe mich lange mit einem Schaffner unterhalten, der besser englisch als spanisch sprach und offen zugab, daß er sich eigentlich mehr als Amerikaner fühlte denn als Mexikaner. Er hatte über zwanzig Jahre in den Staaten gelebt, und ein Mexikaner, der sich einmal an die amerikanische Lebensweise gewöhnt hat, findet sich nur schwer in die mexikanische zurück. Aber jeder Mexikaner, der englisch spricht, findet eine doppelt so gute Stellung als ohne diese Sprachkenntnisse.

Darin liegt auch der stärkste Anreiz zur Anglisierung. Diese wird eben durch Autostraßen noch ganz anders ins Land getragen als durch Bahnen. Das Auto ist zwar eine deutsche Erfindung, allein, es wirkt nun einmal in der ganzen Welt, zum mindesten der außereuropäischen, als eine amerikanische. In Lateinamerika ist jedes Auto, jede Tankstelle ein Exponent und ein Propagandist amerikanischen Wesens. Das gilt in erster Linie von der Sprache. Die meisten technischen Ausdrücke

werden ohne weiteres aus dem Englischen übernommen, und alle, die mit dem Auto zu tun haben, auf Tankstellen, Reparaturwerkstätten und Garagen, bemühen sich, soviel Englisch wie möglich aufzuschnappen und mit den Durchfahrenden in dieser Sprache zu sprechen. Dazu kommen all die übrigen Kreise, die von den Fremden leben oder von ihnen Nutzen haben, die Wirte, Geschäftsleute, die Banken und die Straßenhändler.

Fremdenverkehr ist für jedes zivilisatorisch tieferstehende Land mit einer niedrigeren Lebenshaltung eine zweifelhafte Wohltat. Für Mexiko kommt erschwerend hinzu, daß der fremde Einfluß einseitig von Amerika ausgeht, und daß er sich bereits ohnehin überstark bemerkbar macht. Den Amerikanern gehört praktisch Mexiko, wenigstens alles, was der Mühe wert ist. Die 30 000 in Mexiko lebenden Amerikaner kontrollieren die wichtigsten Minen und Ölfelder, dazu einen erheblichen Teil der Bahnen und der übrigen Industrie. Amerika besitzt in Mexiko für 400 Millionen Dollar Minen, für 550 Millionen Dollar Ölquellen. Sein Gesamtbesitz an Bahnen und Anleihen beträgt anderthalb Milliarden Dollar! Von dem gesamten mexikanischen Nationalvermögen befinden sich mindestens 40 v. H. in amerikanischen Händen. Überdies liefern die Vereinigten Staaten dreiviertel der mexikanischen Einfuhr und nehmen fünf Sechstel seiner Ausfuhr ab. Da sie so mächtig sind, daß die Mexikaner nicht daran denken können, die amerikanische Wirtschaftshoheit abzuschütteln oder mit Gewalt zu brechen, kann man verstehen, daß ihre Gefühle gegen den nördlichen Nachbar, den Colosso del Norte, ein Gemisch von Haß, Furcht und Bewunderung sind, und daß sie ständig zwischen den beiden Richtungen schwanken, alles Amerikanische abzulehnen oder es fanatisch nachzuahmen.

Inzwischen aber wird die große Autostraße nach Panama durch die ganze Längsausdehnung Mexikos hindurch weitergebaut, trotz aller Schwierigkeiten, trotz aller Bergrutsche und Überschwemmungen durch die Tropenregen. Auf ihr marschiert das Sternenbanner unsichtbar, aber unaufhaltsam nach Süden.

Im mexikanischen „Pittsburg“

Monterrey

Der Zugang zur „Internationalen Brücke“, die Laredo mit Nuevo Laredo verbindet, ist auf der amerikanischen Seite derart durch Zollamt und Paßsperrren verbaut, daß er wie ein Engpaß wirkt. Das soll er auch. Die Vereinigten Staaten legen auf unbehinderten Zugang von Mexikanern durchaus keinen Wert. Als man anfangs der zwanziger Jahre anfang, die Grenze zu sperren, da schloß man zunächst nur den europäischen Einwandererstrom aus. Aus sentimentalen panamerikanischen Vorstellungen ließ man Mexikaner auch weiterhin ins „Gelobte Land“ herein. Außerdem waren diese billigen anspruchslosen Arbeitskräfte der Schwerindustrie sehr erwünscht. Als die Depression hereinbrach, hatte man dadurch etliche hunderttausend Mexikaner auf dem Hals. Daraufhin sperrte man die Grenzen nicht nur nach Ost und West, sondern auch nach Nord und Süd hermetisch.

Die Einwanderung nach Mexiko ist heute genau so erschwert wie nach USA. Auch Mexiko will niemanden, der seinen eigenen Staatsbürgern Brot und Arbeit wegnehmen könnte. Das ist heute auf der ganzen Welt überall das gleiche. Erwünscht sind allerorten nur Touristen, Leute, die Geld dalassen und wieder gehen. So wird man auch in Mexiko als Tourist bevorzugt und mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit empfangen, auch wenn man aus Amerika in einem amerikanischen Wagen kommt und für einen Amerikaner gehalten wird. Entpuppt man sich dann als Deutscher, so steigert sich die Höflichkeit zur Herzlichkeit, es sei denn, man stößt auf einen marxistischen oder kommunistischen Gewerkschaftsangehörigen. Im Grunde sind die Mexikaner, wenigstens die reinblütigen mexikanischen Indios, alles andere als Bolschewiken, aber man hat sie nun einmal seit Jahren mit kommunistischer Propaganda über-

füttert. Der Zöllner, der mich und meinen Wagen abfertigte, hatte sich jedoch die freundlichen Gefühle für Deutschland bewahrt. Er drückte mir mit einem „Aleman, muy bien!“ die Hand und nahm mir nicht einmal das vorgeschriebene Depot für mein Auto ab. —

Der Rio Grande del Norte bildet die Grenze zwischen den beiden Vereinigten Staaten, denen von Amerika und Mexiko. Auch die letzteren sind ja Bundesstaat, der mit nicht geringeren Ansprüchen als der große Bruder im Norden sein staatliches Eigenleben begann. Deshalb wird auch in keiner andern amerikanischen Republik den USA. ihr Anspruch, sich „Vereinigte Staaten von Amerika“ zu nennen, derart heftig bestritten. Auf allen mexikanischen Karten sind sie als „Estados Unidos de America del Norte“ angeführt. Im Sprachgebrauch bürgert sich freilich das kürzere „Estados Unidos“ und „Americanos“ immer mehr ein, zum mindesten in dem amerikanisch-mexikanischen „Zwischenreich“, dessen Pol und Zentrum in USA. San Antonio, in Mexiko Monterrey bilden.

Trotz aller Absperrungsversuche von beiden Seiten geht der ungesetzliche Verkehr und Austausch über den Rio Grande hin und her. Trotz seines Namens als der „Große Fluß des Nordens“ erfüllt er seine Aufgabe als Grenzsperre nur sehr unvollkommen. In seinem Oberlauf kann man ihn bequem durchwaten, und selbst hier, so nahe der Mündung, macht er einen recht kümmerlichen Eindruck. In jedem Fall gibt es überall Furten, die man während des ganzen Jahres passieren kann. Als ich während des mexikanischen Revolutionskrieges in Texas weilte, gingen die Waffen- und Munitionstransporte jede Nacht über den Fluß. Ein Offizier der amerikanischen Grenzwache meinte mir gegenüber damals, daß das gesamte amerikanische Heer nicht reichen würde, die Grenze wirksam zu sperren. Wie recht er hatte, erwies sich im Jahre 1917, als Pancho Villa mit seinen Reitern über den Rio Grande setzte und ungestraft die texanische Stadt Columbus überfallen und plündern konnte.

Solange die Depression anhielt, brauchte man freilich keine Grenzsperrre. Da kam ohnehin kein mexikanischer Arbeiter nach USA. Im Gegenteil, viele kehrten zurück, durch die versprochene Landverteilung angelockt. Heute hat wieder eine rückläufige Bewegung eingesetzt. Die Landzuteilung ist nicht ganz so großartig, wie man sie sich vorgestellt hatte, und in USA. winkt wieder Arbeit und hoher Lohn. Da es dort keine Einwohnermeldeämter und überhaupt keinerlei Kontrolle der Bevölkerung gibt, kann beliebig lange dort leben und arbeiten, wem der Grenzübertritt geglückt ist. Er muß nur vermeiden, mit den Behörden in Berührung zu kommen; denn in diesem Falle kann natürlich der unrechtmäßige Aufenthalt entdeckt und der Eindringling deportiert werden.

Somit gibt es eine wachsende Schicht, die abwechselnd beiderseits des Rio Grande lebt und arbeitet, und die dahin wirkt, daß die beiden Grenzgebiete mehr und mehr einander angleichen. Setzte man vor dem Weltkrieg über den Rio Grande, so war es wie der Übergang in eine andere Welt. Heute ist zwischen den beiden Laredos nur mehr ein gradueller, kein prinzipieller Unterschied.

Auch das Land beiderseits der Autostraße nach Monterrey könnte ebensogut in Texas liegen. Nun darf man allerdings nicht vergessen, daß es zu einem erheblichen Teil Amerikanern gehört und von Amerikanern bewirtschaftet wird. Dem Gesetz nach ist das freilich verboten. In einem Streifen von 100 Kilometern von der Landesgrenze aus gerechnet, von 50 Kilometern von der Küste aus, darf kein Ausländer Grundbesitz haben. Bisher verstanden die ausländischen Grundbesitzer freilich, dieses Gesetz durch Strohmänner zu umgehen, aber sie werden doch mehr und mehr ihre Ländereien aufgeben müssen.

Der Staat Nuevo León gilt als einer der reichsten und „fortschrittlichsten“ des mexikanischen Bundes, und seine Hauptstadt Monterrey führt den Beinamen eines amerikanischen Pittsburg. Der Name stammt allerdings augenscheinlich von Leuten, die nie in Pittsburg waren. Die Essen der Stahl-

werke müssen sich im Verein mit den Kaminen der beiden großen Brauereien schon sehr anstrengen, um den blauenden Himmel über der Stadt auch nur ein wenig zu verdüstern, während über dem echten Pittsburg tagaus, tagein eine schwere dunkle Rauch- und Dunstwolke lastet.

Aber für Mexiko, das ein ganz junges Industrieland ist, das, abgesehen von Minen- und Ölfeldern, bis vor kurzem überhaupt kaum Fabrikbetrieb kannte, ist Monterrey eben die Industriestadt. In letzter Zeit beginnt freilich die Hauptstadt in dieser Hinsicht aufzuholen, zumal sich hier der Mittelpunkt der Arbeiterbewegung und gewerkschaftlichen Organisation befindet. Wenn sich nun auch die Stahlwerke in Monterrey in keiner Weise mit denen von Pittsburg vergleichen lassen, so können seine Brauereien sich doch rühmen, daß ihr Bier nicht nur überall in Mexiko getrunken, sondern auch nach Kuba und den Antillen, ja selbst nach Texas und Kalifornien ausgeführt wird.

Die Löhne sind im mexikanischen Pittsburg wesentlich niedriger als im amerikanischen. Dieser Vorteil wird für den Unternehmer freilich mehr als wettgemacht durch die ewigen Streiks. Die Fabrikanten können sich gegenüber unberechtigten Forderungen der Arbeiter nicht einmal durch die Waffe der Aussperrung wehren. Als die Industriellen Monterreys, müde der ewigen Streiks und der Unterstützung der Ausständigen durch die Behörden, eine Abordnung nach der Hauptstadt schickten, um sich bei dem Präsidenten zu beklagen und mit Schließung ihrer Betriebe zu drohen, warnte sie Cardenas vor Anwendung der Aussperrung. „Es gibt einen sehr einfachen Ausweg für Unternehmer, die der sozialen Streitigkeiten müde sind“, meinte der Präsident. „Sie brauchen bloß ihre Betriebe den Arbeitern oder der Regierung zu übereignen. Das würde ich eine patriotische Tat nennen, aber Aussperrungen werde ich nicht dulden.“

Auch als wir in Monterrey weilen, sind gerade irgendwelche Unruhen. Das enge Gäßchen seitwärts von unserm Hotel an der Plaza Zaragossa ist voll von Menschen. „Schwarz von Menschen“ kann man in Mexiko nicht sagen, denn die Masse der

Bevölkerung trägt noch immer die traditionellen weißen Kittel und Hosen, die wie Pyjamas aussehen. Hier in Monterrey tritt an ihre Stelle freilich mehr und mehr der blaue Overall, das äußere Kennzeichen des amerikanisierten Mexikaners.

Die heimkehrenden amerikanischen Touristen bringen ihrerseits Stöße von mexikanischen Kleidungsstücken mit, und wenn sie diese Kleider auch nicht tragen, so sind sie doch auch ihrerseits einer gewissen, wenn auch unmerklichen „Mexikanisierung“ unterlegen, die mit dazu beiträgt, die Gegensätze zwischen den beiden ursprünglich so abgrundtief voneinander verschiedenen Ländern auszugleichen.

4.

Durch die Orchideenwildnis der Tierra Caliente

Villa Juarez

Monterrey liegt am Rande des riesigen Hochplateaus, das das Innere Mexikos ausfüllt und nach beiden Seiten mauerartig gegen die Ozeane abfällt. Dieses Plateau steigt von dem tiefen Einschnitt des Colorado River in den Vereinigten Staaten nach Süden zu an und ist von einer fast unheimlichen Geschlossenheit. Seiner Einwirkung auf die Psyche kann sich selbst der fremde Besucher kaum entziehen. Es war der Sitz zahlreicher hoher Kulturen, die weit über die Aztekenzeit hinausgehen. Es war und ist der eigentliche Lebensraum und Mittelpunkt der Völkerschaften, die nach Mexiko kamen.

Mit diesem Hochplateau verglichen waren die vorgelagerten Küstenlandschaften stets bedeutungslos, zumal die östliche unter allzu großer Feuchtigkeit, die westliche umgekehrt unter allzu starker Trockenheit leidet. In diese atlantische Küstenzone führt jetzt die Autostraße von Monterrey hinab. Durch sie wird ein bisher völlig unberührtes Gebiet erschlossen. Diese feuchtheiße tropische Niederung ist in vor- wie in nachaztekischer

Zeit nur dünn besiedelt gewesen, obgleich der gute Boden im Verein mit den reichlichen Niederschlägen große Möglichkeiten, vor allem für Zucker, bietet.

Trotzdem ist das Land, durch das die Autostraße führt, zum großen Teil noch Dschungel, und zwar ein Dschungel, so wild, so wuchernd, so voll Getier, wie man es in Indien und Afrika nicht besser finden könnte. Beiderseits des Weges ein lianenverfilztes Dickicht, von den wunderbarsten, leuchtendsten Orchideen überwuchert. Bäume, deren ursprüngliche Stämme unter dem Gewirr der sie umwindenden Schlingpflanzen nicht mehr zu erkennen sind, bemoost, flechtenüberzogen, umrankt, voll Knollen und Zwiebeln, die aus modernden Astlöchern hervorquellen und denen die unwahrscheinlichsten Blüten, Rispen und Ranken entsproßen; gefleckte, getigerte, gestreifte, weiße, violette, blaue, rote und orangene.

Die glatte Asphaltdecke der funkelnagelneuen Autostraße steht in seltsamem Gegensatz dazu. Der besondere Reiz großer transkontinentaler Autostraßen in tropischen Gebieten, daß sie in dichteste, sonst völlig unzugängliche oder doch nur unter den größten Schwierigkeiten und Mühen zugängliche Wildnis führen, ist hier besonders stark. Noch ist die Wildnis unberührt. Noch hat sie sich nicht vor der Technik der Straße und dem Einfall der Maschine zurückgezogen. Dazu ist alles noch zu neu, die Straße noch zu wenig benützt. Mensch und Tier, denen wir begegnen, ist anzumerken, daß noch nicht viele Autos an ihnen vorübergefahren sind. Die Straße ist gewissermaßen noch „nur für Fußgänger“; denn was wir treffen, kommt leichtbeschwingt, auf nackten Sohlen oder in primitiven Sandalen daher, den Wasserkrug auf dem Kopf oder eine schwere Last auf dem gebeugten Rücken. Die Sonne brennt. Wie ein unbarmherzig starres Eisenband liegt die Straße über der Landschaft.

Ein Vogel schreckt hoch und flattert, uns unsichtbar, durch das dichte Geäst. Mitten auf der Straße liegt ein Stein. Vorsichtig nehme ich ihn zwischen die Räder. „Halt! Halt! — eine Schildkröte.“ Ärgerlich ziehe ich die Bremsen. Da schiebt sich



Der Pan American Highway. Zwei Welten treffen sich auf ihm

An einer Furt des Rio Grande del Norte (S. 28)



Noch heute sieht man, trotz Pferd und Esel, trotz Bahn und Auto, durch das ganze Land straßauf, straßab den lastenschleppenden Indio (S. 32)



Das war es ja gerade! Diese Straße hätten wir nach Ansicht der mexikanischen Polizei nie photographieren dürfen (S. 33)



der Stein, den wir bereits etwa 40 Meter hinter uns gelassen, schnurgerade über die Straße. Rasch entschlossen kehre ich um. Wahrhaftig eine Schildkröte, die sich verlaufen und gerade wieder dem heimatlichen Dschungel zustrebt. Natürlich muß sie mit. „Tortuga“ hat uns auf der ganzen weiteren Reise begleitet. Von den großen Katzen, die in der „Tierra Caliente“ zu Hause sind, sahen wir leider nichts. Nur ein geradezu hinreißend schönes Fell in einer ärmlichen Hütte des nächsten Dorfes. Auf meine Frage, wieviel es koste, bekomme ich nur ein freches Grinsen zur Antwort.

Der ganze Ort besteht aus halb verfallenen Lehmhäusern und armseligen Stroh- und Schilfhütten, die in seltsamem Gegensatz zu der Autostraße stehen. So klein er auch ist, so gibt es doch eine Tankstelle. Ein mexikanischer Mechaniker, der ein paar Jahre in Detroit gearbeitet hat, eröffnete sie in seinem Heimatfleckchen, zusammen mit einer „Garage und Autoreparaturwerkstätte“. Einstweilen besteht beides freilich nur aus einem baufälligen Schuppen, allein, einen Reifen würde man wohl geflickt bekommen.

Während der Mann mit dem Reifen beschäftigt ist, bum-meln wir im Ort. Die Hitze des Tages versickert mit sinkender Sonne. Limon — so heißt der Ort, wie ich nach langem Fragen feststelle — hat schon Feierabend gemacht. In kleinen Gruppen sitzen Männer und Frauen vor den Eingängen der Hütten und wedeln sich mit ihren großen Hüten die Fliegen vom Leibe, von denen es eine erkleckliche Anzahl zu geben scheint. Ein kleines Kind, das am Rand einer Pfütze sitzt und mit dem Finger im Schlamm herumwühlt, ist ganz bedeckt mit Fliegen. Die Leute in Limon scheinen sehr arm zu sein. Um so malerischer sind ihre Gewandungen, um so kühner der Schwung ihrer Hüte. Zum Glück haben wir noch Licht genug, daß Ralph ein paar Aufnahmen machen kann.

Hintennach wäre es mir allerdings lieber gewesen, die Sonne hätte sich mit dem Untergehen mehr beeilt; denn die Bewohner von Limon sind gerade das, was die mexikanische

Behörde von Touristen nicht photographiert haben will. Über das, was photographiert und was nicht photographiert werden darf, hat nämlich die mexikanische Polizei einen langjährigen Kampf mit den amerikanischen Touristen geführt. Das heutige Mexiko will nicht nur ein moderner Staat sein, sondern auch das Land der siegreichen proletarischen Revolution, die an Stelle eines vom Großgrundbesitz ausgebeuteten armseligen Proletariats eine selbstbewußte, wohlgenährte und wohlgekleidete Arbeiterschaft gesetzt hat. Mit diesem Anspruch ließen sich die Aufnahmen schlecht vereinbaren, die die amerikanischen Touristen mit Vorliebe nach Hause brachten.

Deshalb wurde verfügt, daß kein unentwickelter Film über die Grenze genommen werden dürfe und jeder entwickelte einer Zensur unterworfen werden müsse. Dieser Zensur fielen alle Aufnahmen zum Opfer, die die Fremden als „typisch mexikanisch“ aufgenommen hatten, also alles, was nicht modern aussah, sondern irgendwie romantisch und malerisch. Daraufhin schlug die amerikanische Presse einen derartigen Lärm, daß man in Mexiko für den doch so dringend erwünschten Touristenstrom fürchtete. So hob man die Zensur wieder auf, aber das Bestreben blieb, alle Aufnahmen zu verhindern, die Mexiko im Ausland irgendwie in schlechtes Licht setzen könnten.

So sah ich auch Ralphs Versuch, die armseligen Hütten von Limon zu photographieren, mit einiger Sorge entgegen. Auf der andern Seite war es mir sehr recht, der Junge versuchte sein Glück. Er photographiert nicht schlecht, und dem mißtrauischen Mexikaner mochte ein Kind mit der Kamera wesentlich harmloser dünken als ein Erwachsener.

Es ging auch alles gut. Der mit einem schweren Coltrevolver umgürtete Dorfpolizist schaute wohlwollend zu und sagte auch nichts, als ich gleichfalls einige Aufnahmen machte. Alles wäre gut gegangen, wäre nicht gerade ein Überlandomnibus auf dem Marktplatz eingetroffen. Ihm entstieg ein gleichfalls pistolenumgürteter junger Mann, der gleich auf mich zutrat

und mich nach meiner Erlaubnis fragte, hier Aufnahmen machen zu dürfen.

Da die Art des jungen Mannes alles andere als liebenswürdig war, antwortete ich im gleichen Ton, daß ihn das nichts angehe. Daraufhin zog er eine Legitimation aus der Tasche, die ihn als Polizeibeamten auswies. Ich ließ mich auch jetzt nicht einschüchtern, sondern antwortete, daß es keine Bestimmung gäbe, die Touristen das Photographieren verböte, und weigerte mich sehr energisch, ihm meine Kamera auszuliefern. Daraufhin winkte er dem Dorfpolizisten, gab ihm eine Anweisung, die ich nicht verstand, und stieg in den abfahrenden Omnibus.

Mir schwante nichts Gutes, als ich sah, wie der Polizist neben unserm Wagen Aufstellung nahm. Und richtig, als der Reifen geflickt war und wir weiterfahren wollten, erklärte er, Auftrag zu haben, uns zum nächsten Polizeikommando nach Villa Juarez zu bringen. Alle Proteste halfen nichts, und so mußten wir mit bewaffneter Bedeckung auf dem Trittbrett über geradezu unmögliche Wege durch Feld und Sumpf nach der genannten Stadt fahren.

Dort waren wir auf der Polizei bereits angemeldet und wurden höchst unfreundlich empfangen. Der Beamte verlangte kurz und bündig die Auslieferung meiner sämtlichen Apparate und aller meiner Filme, ob belichtet oder unbelichtet. Natürlich weigerte ich mich. Aber ich konnte nicht mehr erreichen, als daß man sich mit der Aushändigung der Filmspulen begnügte, die Ralph und ich in unsern Kameras hatten. Jetzt konnten wir gehen. Aber wohin? Inzwischen war es Nacht geworden. In diesen sumpfigen Niederungen zu kampieren, war nicht gerade ratsam. Die Unterkünfte abseits der Autostraße aber sind in beispielloser Weise mit Ungeziefer verseucht. Trotzdem blieb uns nichts anderes übrig, als nach einem Unterkommen in Villa Juarez zu fragen. Zu unserer großen Überraschung wies man uns in ein für den kleinen Ort erstaunlich gutes und großes Hotel.

Später erfuhr ich den Grund. Der Expräsident Calles besitzt hier große Zuckerhazien; freilich wurde er durch seinen Nachfolger Cardenas entmachtet und des Landes verwiesen. Aber das System Calles ist doch geblieben, auch wenn es heute Cardenas heißt. Es bedeutet, daß eine kleine Schicht von „Revolutionären“ trotz reichlicher Verwendung proletarischer und bolschewistischer Schönrederei für sich persönlich das System Diaz beibehalten oder wieder eingeführt hat, das heißt, sich in den Besitz großer Reichtümer und Ländereien brachte. Trotz des Sturzes von Calles ist denn auch die „Gruppo Calles“, das sind die mexikanischen Neureichen, im Besitz ihrer Beute geblieben. Für ihre Direktoren und Aktionäre hatte man das elegante Hotel in dem armseligen Nest gebaut. Als wir hinkamen, stürzten wir uns gleich unter die Dusche. Während ich das laue Wasser wohligh über mich rieseln lasse, fühle ich etwas Schweres und Hartes über meine Füße kriechen. Es ist „Tortuga“, die auch etwas von dem Bad abhaben möchte.

Wir waren in Zukunft vorsichtiger mit dem Photographieren und wurden nicht mehr behelligt. Aber unsere Aufnahmen erhielt ich trotz aller Vorstellungen der Gesandtschaft beim Innenministerium nicht wieder.

5.

Begegnung mit dem Minister

Tamazunchale

Ohne weiteren Zwischenfall gelangten wir nach Tamazunchale. Hier sollte es sich entscheiden, ob wir weiterkommen würden. Die Straße war zum Schluß immerhin derart gewesen, daß es nicht sehr reizvoll erschien, unter Umständen wieder nach Monterrey zurück zu müssen, um dort den Wagen auf der Bahn zu verladen, wie man uns dringend geraten

hatte. Auch die dritte Möglichkeit, von Monterrey nach Torreón zu fahren und von hier aus die Fahrt über das Hochplateau auf einer weglosen Strecke zu versuchen, hatte nicht viel Verlockendes, von dem Zeitverlust ganz abgesehen. Wenn andererseits die Straße bis hierher als gut galt, wie mochte das vor uns liegende Stück sein, das man uns als unpassierbar bezeichnet hatte?

Allein, als wir über den Fluß setzten — die Brücke ist, wie die meisten des letzten Abschnittes, erst in den Anfängen —, lag der Ort so malerisch inmitten wuchernder tropischer Vegetation am Fuße fast senkrechter Bergmauern, daß wir zunächst alle Straßensorgen vergaßen. Zudem war gerade Wochenmarkt, und Tamazunchale wimmelte von Indianern, die mit Eseln, Bananen, Mais, Körben, Decken und Töpfen aus der Umgebung gekommen waren. Trotz aller Begeisterung der Meinen drängte ich aber darauf, zunächst zum Straßenabschnittsdirektor zu fahren, um mich wegen der Weiterfahrt zu erkundigen. Ich hatte mir in Monterrey eine dringend gehaltene Empfehlung des dortigen leitenden Ingenieurs verschafft und dachte, damit ohne weiteres die Erlaubnis zum Passieren der gesperrten Strecke zu erhalten. Leider sah ich mich enttäuscht. An der Miene, mit der der Mexikaner das Schreiben in Empfang nahm, erkannte ich sogleich, daß ich es besser für mich behalten hätte. Der Kollege aus Monterrey war Amerikaner, der überdies noch mit seinem Abschnitt zur kontraktlich vereinbarten Zeit fertig geworden war. Das machte ihn für den Mexikaner noch weniger sympathisch. So war unser Empfang mehr als kühl. Immerhin erklärte uns der mexikanische Abschnittsleiter, daß er eine Regierungskommission aus der Hauptstadt unter Führung des Verkehrsministers erwarte. Nach ihrem Eintreffen wolle er uns durchlassen. Auf meine Frage, wann das sei, zuckte er die Achseln: „Morgen oder übermorgen, vielleicht auch erst in acht Tagen!“

Also machten wir uns zunächst auf die Suche nach einem Unterkommen. Das war nicht leicht. Die wenigen „Hotels“ von

Tamazunchale, oder was sich so nannte, waren voll. Immerhin fanden wir auf dem flachen Dach eines Hauses eine Art Verschlag mit ein paar Feldbetten. Die Aussicht, dort unter Umständen eine Woche zu verbringen, war nicht gerade verlockend. Abgesehen davon, daß es in dem Raum geradezu höllisch heiß war, gab es weder Moskitonetze noch sonstigen Schutz gegen die Stechmücken, und das in einer bösen Malariagegend! Während ich noch überlegte, was zu tun sei, kam ich ins Gespräch mit einem Traktorführer, der mich fragte, warum wir nicht zu dem Deutschen ins Touristenkamp führen.

Was, es gab einen Deutschen hier, der noch dazu ein Kamp für Touristen unterhielt! Sofort brachen wir auf und glaubten, ins Paradies zu kommen, als wir eine Strecke vor dem Ort in einem gepflegten Garten auf ein paar saubere, freundliche Häuschen stießen. Der Besitzer war Österreicher. Sein Schicksal war kennzeichnend dafür, wie es dem Ausländer heute in Mexiko ergeht, der nicht über große Geldmittel verfügt. Er war viele Jahre lang leitender Ingenieur in einem großen Unternehmen gewesen, bis ihn die ständig wachsende Nationalisierungstendenz, die überall Mexikaner an die Stelle von Ausländern setzt — selbst in ausländischen Unternehmungen —, aus Brot und Stellung verdrängte. Da er keinerlei Aussicht hatte, in seinem Beruf irgendwo eine Stellung zu finden, baute er aus seinen Ersparnissen ein entzückendes, vorbildliches Touristenkamp an der neuen Autostraße. Das große, darauf hinweisende Reklameschild mit Leuchtschrift hatte Ausländerhaß vor ein paar Tagen zerschlagen, so daß wir um ein Haar von seiner Anlage nichts erfahren hätten.

Um so größer war jetzt unsere Freude. Tamazunchale sah mit einemmal ganz anders aus. Jetzt machte es nichts, gegebenenfalls ein paar Tage hierzubleiben. Aber es kam wieder einmal ganz anders. Als wir nach einem langen Spaziergang am Abend ins Kamp kamen, fanden wir dort den Abschnittsdirektor vor, der uns eröffnete, daß die Regierungskommission soeben einge-

troffen sei. Wenn wir noch über die Straße wollten, müßten wir sofort losfahren.

Jetzt bei Anbruch der Nacht über die unfertige, gefährliche Straße, noch dazu, wo wir uns auf das gemütliche Quartier und den Abend mit dem netten Deutschen so gefreut hatten! Ich traue mir allerlei zu, aber diese Nachtfahrt über die mir völlig unbekannt, im Bau befindliche Strecke schien mir doch reichlich gewagt.

„Wenn Sie nicht gleich fahren, müssen Sie vier Wochen warten, bis die Straße für den Verkehr wieder freigegeben wird!“ unterbrach der Mexikaner mein zögerndes Schweigen.

„Ja, können wir denn nicht morgen früh fahren?“

„Morgen früh beginnen wir wieder mit dem Sprengen!“ war die brüske Antwort.

Jetzt wurde ich auch bockig. Das war einfach Schikane und ein fast niederträchtiger Leichtsinn, uns bei Nacht und Nebel über eine derart gefährliche Bergstrecke hetzen zu wollen. So erklärte ich kurz, auf keinen Fall jetzt aufzubrechen. Da fuhr laut hupend die Regierungskommission vor. In diesem Augenblick wußte ich, daß der Abschnittsleiter uns nur aus dem Touristenkamp heraushaben wollte. Wir besetzten die zwei einzigen, bisher fertiggestellten Zimmer des Kamps, das gleichzeitig die einzige saubere und moskitofreie Unterkunft in ganz Tamazunchale ist. Die wollte der Mexikaner natürlich für den Minister und sein Gefolge frei machen.

Das gab mir eine Gelegenheit. Ich ging auf die Herren zu und stellte ihnen das größere unserer beiden Zimmer zur Verfügung. Natürlich wollten sie an Hilfsbereitschaft nicht zurückstehen und forderten uns auf, morgen früh mit nach Jacala zu fahren.

Wie so oft auf unsern Reisen, hatte sich das unmöglich Scheinende letzten Endes doch als möglich erwiesen.

Über die Sierra

Jacala

Zu sechst saßen wir mit unsern Wirtsleuten und ihrer Tochter in dem engen Raum beisammen, der ursprünglich für Ralph bestimmt gewesen war. In unserm schönen, großen Zimmer hatte sich der Minister mit seinem Gefolge breit gemacht. Dieses Gefolge war erstaunlich groß. Es war geradezu unheimlich, wie viele Menschen den drei ministeriellen Autos entstiegen. Meist waren es augenscheinlich Leibwächter. Ehe der Minister die Schwelle überschritt, durchsuchten sie das ganze Haus, konnten aber beim besten Willen nur die Schildkröte „verdächtig“ finden, die im allgemeinen Tumult ihr Körbchen umgeworfen hatte und ihnen mitten im Zimmer entgegenkam. Nachdem die heldenmütigen Soldaten das arme Tierchen unter großem Geschrei aus dem Zimmer gejagt hatten, ohne es zu berühren, faßten sie Posten, einer vor der Vorder-, einer vor der Hintertür, die übrigen verteilten sich rings um das Haus. Selbst im Innern standen Wachen, eine vor dem Badezimmer, das gleichzeitig als Klosett für uns alle diente.

Der Besuch eines gewissen Ortes erfolgte also unter dem Schutz geladener Karabiner. Ob der Posten dort die ganze Nacht stand, weiß ich nicht, jedenfalls war die Wache aufgezogen, als ich in aller Frühe ins Badezimmer kam!

„Wir brechen um 5 Uhr auf. Wenn Sie mitkommen wollen, seien Sie pünktlich zur Stelle“, hatte der Minister gesagt.

„Um 6 Uhr abmarschbereit“, gab ich den Befehl an meine Familie weiter. Wenn ein Mexikaner 5 Uhr sagt, ist 6 Uhr immer noch zu früh. Ich sollte recht behalten. Um 6 Uhr war von dem Minister noch nichts zu hören oder zu sehen. Ich wartete bis 7 Uhr, dann fuhren wir los.

Es bewährte sich, daß wir etwas Vorsprung hatten. Die



Die Europäer brachten den Mexikanern das Tragtier, die Amerikaner den Autobus (S. 34)

In Tamazunchale war gerade Wochenmarkt (S. 37)





„In Amerika nennt man diesen Teil des Pan American Highway die schönste
Autostraße der Welt“ (S. 41)



Für uns war sie die gefahrenreichste. „Über Felsblöcke unmittelbar am Abgrund entlang...“ (S.42)

Straße war in denkbar schlechtem Zustand; stellenweise war nicht ersichtlich, wo es weiterging, und ich verfuhr mich etliche Male. Die Chauffeure des Ministers aber kannten die Strecke genau und fuhren wie der Teufel. Es dauerte nicht lange, und sie hatten mich überholt. Nun hängte ich mich ihnen natürlich an, aber das Vergnügen dauerte nicht lange. Plötzlich gab es einen Knall. Einer der scharfen Kiesel, die stellenweise die Straßendecke bildeten, hatte mir einen Reifen durchgeschnitten. Es war ein glatter Schnitt, wie mit dem Messer. Dabei hatte ich mich vor Antritt der Fahrt mit völlig neuen Reifen versehen!

In Amerika nennt man diesen Teil des Pan American Highways die schönste Autostraße der Welt. Das ist eine echt amerikanische Übertreibung. Die neuseeländischen, Schweizer und deutschen Alpenstraßen sind mindestens so schön. Trotzdem ist die Fahrt von Tamazunchale auf die mexikanische Hochebene in ihrer Art ein einzigartiger Eindruck. Das Plateau ist über 2000 Meter hoch. Um dorthin zu gelangen, muß man jedoch die Sierra passieren, die Randkordillere, die wie eine Mauer das mexikanische Massiv einfaßt. Tamazunchale liegt nur wenige hundert Meter hoch. Aus tropischem Urwald geht es also steil auf 3000 Meter Höhe. Teilweise fällt der Hang so jäh ab, daß man sich wundert, wie sich an ihm überhaupt eine Straße halten kann. Sie hält sich auch nicht. Die Wasserbäche der Regenzeit waschen immer wieder Stücke fort, und es wird noch viel Arbeit kosten, und Unmengen von Zement und Mauerwerk werden noch verbaut werden müssen, ehe dieser Teil der Straße gegen jeden Tropenregen gesichert ist.

Am schwierigsten war das letzte Stück. Wo der Minister auf der Strecke war, ruhten die Bauarbeiten. Aber gleich hinter ihm wurden sie wieder aufgenommen. Da wir durch den Reifenwechsel zuviel Zeit verloren hatten, kamen wir mitten hinein. Die gesamte Bevölkerung schien an der Arbeit: Hochlandindianer in schneeweißen Hosen, Mestizen in amerikanischen Sportleibchen und mexikanischen Riesenhüten, Kreolen

und dazwischen ein paar Amerikaner. Druckluftbohrer neben einem armseligen Indianergroßpapa, der mit einer vorsintflutlichen Hacke auf den Fels einhieb. Riesenbagger neben Hunderten von Schaufeln. Alles schippte, schaufelte, sprengte, bohrte mit einem Eifer, als wären wir gekommen, die Arbeit zu überwachen.

Augenscheinlich und glücklicherweise hielt man uns für Nachzügler der ministeriellen Kommission. Sonst wären wir nie durchgekommen. Teilweise war die Straße durch Bagger und Lastautos völlig verbarrikadiert, und es bedurfte erst langwierigen Rangierens, eine schmale Gasse für uns frei zu machen. Über Felsblöcke unmittelbar am Abgrund entlang, dessen Böschung unter unsern Rädern zu rieseln begann, mußten wir uns durchschlagen. Ich habe immerhin einige Erfahrung mit schwierigen Wegen, aber ich war heilfroh, als wir glücklich durch waren.

Es war spät geworden, und so beschlossen wir, oben in Jacala Mittagsrast zu halten. Das kleine Landstädtchen liegt etwas abseits der Straße, und das ist wohl der Grund, weshalb es sich noch nicht auf amerikanischen Touristenverkehr eingestellt hat. Auf die Frage nach einem Gasthof wies man uns in eine Lehmhütte, vor deren Tür ein paar Bier- und Selterwasserflaschen standen. Drinnen empfing uns eine alte Indianerin, die kaum ein Wort Spanisch verstand. Immerhin kapierte sie schließlich, daß wir essen wollten, und machte sich an einem eisernen Kessel zu schaffen, der über einem offenen Feuer hing. Nach einer Weile brachte sie eine Suppe aus rotem Pfeffer, der wie die Hölle unsern Schlund brannte, so daß wir die Selterwasserflaschen segneten. Mit diesen stießen wir auf die glücklich bestandene Fahrt an; denn vor uns lag nunmehr eine glatte, tadellose Asphaltstraße, ohne alle Schwierigkeiten, bis zur Stadt Mexiko.

Vom weißen Gott bis zum Ende der weißen Götter

7.

Die Tempelpyramide der „Gefiederten Schlange“

Teotihuacán

Wir folgen der großen amerikanischen Völkerstraße, die seit Hunderten, seit Tausenden, vielleicht seit Zehntausenden von Jahren Stamm auf Stamm zog, Volk auf Volk, Rasse auf Rasse. Es ist die breite Straße, die vom Norden des Kontinents über die Steppe und Prärie auf das mexikanische Hochplateau führt. Nach Süden zu verengt es sich schlauchartig, bricht jäh ab, so daß die südwärts ziehenden Völker hier haltmachen mußten, sich niederließen und jene hohen Kulturen gründeten, vor deren Trümmern wir Heutigen in ratlosem Staunen stehen. Oder war es vielmehr das wunderbare Klima, die tropische Hochebene, die sie zum Bleiben veranlaßte, jenes Plateau, das so weit südlich liegt, daß man nie zu frieren braucht, und so hoch über dem Meeresspiegel, daß es niemals zu heiß wird. Der Reiz dieses ewigen Frühlings ist es ja auch nicht zum wenigsten — neben den Schätzen des Landes —, der den jüngsten Zug aus dem Norden veranlaßt hat, den amerikanischen. Er ist noch jungen Datums, und er wird erst voll einsetzen, wenn die Vereinigten Staaten ihre eigenen warmen Gebiete, Kalifornien und Florida, voll besiedelt haben.

Wenn man an die zur Zeit der Entdeckung fast menschenleere Prärie denkt, die lediglich von einigen nomadisierenden Indianerstämmen bevölkert war, so fragt man sich freilich, woher denn eigentlich die Menschenmassen kamen, die Mexiko in immer erneutem Zuzug von Norden her besiedelten. Die

landläufige Ansicht geht dahin, daß sie über die Beringstraße von Asien her einwanderten. Da ist sicher etwas Wahres dran. Ich habe auf der Southampton-Insel in der Arktis Eskimos getroffen, die aussahen, als wären sie geradeswegs aus der Mongolei gekommen, und in Oaxaca im südlichen Mexiko Indianer von ausgesprochen malaiischem Typ. Allein, etwas in mir wehrt sich gegen die Hypothese von Asien als Menschheitswiege. Warum soll das Leben nur einen Ursprung haben, wenn es überhaupt einen hat und nicht „ewig“ ist, etwas über unser Forschen und Begreifen Hinausgehendes? Vielleicht stammt ein Teil jener Völkerschaften, deren Kulturen auf dem mexikanischen Hochland sich im Verlauf der Jahrhunderte ablösten, aus dem Südwesten der heutigen Vereinigten Staaten, aus jenem seltsamen und im Grunde noch so wenig erforschten Mesaland mit seinen rätselhaften Höhlenstädten. Es gibt auch Legenden wie Gräberfunde, die auf Einwanderung von der Seeseite her hinweisen, von der pazifischen wie von der atlantischen. Über den Atlantik kam ja auch jener entscheidende Stoß, der die letzte Indianerkultur, die aztekische, vernichtete. Aber im allgemeinen war es ein ununterbrochenes Südwärtsziehen von Norden her.

All diese Nordvölker trugen eine seltsame Unrast im Blut. Sie waren Nomaden, aber Nomaden seltsamer Art, die Städte bauten, ungeheure Tempel und Paläste errichteten und immer wieder verließen, ohne sichtlichen Grund. Schon von den Höhlenstädten der Mesa Verde in Kolorado wissen wir, daß sie plötzlich verlassen wurden. Man hat nur Vermutungen für die Gründe. Das gleiche gilt von den Kulturen auf der mexikanischen Hochebene wie im Dschungel Yukatans.

So kommt es, daß Mexiko mit den Resten vergangener Reiche durchsetzt ist wie ein Bienenstock mit Waben. Auch andere Länder sind reich an Ruinen und Altertümern, Ägypten vor allem, das einen stets zum Vergleich herausfordert. Dort handelt es sich aber im allgemeinen nur um eine sich wandelnde und entwickelnde Kultur. In Mexiko aber sind es deren Dutzende. Es ist geradezu typisch für dieses Land, wie eine Pyramide

auf die andere gesetzt wurde, auf eine totekische eine aztekische, dazwischen mitunter noch ein halbes Dutzend andere, und oben drauf zum Schluß womöglich noch eine spanische Kirche.

Wie wir jetzt aus der Tierra Caliente auf die Tierra Fria hinaufkommen, das kalte Land des Hochplateaus, stoßen wir sofort auf die Spuren dieser Kulturen. Mexiko ist so reich an Tempeln, Pyramiden und Gräbern, daß man sie gar nicht aufzusuchen braucht, daß man ihnen gar nicht entgehen kann.

Als erstes liegt auf unserm Wege, wie ein Wachtposten vor der Hauptstadt des Landes, der riesige Ruinenbezirk von Teotihuacán mit der gewaltigen Sonnenpyramide. Die größte der mexikanischen Pyramiden ist nicht ganz so hoch wie die des Cheops. Allein, sie wirkt gewaltiger. Die Pyramiden von Gizeh enttäuschen im ersten Augenblick. Man hat sie sich riesengroß vorgestellt, naht man sich ihnen aber, so wirken sie klein und unscheinbar. Vielleicht liegt es daran, daß sie am Rande der Wüste liegen und man sie an deren riesenhafter Weite und Unendlichkeit mißt, so daß sie sich kaum höher als Termitenhügel aus ihr zu erheben scheinen.

Teotihuacán aber ist in einen Talkessel gebettet. Kakteen und Agavengelände umgeben die Sonnenpyramide. Aus ihnen heraus erhebt sich der breit hingelagerte Bau mit ungeheurer Wucht. Vielleicht liegt es auch an der Form. Die ägyptischen Pyramiden sind spitz und steil, die mexikanischen breit und stumpf. Außerdem sind sie in Terrassengestuft, und eine zuerst eindrucksvoll breite, später sich immer mehr verengende Treppe führt auf sie hinauf. Die Stufen dieser Treppen sind außerordentlich steil und schmal. Grüne Eidechsen huschen über sie hin. Wer zu Schwindel neigt, sieht sich lieber nicht um.

Auf der Plattform der Pyramide soll ein dem Sonnengott geweihter Tempel gestanden haben. Allein, wer weiß das? Man weiß ja nicht einmal, welches Volk diese Pyramide errichtete, man schreibt sie den Tolteken zu, allein, sie mag auch einer früheren Periode angehören. Jedenfalls fand bereits Cortez sie in ungefähr dem gleichen Zustand vor wie heute wir.

Von der Pyramide hat man einen weiten Blick über das, was einst ein ungeheurer Tempelbezirk gewesen sein muß. Zur Rechten hebt sich die Mondpyramide, kaum viel niedriger als die der Sonne geweihte. Davor zieht die Totenstraße, rechts und links von Grabhügeln umsäumt. Zur Linken breitet sich ein gewaltiges Viereck, das die Spanier „El Castilio“ getauft haben, das Kastell. Es sieht auch aus wie ein Fort, quadratisch, mit mächtigen Wällen und überhöhenden Bastionen. Aber es war ein Tempel Quetzalcouatls, jenes geheimnisvollen, weißen, langbärtigen Gottes, der in der Folge den Sieg der Spanier und den raschen Sturz des Aztekenreiches herbeiführte.

Wer Quetzalcouatl wirklich war, weiß niemand. Ein Mensch, ein Priester, ein Gott? Die Sage berichtet, daß er unendlich gütig und weise war. Er kam aus dem Norden, lehrte das Volk alle Künste des Friedens und verbot die Menschenopfer. Aber vor der Eifersucht der blutgierigen Priester mußte er fliehen. Er schiffte sich in Vera Cruz in einem selbstgebauten Boote ein. In ihm stand er, als er abstieß, hochragend, weiß und langbärtig und prophezeite, daß einst aus dem Osten weiße Götter kommen würden, die Herrschaft der bluttriefenden Priester zu stürzen.

Quetzalcouatl war ein Gott des Friedens. Aber es scheint, daß die grausame Natur des Landes seinen Bewohnern nicht erlaubt, eine Gottheit anders als durch ein scheußliches, Furcht und Schrecken einflößendes Symbol darzustellen. Das Symbol des weißen Gottes ist die gefiederte Schlange, wie schon sein Name besagt; denn Quetzal ist der Vogel, aus dessen buntschillerndem Kleid die herrlichen Federgewänder der Azteken gefertigt waren, und Couatl ist die Schlange.

Diese gefiederte Schlange ist jedoch vielmehr ein scheußlicher Drache, dessen zähnebleckende Rachen die Treppe schmücken, die auf die Pyramide des gütigen Gottes hinaufführt. Man tut gut daran, sie sich sorgfältig anzusehen und genau einzuprägen. Sie hilft einem zum Verständnis auch des heutigen Mexiko.

Der Blutaltar Uitzilopochtli

Mexiko D. F.

Es war bereits dunkel, als wir in die Stadt Mexiko einbogen. Ich ließ mich von dem immer stärker werdenden Strom der Wagen treiben. Bald steckten wir im dichtesten Getriebe. Die Straße war eng. Trotzdem fuhren drei Autoreihen nebeneinander, fast streiften sie sich.

Ich habe herausgefunden, daß man bei der Einfahrt in eine große, fremde Stadt am besten keinerlei Plan zu Rate zieht. Man läßt sich einfach treiben und gelangt dahin, wohin man in der Regel gerne möchte, in das Zentrum. So waren wir auch diesmal, ohne nach dem Weg zu fragen, unversehens auf den „Zocalo“ gekommen, den riesigen Platz, der heute wie in den Tagen des Cortez oder der Aztekenherrschaft den Mittelpunkt der Stadt wie des Landes bildet.

So riesig ist der Platz, daß trotz der zahllosen Bogenlampen ein ungewisses Dämmern über ihm lag. Zu unserer Linken tauchte gespenstisch das durchbrochene Barock der gewaltigen Kathedrale aus dem Dunkel. Jenseits des Platzes war die strenge, gerade Front des Nationalpalastes eben noch erkennbar. Eine vielfache Reihe von Autos flutete nach einem mir einstweilen noch unverständlichen System rings um wie quer über den Platz. Ich folgte dem Zug der Wagen, der wie der Sog eines Malstromes war. Wir hatten Zeit und konnten uns dem Bann und Zauber des Zocalo ruhig hingeben.

Der große Platz ist das einzige, was von Tenochtitlán, der Hauptstadt des einst so gewaltigen Aztekenreiches, noch übrig ist, der Platz allein, der leere Platz. Die Spanier haben nach der Eroberung ganze Arbeit getan. Sie ließen keinen Stein auf dem andern. Aber genau an der gleichen Stelle, auf der der Teocalli stand, die große, dem Kriegsgott Uitzilopochtli geweihte Tempelpyramide, errichteten sie ihre Kathedrale; und

wie eine der Längsfronten des Zocalo heute der Nationalpalast säumt, der Sitz der Regierung und die Residenz des Präsidenten, so seinerzeit das Schloß Montezumas, von dem Zeitgenossen des Cortez berichten, daß auf seinem flachen Dach 30 Reiter bequem ein Turnier hätten vorführen können.

Der Zocalo war das Herz des Aztekenreiches. Es ist die Stelle, wo die von Norden herziehenden Nomaden den auf einem Kaktus sitzenden Adler erblickten, der in seinen Fängen eine Schlange hielt, das geweissagte Zeichen Uitzilopochtli, daß sie hier ihre Stadt bauen und das ihnen versprochene Reich gründen sollten. Der Adler mit der Schlange ist heute noch das Wappen Mexikos, wie auch das Wort Mexikaner nichts anderes als Azteken bedeutet. Es ist ganz gut, sich heute daran zu erinnern, wo das Land, das einmal „Neu-Spanien“ hieß und in dem kein Farbiger wagen durfte, auf dem Bürgersteig zu gehen, langsam wieder anfängt, ein Reich des roten Mannes zu werden.

Die Azteken waren die letzten der aus dem Norden kommenden Völkerschaften, aber sie waren die rücksichtslosesten und die kriegerischsten. Sie nahmen ohne viel Umstände die toltekische Kultur, die sie vorfanden, in Besitz und gingen daran, die umwohnenden Stämme zu unterwerfen. Innerhalb von zwei Jahrhunderten hatten sie die Mesa Central in Besitz und ihre Herrschaft bis an den Isthmus von Tehuantepec ausgedehnt.

Es war jedoch kein einheitliches, zentral regiertes Reich, das sie errichteten, sondern ein Föderativstaat. Die unterworfenen Völker standen in einer Art Bundes- und Vasallenverhältnis. Sie hatten Tribut an die Hauptstadt zu entrichten, und sie brachten ihn nicht immer willig dar. Einige der im Machtbereich Montezumas liegenden Staaten, wie Tlaxcala, wurden überhaupt nie völlig unterworfen, trotz ununterbrochener Kriegszüge. Darin lag die Schwäche des Aztekenreiches und einer der Gründe, warum es dem Ansturm des Häufleins Spanier so rasch erlag.



Vor den Pyramiden der Ahnen (S. 45)

„Das Symbol des weißen Gottes ist die gefiederte Schlange“ (S. 46)





Am „Zocalo“, auf der gleichen Stelle, wo der „Teocalli“ des aztekischen Kriegsgottes stand, errichteten die Spanier die Kathedrale (S. 47)

Leider wissen wir nicht so sehr viel von der inneren Ordnung, von der Zivilisation und Kultur des Aztekenstaates. Zumarraga, der erste spanische Bischof in Mexiko, setzte seine Ehre darein, alles, was er an totekischen und aztekischen Schriften auftreiben konnte, auf einen Haufen zu schichten und zur höheren Ehre Gottes als Teufelswerk zu verbrennen. Nur 23 aztekische Manuskripte, die sogenannten „Codices“, entgingen der Vernichtung. Auf ihnen beruht unsere Kenntnis der vorkolumbianischen Geschichte und Kultur des mexikanischen Hochlandes.

Der aztekische Staat war eine seltsame Mischung von Demokratie und Tyrannis, von kommunistischer Agrarverfassung und Plutokratie, von Schönheitskult und Blutdurst, von höchster Verfeinerung und raffinierter Grausamkeit. Seine Grundlage bildete der Klan, der sich demokratisch selbst regierte und ein geschlossenes Kontingent für das Heer stellte. Der Herrscher des Gesamtreiches war nicht etwa ein Kaiser oder König, sondern eine Art lebenslänglicher Präsident, der zwar gewählt wurde, aber in der Regel aus den Mitgliedern ein und derselben Familie, also eine Regierungsform, die manche Ähnlichkeit mit den Diktaturen der späteren mexikanischen Republik besitzt.

Neben dem Kaiser-Präsidenten stand eine mächtige Priesterkaste. Auch dafür gibt es im kolonialen wie im republikanischen Mexiko eine Analogie in der Stellung der katholischen Kirche.

Krieger und Priester übten beide das gleiche blutige Handwerk, ja, das der letzteren war eher noch blutiger. Der Krieger trachtete weniger danach, den Feind zu töten, als ihn gefangenzunehmen, damit der Priester ihn opfern konnte. Menschenopfer und in Verbindung damit Kannibalismus hat es bei vielen, im übrigen kulturell wie zivilisatorisch hochstehenden Völkern gegeben. Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe und in einer gegebenen Landschaft scheint beides nicht so abschreckend und grauenvoll empfunden worden zu



sein wie von uns Heutigen. Auch die neuseeländischen Maoris, die im übrigen ein edles, hochstehendes Volk waren, schlachteten und verzehrten ihre Feinde. In Mittelamerika opferten sämtliche Völker ihrem Gott gelegentlich Menschen, selbst die so friedfertigen und sanften Mayas.

Die Art dieser Opfer hatte allerdings etwas Versöhnendes. Die Knaben und Mädchen, die dem Gott geopfert werden sollten, betrachteten es als Gnade und Auszeichnung. Sie hatten bis zu ihrem Tode ein bevorzugtes Leben, kein Wunsch war ihnen versagt. Sie waren selbst etwas wie ein Gott. Ihrer Opferung lag die Idee des sich für die Menschheit opfernden Gottes zugrunde.

Unter der Herrschaft der kriegerischen Azteken nahmen die anfangs spärlichen Opfer immer mehr zu. Priester und Volk steigerten sich in einen immer wilderen Blutrausch hinein. Die Veranlassungen, bei denen Menschen hingeschlachtet werden mußten, wurden immer nichtiger. Die Zahl der Opfer stieg von Mal zu Mal. Sie wuchs in die Hunderte, in die Tausende, ja, wenn man den Berichten trauen darf, in die Zehntausende. Eine Wolke von Blutdurst begann über Tenochtitlán zu schweben.

Auf dem Platz, über den wir jetzt fahren, fand man im Jahre 1791 den riesigen Opferstein des großen Teocalli. Erschrocken begrub man ihn wieder. Eine spätere Epoche, weniger abergläubisch, holte ihn wieder aus der Erde; heute steht er im Nationalmuseum. Es ist ein mächtiger, reliefumkleideter flacher Zylinder. In der Mitte hat er eine Vertiefung, in die der Priester im scharlachroten Mantel das Herz legte, das er dem nackten, zuckenden Opfer mit bluttriefenden Händen aus dem Leib gerissen, nachdem er ihn mit dem haarscharfen Obsidianmesser geöffnet hatte.

Um die Zeit, als Cortez landete, trafen die Stufen der großen Teocalli von Blut. Das Reich Montezumas war reif für den Fall.

Der weiße wider den roten Gott

Cholula

Die Nacht in Vera Cruz war unerträglich heiß. Die Moskitos surrten. Aber es waren nicht so sehr die summenden Stechmücken und die feuchte Schwüle, die mich wach hielten, als der Gedanke an die sechshundert, die vor vier Jahrhunderten an der gleichen Stelle wochenlang lagerten, ohne Steinmauern, die die sengende Sonne abhalten, ohne Netze gegen die Pest der Moskitos, ohne Chinin gegen das Fieber. Sechshundert Mann in den Sanddünen in Laubhütten, ohne genügend Proviant, ohne Hilfsmittel, aber unter einem Führer, der entschlossen war, ein wohlgeordnetes riesiges Reich zu erobern, dessen Bevölkerung nach Millionen, dessen Heere nach Hunderttausenden zählten. Man mag es drehen und deuteln, wie man will, der Zug des Cortez bleibt ein Wunder an Willenskraft und Kühnheit. Nein, nicht nur das: auch an Klugheit, an diplomatischem Geschick, an Grausamkeit, Niedertracht und Gemeinheit. Aber vielleicht war all das zusammen nötig, um das Unmögliche zu vollbringen.

Von Vera Cruz führt heute eine Bahnlinie auf das Hochplateau hinauf. Ihre Trasse folgt ungefähr der Route, die Cortez nahm. Die Bahnlinie gilt als eine der schönsten der Welt. Ihr größtes Wunder ist der Pik von Orizaba. Wir sahen ihn, wie er im ersten Morgenlicht aufglühte, ein rosig aufflammender Kegel über dem satten Tropengrün. Langsam verblaßte das Rot, und das untadelige Weiß seiner schneeigen Kuppe trat an dessen Stelle.

Als die sechshundert diesen Weg nahmen, blieb ihnen keine Muße, die Schönheit des Berges und der Landschaft in sich zu trinken. Sie hatten genug zu tun, Pferde, Kanonen und Bagage die steilen Bergpfade hinaufzubringen. Außerdem mußten sie auf der Hut vor einem Überfall sein. Ein paar aztekische Bogenschützen hätten das ganze Unternehmen zum

Scheitern verurteilen können, in diesem Gelände, in dem die Spanier weder ihre Kanonen noch ihre Reiter — ihre Hauptstärke — zum Einsatz hätten bringen können.

Aber Montezuma zögerte. Ihn lähmte die Weissagung Quetzalcouatls, des weißen Gottes, daß er wiederkehren und die blutige Priesterherrschaft stürzen werde. Waren die weißhäutigen, bärtigen Männer die Enkel Quetzalcouatls, war ihr kühner Anführer der Gott selbst, die mächtige „gefiederte Schlange“? Montezuma wußte es nicht. Er wagte keinen entscheidenden Schlag. Er zögerte, bis es zu spät war, bis das Unheil, das im Gefolge des weißen Gottes zog, ihn und sein Reich begrub.

So erreichte Cortez die Hochebene, so gewann er die Bundesgenossenschaft der Tlaxcalaner, und so zog er in das mit Mexiko verbündete Cholula, an der Spitze eines jetzt bereits gefährlich großen Heeres und in bedrohliche Nähe der Hauptstadt.

Cholula wurde während der spanischen Herrschaft zu der Stadt der unzähligen Kuppeln und Türme, der Stadt mit einer Kirche für jeden Tag im Jahr. Steht man oben vor der Kirche, die auf dem Gipfel einer uralten Pyramide errichtet wurde, so sieht man weithin nichts als Kuppeln, Glockentürme, Basiliken und Kathedralen. Den Hintergrund dieses wahren Jahrmarktes von Gotteshäusern bildet der steile, weißgekrönte Kegel des Popocatepetl. Zwischen ihm und dem Nachbarvulkan, dem Iztaccihuatl, dem „Schlafenden Weibe“, zog Cortez hindurch auf der letzten Etappe seines Weges.

In Cholula hatte Montezuma Cortez samt seinen Leuten ermorden wollen. Aber der Spanier kam ihm zuvor, schlachtete kaltblütig 2000 Indianer ab und festigte durch diese Schreckensstat seinen Ruf noch mehr. Dann zog er durch den Paß. Die Azteken hatten den Weg durch gefällte Bäume zu sperren gesucht. Es schneite. In der Nacht war es bitter kalt. Aber als das Heer Amecameca erreicht hatte, sah es vor sich im Tal Tenochtitlán liegen.

Der Blick vom Fuß des Popocatepetl gehört heute noch zu den schönsten der Welt; damals muß er überwältigend ge-

wesen sein. Die Stadt lag in jener Zeit noch inmitten eines Sees, der inzwischen trockengelegt wurde. Es gab keine rauchenden Fabriken, keine rußigen Bahnhöfe, keine ärmlichen Proletarierviertel. Tenochtitlán war eine Wunderstadt schimmernder Paläste und strahlender Tempel, voll Gärten und singender Vögel, von Kanälen durchzogen, die Gondeln befuhren, bis zum Rande beladen mit duftender Blumenlast.

Alles weitere ist bekannt, zu bekannt, um es ausführlich darzustellen; wie Cortez als Gast einzog, um als Gefangener gehalten zu werden, wie er den Speiß umdrehte und sich der Person Montezumas bemächtigte. Der Angriff auf das Quartier der Spanier, der Tod des aztekischen Königs, der nächtliche Rückzug, der in die verzweifelte Flucht, in die „Noche Triste“, die „Trauer-Nacht“, ausartete. Ein Haufen elender Männer, von denen nicht einer unverwundet war, und die verloren gewesen wären, hätten die Tlaxcalaner ihnen nicht die Treue gehalten. Aber der unbeugsame Wille eines Mannes, der sich weder von Menschen noch vom Schicksal besiegen ließ, brachte ein neues, stärkeres Heer auf die Beine und führte es von neuem gegen Tenochtitlán, diesmal nicht in der Maske des Gastfreundes, sondern von vornherein als Feind und Gegner. Der Verzweilungskampf der unglücklichen Stadt begann. Nicht nur hatte Cortez diesmal eine starke spanische Truppenmacht zur Verfügung, sondern in der Zwischenzeit waren all die von den Azteken unterworfenen Völkerschaften in offene Revolte ausgebrochen. Nunmehr zogen nicht nur Tlaxcalaner als Bundesgenossen und Hilfstruppen mit den Spaniern. Tenochtitlán wurde regelrecht eingeschlossen und nach 85tägiger Belagerung erstürmt.

Furchtbar wütete das Schwert. Tempel und Paläste wurden dem Boden gleichgemacht. Guatimozin, der letzte Herrscher der Azteken, der mit unnachahmlicher Tapferkeit den Widerstand seines Volkes geleitet hatte, fiel als Kriegsgefangener in die Hände des Siegers. Der ließ ihn zunächst foltern, um das Geständnis aus ihm herauszupressen, wo der Goldschatz

Tenochtitláns versteckt sei. Allein, Guatimozin ließ sich die Füße am offenen Feuer verkohlen, ohne einen Laut der Klage über die Lippen zu bringen, ohne ein Wort zu verraten. Cortez behielt den unglücklichen Fürsten in Gefangenschaft und führte ihn auf seinen Kriegszügen mit sich. Später ließ er ihn auf eine besonders qualvolle Art hinrichten, indem er ihn mit den Füßen an den Ästen eines Ceibabaumes aufhängen und so elendiglich verenden ließ.

Den Untertanen Guatimozins ging es nicht besser. Sie wurden samt und sonders Sklaven der weißen Herren. Man stürzte ihre alten Götter, machte die Häuser dem Erdboden gleich und zwang sie, einen neuen Gott anzubeten. Quetzalcouatl hatte restlos über Uitzilopochtli gesiegt, der weiße Gott über den roten.

Aber seit einem Menschenalter erhebt der alte Gott der Azteken wieder sein Haupt, der Christengott ist auf der ganzen Linie im Zurückweichen. Menschenopfer fallen wieder, wenn auch nicht mehr auf blutrauchenden Altären, so doch in nicht kleineren Hekatomben im Bürgerkrieg. Mexiko wird wieder rot; Quetzalcouatl weicht, und Uitzilopochtli besteigt seinen Thron.

10.

Drei Jahrhunderte weißer Herrschaft

Toluca

Es gab im Aztekenreich ein Gesetz, das Historiker, die nicht die Wahrheit schrieben, mit dem Tode bestrafte. Ein wunderbares Gesetz! Aber was ist Wahrheit? Dieser Pilatusfrage sieht sich ein jeder gegenübergestellt, der sich mit Geschichte befaßt. Gerade unsere Zeit hat eine derartige Umwertung scheinbar unumstößlicher geschichtlicher Werte erlebt, daß es schwer fällt, auch nur an die Möglichkeit objektiver Geschichtsschreibung zu glauben. Wie könnte es auch anders sein! Geschichte ist auf Flaschen abgezogenes Leben, und Leben ist seiner Natur nach zwiespältig und gegensätzlich.

Die objektivste Geschichtsschreibung ist immer noch eine, die sich bewußt bleibt, daß sie ihrer Natur nach einseitig sein muß, aus einem bestimmten Zeitgeist geschrieben, diesen widerspiegelnd und nur für ihn gültig.

Nur wenn man sich das klarmacht, wird man die drei Jahrhunderte spanischer Kolonisation in Mexiko richtig verstehen und beurteilen. Es ist beinahe ein europäisches Dogma geworden, daß die spanische Kolonisation grausamste Unterdrückung, finsterstes Mittelalter, kurz, Reaktion auf allen Gebieten bedeutete, während die angelsächsische eine Zeit der Freiheit und des Fortschrittes für die Neue Welt einleitete. Erst durch die Französische Revolution und die in ihrem Gefolge einsetzende Befreiung der spanischen Kolonien vom Mutterlande ist dann etwas von dem Licht, das bereits seit den Tagen der „Mayflower“ über der nördlichen Hälfte des Kontinents leuchtete, auch auf seinen lateinischen Teil gefallen.

Die 300 Jahre spanischer Herrschaft in Mexiko sind eine Periode, in der sich nicht viel ereignete, wenigstens verglichen mit dem blutigen Drama der Konquista, das ihnen voranging, und dem nicht weniger blutigen Tumult der ewigen Revolutionen, Bürgerkriege, Aufstände und Metzeleien, die mit dem Abzug des letzten Vizekönigs ihren Einzug in das unglückliche Land hielten. Es gibt ein Sprichwort, das jene Frauen die besten nennt, von denen man am wenigsten spricht. Vielleicht gilt dies auch von Geschichtsepochen. Zum mindesten sind jene, von denen man nichts in der Schule lernt, solche des Friedens und der Ruhe. — Ja, einer Ruhe des Kirchhofes, sagen die Fanatiker des Fortschritts, und wollte man den Wandgemälden Diego Riveras glauben, Mexikos berühmtesten Malers, so war die Zeit der spanischen Herrschaft eine ununterbrochene Kette von Folter, Versklavung, Auspeitschung und Fronarbeit des gesamten mexikanischen Volkes unter der Knute der spanischen Granden und Priester.

Reist man aber mit offenen Augen durch Mexiko, durch das heutige Mexiko, das antikirchlich ist, ja antireligiös, anti-

feudal, „anti“ gegen alles, was nicht sozialistisch, kommunistisch und indianisch ist, so gelangt man zu einem ganz andern Urteil. Dieses heutige Mexiko tut gewiß alles, die Zeit der spanischen Herrschaft herabzusetzen und in möglichst ungünstiges Licht zu rücken. Und doch gelingt das nicht ganz. Die Überreste dieser Epoche sprechen eine zu eindringliche Sprache. Da sind die alten, wunderbaren Kolonialstädte, die Kirchen, die Paläste, die Haziendas. Man mag einwenden, das entsprang alles der Fronarbeit des unterdrückten und versklavten Indianerproletariats. Aber alle diese Bauten sind nicht in einem Stil errichtet, der dafür spricht. Es fehlen die Zwingburgen. All die 15 000 Kirchen Mexikos haben Indianer gebaut in einem wunderbaren, luftigen, ja fröhlichen Barock, einem Kirchenstil, wie er nur Mexiko eigen ist.

Während der ganzen kolonialen Epoche waren die Spanier an Zahl viel zu gering, um auf die Dauer eine zum Teil äußerst kriegerische Eingeborenenbevölkerung nur mit Gewalt im Zaum zu halten, die nach vielen Millionen zählte. Sicher war die spanische Herrschaft hart, vor allem im Anfang, unter der Militärdiktatur, die auf die Konquista folgte. Aber sie war auch weise und menschenfreundlich. Neben dem Soldaten stand von Anfang an der Priester. Der war nicht nur der eifernde, das Feuerscheit der Inquisition schwingende Zelot, sondern auch der große Menschenfreund, der den Indianer nicht nur vor den Übergriffen der Soldateska schützte, wo er es vermochte, sondern auch vor den verderblichen Folgen einer dem roten Manne unverständlichen und fremden Zivilisation und Kultur. Diese Haltung der katholischen Priesterschaft war in der jetzt zu Ende gehenden Epoche des unbegrenzten Fortschrittsgedankens und des maßlosen Glaubens an die Wunderwelt und Wunderkraft der europäischen Zivilisation geradezu eine Sünde wider den Heiligen Geist. Heute denkt man über primitive Kulturen und ihren Wert wesentlich anders, ja, man fällt in das entgegengesetzte Extrem. Amerikanische Schriftsteller, die fassungslos sind, wenn sie einmal in einem Hotelzimmer ohne Privatbad

schlafen sollen, und für die ein Leben ohne Auto überhaupt nicht vorstellbar ist, geraten in wilde Begeisterung über die „Maiskultur“ der mexikanischen Indios und deren primitives, aber ausgeglichenes und von hoher Kunst erfülltes Leben.

Natürlich ist das eine wie das andere unrichtig. Der mehr oder weniger primitive Mensch, wie es der mexikanische Indianer in seinen unteren Schichten war, ist weder das unmündige Kind, das die weiße Zivilisation erst erziehen und heranbilden muß, noch besitzt er eine uns im Grunde überlegene künstlerische Kultur. Er ist einfach anders. Es war die Weisheit der spanischen Kolonisation, daß sie weder in das eine noch in das andere Extrem fiel, daß sie zwar die Indianer für die Zwecke des Mutterlandes einzuspannen wußte, vor allem im Bergbau, daß sie sie im übrigen aber in Ruhe und sich selbst überließ. Das gilt in religiöser, politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht. Die Spanier taufte zwar die Indianer, ließen sie aber sonst ruhig ihre alten Götter unter den Namen der neuen Heiligen anbeten. Sie regierten sie, aber nur soweit es unumgänglich nötig war. Soviel es ging, überließen sie die Dorf- und Stammesgemeinschaften sich selbst unter der Führung ihrer Kaziken. Sie tasteten auch die wirtschaftliche Selbständigkeit, die Grundlage des mexikanischen Lebens, nur soweit an, wie es für ihre eigenen ökonomischen Zwecke unvermeidlich war. So wurden zwar einzelnen Konquistadoren und Granden ganze Landstriche und Königreiche zur Ausbeutung überlassen, aber unter dem System der Encomiendas und Repartimientos blieben die „Ejidos“, der Kommunalbesitz der Dorfgemeinschaft, wesentlich unangetastet. Die adligen und kirchlichen Großgrundbesitzer waren weder in der Lage noch willens, ihre ungeheuren Ländereien intensiv zu bewirtschaften, noch sich um Einzelheiten zu kümmern. Sie waren zufrieden, wenn sie alljährlich eine Rente daraus zogen, die ihnen ein standesgemäßes Leben ermöglichte. So blieb der kommunale Grundbesitz und die dörfliche Gemeinschaft im wesentlichen erhalten, selbst dort, wo die Indios einen Teil ihrer Zeit auf den großen Haziendas

arbeiten mußten. Dieses System bedingte natürlich bis zu einem gewissen Grade Fronarbeit und Tributleistung. Aber an die war die Masse des Volkes ja auch unter der Aztekenherrschaft gewöhnt, nur daß sie unter dieser wesentlich härter war. Wer baute denn all die vielen ungeheuren Tempel und Paläste, die riesigen Pyramiden? Das Baumaterial dafür mußte doch, Stein für Stein, auf dem Rücken herbeigeschleppt oder mit Seilen und Rollen herangezogen werden. Die mittelamerikanische Kultur kannte ja weder Zug- noch Tragtier. So bedeutete die Einführung des Pferdes und vor allem des Esels eine ungeheure Entlastung für die Urbevölkerung. Wären die Tribute, die Kirche, Krone und Grundherren forderten, selbst noch höher gewesen, so waren es doch immerhin nur solche an Gut. Die Aztekenherrscher aber hatten einen dauernd wachsenden Blutzoll gefordert. Daß es auch in ihrem Reich Armut gab, erweist die Tatsache, daß die Priester armen Leuten massenhaft ihre Kinder abkauften, um sie auf dem Altar Uitzilopochtli zu schlachten. Diese zarten, unterernährten Kinder führte man zwar blumengeschmückt die Treppe der Tempelpyramiden hinauf oder trug sie in Körben unter einer wahren Blütenlast dorthin, aber deswegen schrien sie doch nicht weniger kläglich. Alles in allem, so hart auch das Los der indianischen Bevölkerung unter der spanischen Herrschaft gewesen sein mochte, es war immerhin noch besser als unter der blutigen Tyrannei der Azteken.

Die Regierung der Vizekönige mag auch noch so korrupt gewesen sein, für sie spricht, daß es während der 300 Jahre der kolonialen Epoche keinen einzigen ernsthaften und gefährlichen Indianeraufstand gab. Die Masse der Bevölkerung fand in dem heidnischen Katholizismus, den man sich selber aufbaute, ihre geistige Befriedigung. Ihr Lebensstandard war sehr tief, aber man hatte ihr die gewohnten Lebensformen und im wesentlichen auch ihre Äcker gelassen. Die eigentliche Landenteignung und Proletarisierung des Indios setzte erst nach der Gewinnung der Unabhängigkeit von Spanien ein unter einem politischen System, das den Indianern theoretisch alle Rechte gab, um ihnen prak-

tisch noch die wenigen zu nehmen, die sie bisher besaßen. Die Aufteilung der Ejidos und die Landzuteilung an den einzelnen Indianer führte nur dazu, ihn völlig besitzlos zu machen; denn dem geschäftlich völlig Ungewandten war sein Stück Land von gerissenen Spekulanten nur allzu rasch abgeschwindelt. Erst in der republikanischen Zeit kam es zu der Bildung der riesigen Privatlandgüter und einer völlig versklavten Peonenbevölkerung.

11.

Europa verliert einen Kontinent

Mexiko, D. F.

Etliche Meilen nördlich der Hauptstadt liegt eine Kirche auf einem Hügel. Das ist nichts Besonderes in dem kirchenübersäten Mexiko. Rings um Cholula gibt es keine Erhebung, die nicht ein Gotteshaus trägt. Aber die Kirche von Guadalupe ist einzigartig unter den 15 000 Kirchen des Landes, sie birgt die Heilige Jungfrau von Guadalupe, kurz die „Guadalupe“ genannt, die Indianermadonna.

Das Bildnis der Madonna von Guadalupe, das in goldenem Rahmen über dem Hochaltar hängt, ist der Legende nach nicht von menschlicher Hand gemalt, sondern himmlischen Ursprungs. Die Heilige Jungfrau selbst prägte es auf den Mantel eines armen Indianers, dem sie im Jahre 1531, also kurz nach dem Fall von Tenochtitlán, erschien, und dem sie ihren Wunsch nach einer Kirche auf dem Gipfel des Hügels ausdrückte.

Die Kunde von der himmlischen Erscheinung löste unbeschreibliche Begeisterung aus, die Guadalupe wurde die Heilige Mexikos, obgleich sich die kirchliche Behörde anfangs sehr zurückhaltend zeigte und der Papst die neue wundertätige Madonna erst 230 Jahre nach ihrer Erscheinung anerkannte.

Die Guadalupe ist angeblich die einzige dunkelhäutige Madonna. Ich kann das nicht zugeben. Ich finde die russischen Ikonen unvergleichlich dunkler. Ich habe das Bildnis der

Guadalupe lange betrachtet. Es ist ungewöhnlich eindrucksvoll, aber es gleicht meiner Ansicht nach in keiner Weise den mexikanischen Indianermädchen. Die Hauttönung ist höchstens eine leichte Olivfarbe. Aber die Behauptung erhält sich, daß Indianerinnen vornehmen Standes zur Zeit der Erbauung der Kirche so ausgesehen haben. Jedenfalls beanspruchen die Indios sie als die Ihre, und die Guadalupe wurde Anführerin und Feldgeschrei in ihrem ersten Aufstand gegen die spanische Herrschaft.

Der landläufigen Ansicht nach wurde der Abfall Neu-Spaniens vom Mutterland durch die Aufklärung und die demokratischen Ideen herbeigeführt, die als Folge der großen Französischen Revolution auch auf das lateinische Amerika übergriffen. In Wirklichkeit war es ein Priester, der Dorfpfarrer Hidalgo, der unter der Kirchenfahne mit dem Bildnis der Heiligen Jungfrau von Guadalupe die ersten Aufständischen anführte. Erfolg aber hatte die Auflehnung gegen Spanien erst, als die mexikanische Kirche die Unabhängigkeit aus religiösen Gründen anstrebte und sich mit ihrer Macht, ihrem Geld und ihrem Einfluß hinter die Bewegung stellte, die sie zuerst bekämpft hatte.

Wir Europäer haben bisher dem Verlust eines ganzen großen Kontinents, der vor vier Jahrhunderten für die weiße Rasse erobert wurde, merkwürdig wenig Beachtung geschenkt. Ja, wir hielten uns auf den Abfall der nord- wie der südamerikanischen Kolonien eher noch etwas zugute und sahen darin einen Fortschritt der Menschheit. Bis vor ein paar Jahren machte sich auch noch niemand klar, daß einmal und erst recht nicht, daß so bald eine Zeit anbrechen könnte, in der wir Europäer ungebetene Gäste in der von uns entdeckten und eroberten Neuen Welt sein würden, ja, daß man uns samt unseren Waren wie lästigen Bettlern und Hausierern die Tür weisen würde. Selbst heute wissen erst verhältnismäßig wenige, daß dies nicht nur der Hochmut der herangewachsenen und selbständig gewordenen Tochterstaaten Europas ist, sondern das Erwachen und die Feindseligkeit der roten Rasse, der amerikanischen Ureinwohner, von denen die meisten von uns wähten, sie seien längst

ausgestorben. Mexiko ist ein Indianerland, nicht anders wie Guatemala, Kolumbien, Peru oder Bolivien. Der Grad, in dem die rote Rasse bereits wieder an die Herrschaft gelangte, ist verschieden, die Gefährdung des weißen Mannes für die Zukunft überall gleich groß.

Es ist zwar kein Trost, aber immerhin eine Warnung für die Zukunft — wir haben schließlich noch Afrika zu verlieren —, daß keine der ehemaligen amerikanischen Kolonien sich die Freiheit aus eigener Kraft zu erkämpfen vermochte, sondern daß sie diese sämtlich allein der Uneinigkeit der europäischen Völker und den Wirren in der Alten Welt verdanken.

Neu-Spanien ging dem Mutterlande verloren, als Napoleon die Pyrenäen überschritt. Die damit einsetzende Unruhe, die Vertreibung des angestammten Herrscherhauses, die Unsicherheit, wer nun eigentlich regierte, und wem man Gehorsam schuldig war, mußte naturgemäß auch auf die Kolonien überspringen. Die ersten, die gegen den Vizekönig konspirierten und damit seine Autorität erschütterten, waren die in Mexiko ansässigen Spanier, die für ihre Vorrechte fürchteten. Die Kreolen, die in den Kolonien geborenen Weißen spanischer Abstammung, folgten ihrem Beispiel und bildeten geheime revolutionäre Gesellschaften. Sie waren seit langem eifersüchtig auf die „Gapuchines“, die in Spanien Geborenen, die ihnen regelmäßig die besten Posten in Verwaltung und Heer wegschnappten. Aber das waren im Grunde nur Kleinigkeiten, die Flamme des Aufruhrs flammte erst wahrhaftig auf, als der Priester Hidalgo das Banner der Guadalupe entfaltete.

Der Aufstand Hidalgos war ein religiöser Bauernkrieg, und er erlitt auch das Schicksal eines solchen, das heißt, nach anfänglichen Erfolgen wurde der fanatische, aber disziplinierte indianische Bauernhaufen von den regulären Truppen geschlagen und ihr Anführer hingerichtet. Seinem Unterführer und Nachfolger Morelos, auch ein Geistlicher, erging es nicht besser. Der Aufruhr wurde erstickt, und das übliche Strafgericht setzte ein.

Der Freiheitskampf war erfolglos, solange nur einzelne niedere Geistliche für die Unabhängigkeit der Kolonie kämpften. Er hatte erst Erfolg, als auch die hohen kirchlichen Behörden ihren Vorteil in der Sache der Freiheit zu sehen glaubten.

Und das kam so: In Spanien hatten die wieder auf den Thron gelangten Bourbonen die von den Cortes im Jahre 1812 erlassene neue Verfassung nach ursprünglicher Ablehnung schließlich anerkennen müssen. Diese schaffte die Inquisition ab und beschränkte die Machtvollkommenheit der Kirche. Das paßte aber dem hohen Klerus in Neu-Spanien nicht, und unter Führung der Bischöfe von Puebla und Guadalajara begann er den Abfall von dem seiner Ansicht nach zu freisinnig und demokratisch gewordenen Mutterland.

Werkzeug war der königliche Oberst Iturbide, ein ziemlich übel beleumdetes Subjekt, das sich bei der Unterdrückung des Hidalgo-Aufstandes ausgezeichnet hatte. Iturbide hatte wegen Räubereien und Plünderungen sein Kommando verloren und nahm daher das Angebot der kirchlichen Verschwörer an. Es gelang ihm, den Vizekönig zu überreden, ihm nochmals ein Kommando anzuvertrauen. Damit sollte er den Bandenführer Guerero erledigen. Anstatt dessen machte er mit diesem gemeinsame Sache. Da die allmächtige Kirche ihre schützende Hand über Iturbide hielt, gingen die gegen ihn gesandten vizeköniglichen Truppen nacheinander zu ihm über. Innerhalb weniger Monate und so gut wie ohne jedes Blutvergießen war die mexikanische Unabhängigkeit erkämpft.

Dies ist die Geschichte des „Freiheitskampfes“ Neu-Spaniens. Im Grunde handelte es sich dabei kaum um Freiheit, wenigstens nicht für die Massen des Volkes. Die zählten nach Niederwerfung des Hidalgoschen Bauernkrieges überhaupt nicht mit. Das Ganze war lediglich eine großangelegte Intrige der Kirche, die für ihre Herrschaft fürchtete, sowie ein Kampf um die politische Futterkrippe zwischen Kreolen und Gapuchines. Die gebürtigen Spanier, die mit intrigiert hatten, sahen sich freilich böse enttäuscht, als sie nach kurzer Zeit enteignet und des

Landes verwiesen wurden. Die Kreolen waren für den Augenblick im Vollbesitz der Macht, aber schon lauerten die Mestizen darauf, sie daraus zu verdrängen.

12.

Die Regierung der ewigen Revolution und der Krieg mit USA.

Mexiko, D. F.

Die Glocken läuteten in den Zwillingstürmen der Kathedrale, der größten Kirche auf dem amerikanischen Kontinent. Das Gold der Altäre, die leuchtenden Farben von Murillos Madonna, die Onyxkanzeln und Malachitsäulen strahlten und flimmerten im Licht der Tausenden von Kerzen. Die Orgel brauste, die Knabenstimmen auf dem Chor jubilierten, als die glänzende, in Gold und Seide glitzernde Versammlung auf die Knie sank, während vier Bischöfe den General Iturbide krönten, salbten und weihten als Augustin I., durch die göttliche Vorsehung und die Nationalversammlung erster konstitutioneller Kaiser von Mexiko.

Die mexikanischen „Freiheitskämpfer“, Klerus und Kreolen, konnten zufrieden sein. Ihr Ziel war erreicht, der neue Kaiser hatte die katholische Kirche als einzige im neuen Reich zugelassene erklärt und sie in all ihren Rechten und Vorrechten bestätigt. Die Kreolen aber sahen einen wahren Ämterhimmel offen. Der neue Hof hatte sich mit einem Pomp und einem Aufgebot von Beamten und Hofchargen aufgetan, die das Zeremoniell des luxuriösesten Vizekönigs in Schatten stellten. Wer gestern noch Leutnant war, schmückte sich heute mit den Generalsepauletten, und jeder Kreole, der halbwegs lesen und schreiben konnte, fühlte sich zu einem hohen Staatsamt berufen. Nach außen schien das neue Kaiserreich eins der mächtigsten der Welt. Guatemala hatte sich ihm angeschlossen, und so reichte es von Mittelamerika bis beinahe an die heutige

amerikanisch-kanadische Grenze am Pazifik. Nur Rußland und China übertrafen es an Flächeninhalt. Wahrlich, eine herrliche Zeit war angebrochen, und jubelnd stimmte die kaiserliche Festversammlung ein, als die Geistlichkeit jetzt intonierte: „Vivat Imperator in Aeternum!“

Die kaiserliche „Ewigkeit“ währte ganze 11 Monate. Der neue Herrscher brachte es fertig, in dieser kurzen Zeit eine derartige Tyrannei, Günstlingswirtschaft und Korruption zu entfalten, daß er das ganze Land gegen sich aufbrachte. Nach altbewährter Sitte fiel er durch einen seiner eigenen Günstlinge, den General Lopez de Santa Ana, der sich nicht genügend anerkannt glaubte.

Nach dem Kaiserreich kam die Republik unter Santa Ana, der als Präsident die gleiche Mißwirtschaft führte wie Iturbide als Kaiser, nur daß er sich länger zu halten vermochte. Er hielt sich sogar erstaunlich lange, obgleich in seine Regierungszeit der Verlust von Texas fällt und der schmachlich endende Krieg mit den Vereinigten Staaten.

Dieser Krieg ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Einmal dadurch, daß die Mexikaner regelmäßig geschlagen wurden, wo immer auch sie mit den Amerikanern zusammenstießen, obgleich das beiderseitige Kräfteverhältnis ziemlich gleich war; zum andern durch die Härte der Friedensbedingungen, die Mexiko die Hälfte seines Gebietes kosteten.

In den Vereinigten Staaten ist es heute Mode, diesen Krieg totzuschweigen und so zu tun, als hätte er nie stattgefunden. In den zahllosen amerikanischen Büchern, die in den letzten Jahren über Mexiko erschienen sind, wird er mit ein paar Worten abgetan. Wenn die Amerikaner jedoch glauben, damit den Raubkrieg von 1848 in Vergessenheit geraten zu lassen, so irren sie. Man braucht nur ein mexikanisches Geschichtsbuch in die Hand zu nehmen, um eines Besseren belehrt zu werden. Trotz aller Freundschaft, die heute vom Norden her über den Rio Grande weht, lebt die Erinnerung an den Frieden von Guadalupe zum mindesten im Unterbewußtsein der Mexi-



Einige der 365 Kirchen, die in und um Cholula errichtet wurden. Die Kirche im Hintergrund steht auf einer zugeschütteten Pyramide (S. 59)

Blick von der Guádalupekirche auf Mexiko Ciudad (S. 59)





Zapoteken. Zu diesem Indianerstamm gehörte Juarez, der den Urenkel Karls V. standrechtlich erschießen ließ (S. 87)

Auf der Hauptstraße von Oaxaca (S. 87)



kaner von heute fort, und zwar vor allem als ein Gefühl ohnmächtigen Hasses und brennender Minderwertigkeit gegenüber dem so viel stärkeren nördlichen Nachbarn. Aus diesem Gefühl heraus begehen die Mexikaner den 5. Mai, den Gedenktag ihres bescheidenen Sieges über die französische Invasionsarmee, so wildbegeistert als Nationalfeiertag.

Allein, obgleich das Mißverhältnis von Macht, Menschen und Mitteln zwischen USA. und Mexiko heute unvergleichlich größer ist als 1848, ist es mehr als fraglich, ob eine amerikanische Invasionsarmee gegenwärtig ebenso leichtes Spiel haben würde wie seinerzeit. Zwischen damals und heute ist nämlich etwas Bemerkenswertes eingetreten, das Erwachen eines mexikanischen Nationalgefühles in der breiten mexikanischen Masse und wenigstens der Anfang einer mexikanischen Volkwerdung. Damals bedeuteten nur die paar hunderttausend Kreolen Mexiko, heute sind es die 16 Millionen Indianer und Mestizen. Die Schwierigkeiten, denen sich General Pershing bei seiner Strafexpedition gegen den Bandenführer Villa gegenüber sah, sprechen eine warnende Sprache. Die ganze große Expedition von mehreren Kavallerie-Regimentern mit allen modernen Waffen vermochte nicht des kleinen Trupps entschlossener landeskundiger Guerillareiter Herr zu werden. Bei Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg zog Pershing unverrichteterdinge wieder ab. Die mächtigen USA. mußten die frevelhafte Ermordung amerikanischer Reisender und den Überfall auf die Stadt Columbus in Texas ungesühnt lassen.

Freilich ein in sich national geeintes Mexiko werden die Amerikaner kaum je angreifen. Ob dieser Einigungsvorgang jedoch anhält, ist schwer zu sagen. Fast sieht es so aus, als ob trotz allem weißglühenden Nationalismus die Zeit der Regierung der ewigen Revolutionen noch nicht abgeschlossen ist. Eine Tendenz ist freilich in dem schier unheimlichen Chaos persönlicher Intrigen und des Ringens von Parteien und Cliques um die Macht klar erkennbar; das stetige Zurückdrängen des weißen Mannes und das langsame, aber sichere Aufwachen des

roten. Auf die Gapuchines folgten die Kreolen. Unter Santa Ana rühren sich die Mestizen. Santa Anas Nachfolger Juan Alvarez rückt bereits mit einer indianischen Leibwache in die Hauptstadt ein. Schicksalsschwerer aber war, daß er einen Vollblutindianer von Oaxaca zu seinem Justizminister machte, der in der Folge zum ersten entscheidenden Schlage gegen die Herrschaft des weißen Mannes in Mexiko ausholte.

13.

Ein Indianer herrscht erstmalig über Weiße

Mexiko D. F.

Ehe die Weißen ins Land kamen und Pferd und Esel einführten, waren die Indianer Mittelamerikas ein Volk von Lastträgern. Alles und jedes, Mais und Früchte, Körbe und Töpfe und vor allem die ungezählten Steine für Tempel und Paläste mußten auf menschlichem Rücken befördert werden. Noch heute sieht man trotz Pferd und Esel, trotz Bahn und Auto, trotz Omnibus und Lastwagen durch das ganze Land straßauf, straßab den lastenschleppenden Indio. Er fängt jung an, Knaben und Mädchen von zehn, von acht, von sechs Jahren schleppen schwere Lasten auf Kopf und Rücken. Sie tragen sie mit der gleichen ergebenen Ruhe, der gleichen sanften Demut wie die Erwachsenen. Sieht man sie unter hochgetürmten Bürden in ihrem kurzen Trab daherkommen, den Rücken gebeugt, den Kopf gesenkt, wie angeschirrt und gehalftet unter dem breiten Stirnband, an dem die Traglast hängt, so möchte man meinen, es gäbe kein sklavisches Volk, kein gleichgültigeres. Wüßte man es nicht, man möchte nicht glauben, daß diese sanften Tieraugen zeitweise in solch bestialischer Grausamkeit aufflammen können.

Ungezählten solchen Lastträgern sind wir begegnet auf unserer Fahrt vom Rio Grande bis an den Suchiate, den Grenzfluß gegen Guatemala. Oft hielt ich den Wagen an, photo-

graphierte die Indios, sprach mit ihnen, suchte in ihren undurchdringlichen Zügen zu lesen. Manchmal auch fragte ich mich, was wohl aus solch einem braunen Knaben, der da geduckt und von der Last gebeugt vor mir stand, einmal werden möge. Es gibt Beispiele, daß alles aus ihm werden kann: Minister, Präsident, Diktator, unumschränkter Herr über Rote und Weiße. Benito Juarez, der erste Vollblutindianer auf dem mexikanischen Präsidentenstuhl und Mexikos Nationalheros war nichts als solch ein Indianerjunge. Er war in der Lehmhütte eines Indianerdorfes bei Oaxaca geboren. Bis zu seinem zwölften Jahre verstand er nichts als Zapotekisch, half seinem Vater Mais pflanzen, hütete die Ziegen, trottete barfuß und lastengebeugt hinter seinen Eltern zum Markt, stundenlang die staubige, meilenweite Straße.

Dann kam er zu einem Buchbinder nach Oaxaca in die Lehre. Hier lernte er Spanisch, den Katechismus und ein wenig Mathematik. Später besuchte er die Klosterschule und schließlich die Universität. Er wurde Richter, Gouvernementssekretär, Gouverneur, Minister und schließlich Präsident. Dazwischen verbrachte er Jahre im Gefängnis und im Exil in den Vereinigten Staaten, wo er sein Leben als Straßenverkäufer und Obsthändler in New Orleans fristete.

Juarez führte den ersten entscheidenden Schlag gegen die bisher trotz aller Verfassungen und papiernen Gleichheitsgarantien ungebrochene weiße Vorherrschaft. Er schlug gründlich und energisch zu, und zwar gegen den Grundpfeiler der weißen Herrschaft, die Kirche.

Es hat drei Kirchenstaaten in Amerika gegeben: die autonome kanadische Provinz Quebec, die heute noch einer ist, den Jesuitenstaat Paraguay und Mexiko. Mexiko ist undenkbar ohne die katholische Kirche. Vier Jahrhunderte lang war sie Leib und Seele des Landes, und trotz aller Unterdrückung, aller Verfolgung ist sie auch heute noch ein politisch nicht zu unterschätzender Faktor.

Unsere materialistische Zeit, die noch bis vor kurzem

wähnte, daß ökonomische Gesetze lebensbestimmend seien, und die sich bis zu dem Satze verstieg, daß die Wirtschaft das Schicksal sei, macht sich im allgemeinen nicht klar, von welcher ausschlaggebenden Bedeutung die Seele ist. Europa unterwarf sich im Verlauf des vergangenen halben Jahrtausends fast die ganze farbige Welt, weil es Macht über die Seelen der schwarzen, braunen und roten Menschen gewann. Die großen, mächtigen Indianervölker Mittel- und Südamerikas wären nie so rasch unterworfen, niemals so lange unterjocht gehalten worden, hätte nicht von Anfang an neben dem Krieger der Priester gestanden. Die Arbeit des einen war so wichtig wie die des andern.

In Mexiko hatte es freilich die Kirche besonders leicht, sie brauchte nur die vorhandene Erbschaft anzutreten, an die Stelle der aztekischen Theokratie die christliche Herrschaft zu setzen. Aber man muß trotzdem sagen, daß der katholische Klerus in Neu-Spanien seiner Aufgabe gewachsen war. Er führte die Kirche zu einer noch kaum dagewesenen Macht. Die Kirche war de facto der Staat. Von den Vizekönigen ging eine erhebliche Zahl aus dem Bischofstand hervor. Wo der Staat nicht wollte wie die Kirche, zwang ihn der Klerus. Die Kirche mischte sich von Anfang an in die Politik, ja sie machte die Politik. Sie war nicht zag in ihren Mitteln. Wie sie den Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien in Gang brachte, so hatte bereits im Jahre 1621 ein Erzbischof von Mexiko den Vizekönig zum Nachgeben gezwungen, indem er auf das Volk gestützt offen mit Revolution drohte.

Die Kirche glaubte sich des roten Mannes unbedingt sicher, und ihre Gewalt war um so größer, als zu ihrer spirituellen Macht eine ungeheuere materielle kam. Aber das war schließlich ihr Verderben; denn der Abstand zwischen der Armut der indianischen Bauern und Peonen und dem Reichtum der Kirche, schlimmer noch dem Pomp und dem üppigen Leben der kirchlichen Würdenträger wurde immer krasser. Die Schätzungen des Kirchenvermögens im vorigen Jahrhundert schwan-

ken zwischen 150 bis 300 Millionen Goldpesos, das ist mehr als das Doppelte in Mark. Entsprechend waren die Gehälter der Kirchenfürsten; der Erzbischof von Mexiko bezog alljährlich 130000 Pesos, zahlreiche Bischöfe zwischen 90000 und 100000.

Der kirchliche Grundbesitz umfaßte um 1850, ehe Juarez die entscheidenden Gesetze erließ, die Hälfte des ganzen Landes. Die Kirche war längst zum Bankier Mexikos geworden. Aus ihrem riesigen Grundbesitz gingen ungeheure Summen ein. Die zweitausend Nonnen besaßen allein 58 große Güter mit einem flüssigen Kapital von viereinhalb Millionen Pesos. Dazu kamen die Einnahmen aus den Gebühren für Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen, Messen, kurz jede kirchliche Handlung. Daß sie diese zu hoch geschraubt hatten, führte vielleicht am ehesten zu ihrem Sturz, oder gab Juarez überhaupt erst die Möglichkeit, das ungeheure Wagnis zu unternehmen, gegen die Kirche vorzugehen.

Denn ein ungeheures Wagnis war es. Die Kirche in Mexiko war damals ungefähr etwas wie das Haus Morgan und der Vatikan zusammengenommen. Die Kirche war das größte Bankhaus und die stärkste Finanzmacht des Landes. Ihr riesiger, in Kirchen und Klöstern aufgestapelter Gold- und Silberschatz bildete die Metallreserve für ihre Finanzoperationen. Sie lieh große Summen aus; Staat wie Großgrundbesitz waren finanziell von ihr abhängig.

Juarez wußte, daß er die Kirche an ihrem Geldbeutel treffen mußte, wollte er ihre Macht brechen. Dazu nahm er ihr zunächst die Rechtsprechung. Bisher war jeder Zivil- oder Kriminalprozeß, in den ein Geistlicher verwickelt war, der bürgerlichen Gerechtsame entzogen gewesen und vor ein besonderes kirchliches Tribunal gekommen. Das bedeutete, daß nicht einmal die Haushälterin eines Klerikers oder die Pfarrköchin ihre Schulden zu zahlen brauchte, wenn sie nicht wollte; denn kein Lieferant konnte sie einklagen.

Selbstverständlich stand der Klerus sofort gegen das Gesetz auf und erklärte es für eine Ketzerei. Aber Juarez schlug

weiter zu. Das nächste Gesetz ordnete den Verkauf des gesamten kirchlichen Grundbesitzes an, allerdings zu angemessenen Preisen. Der Erlös sollte der Kirche voll zufließen.

Das war zuviel für die Geistlichkeit. Sie rief Fluch und Verdammnis auf jeden herab, der es wagen sollte, kirchliches Eigentum zu kaufen. Damit nicht genug, griff sie zu ihrem altbewährten Mittel, zu Aufruhr und Revolution gegen die ihr nicht genehme Regierung. Die Franziskanermönche der Hauptstadt zettelten als erste eine Verschwörung an, und in Puebla mobilisierte der Klerus 15 000 Bewaffnete gegen die Regierung. Damit begann die Revolution, die in der mexikanischen Geschichte der Krieg um die Reformen oder der Dreijährige Krieg heißt.

Er endete mit den berühmten Leyes de Reforma, den Reformgesetzen. Sie bedeuteten die Trennung von Staat und Kirche, die Aufhebung aller Klöster und Kongregationen, Religionsfreiheit, Zivilehe wie die Nationalisierung aller Kirchengüter.

Das war ein tödlicher Schlag gegen die Kirche, und nicht nur gegen sie, sondern in der Folge auch gegen die Herrschaft der weißen Rasse in Mexiko. Das erkannte damals freilich noch niemand, und die zahllosen „Liberalen“ weißen Blutes jubelten dem indianischen Präsidenten zu, der sich vielleicht selber der Tragweite seiner Handlungen nicht bewußt war.

Wie ein Witz der Weltgeschichte aber wird es späteren Geschlechtern erscheinen, daß es die Vereinigten Staaten von Amerika waren, die das weiße Element in Mexiko daran hinderten, sich mit Hilfe Europas wieder in den Sattel zu setzen. Die Amerikaner, wenigstens die der Südstaaten, sind eins der rassebewußtesten weißen Völker. Sie halten heute noch die 12 Millionen Farbigen in der gleichen politischen und wirtschaftlichen Unfreiheit wie die Gapuchines und Kreolen seinerzeit die Indianer. Trotzdem waren es die Amerikaner, die den gestürzten und nach Vera Cruz geflüchteten Juarez unterstützten, indem sie die Waffentransporte für die konservative Re-

gierung auffingen, genau wie sie es 70 Jahre später mit den Waffenlieferungen für Huerta machten. Als die Konservativen und Klerikalen Mexikos, also in der Hauptsache die bisherige weiße Herrenschicht, in Mexiko mit Hilfe Napoleons und des Vatikans ihre Macht zurückzuerobern suchten, da sahen die Vereinigten Staaten nur eine Verletzung der Monroedoktrin und der Demokratie — die es in Mexiko tatsächlich noch nie gegeben hatte —. Sie sprachen ihr Machtwort, Napoleon zog seine Truppen zurück, Kaiser Maximilian fiel vor den Flintenläufen, und Mexiko tat einen weiteren Schritt auf dem Weg zur Rückindianisierung.

14.

Machtträume um das Karibische Meer

Mexiko D. F.

Wo die Fluten des Sees von Texcoco, aus denen sich die aztekische Hauptstadt Tenochtitlán erhob, im Südwesten wieder festes Land trafen, erhob sich der Fels von Chapultepec. Dichter Wald umgab ihn. Eine alte Aztekenburg krönte seinen Gipfel. Montezuma aber, der die Grenzen seines Reiches weit genug hinausgeschoben wähnte, als daß er so nahe seiner Residenz noch einer Sicherung bedurft hätte, ließ das Dickicht roden und verwandelte es in einen Park und die Festung in ein Lustschloß. Hierhin verlegte er seinen Harem, seine Bäder, seine Volieren und Fischteiche.

In spanischer Zeit wurde das Lustschloß wieder Festung. Während des amerikanisch-mexikanischen Krieges wurde heftig um sie gekämpft. Bauten wie Umgebung waren in einem ziemlich verwahrlosten Zustand, als ein zweiter mexikanischer Kaiser auf den Gedanken kam, die Festung wieder in eine Sommerresidenz zu verwandeln, und seltsam, er nahm das gleiche tragische Ende wie Montezuma.

Dieser Kaiser war Maximilian von Österreich, der für drei

kurze Jahre die Krone von Mexiko trug. Sein Schicksal ist weltbekannt, nicht zum wenigsten durch das berühmte Gemälde von Manet, das seine Erschießung darstellt. Aber die Hintergründe dieser kaiserlichen Tragikomödie, wieso und wodurch Maximilian Kaiser wurde, und warum er dies unglückliche Ende nehmen mußte, sind wert, von Zeit zu Zeit wieder aufgekehrt zu werden.

Um die politische Situation in der Neuen Welt in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu verstehen, muß man sich klarmachen, daß die Monroedoktrin zwar bestand, aber daß sie weit davon entfernt war, eine politische Realität zu sein. England hatte noch nicht vor Amerika kapituliert. Auch Frankreich hatte seinen Ehrgeiz nicht aufgegeben, in der Neuen Welt eine maßgebende Rolle zu spielen, ja nicht einmal Spanien.

Vor einem Menschenalter war das Karibische Meer noch längst kein Mare Americanum, sondern im Gegenteil ein europäischer See. Die Antillen waren noch restlos im Besitz der alten Kolonialmächte, und England konnte noch mit gutem Grund darauf rechnen, auf der zentralamerikanischen Landenge ein zweites Suez in seine Gewalt zu bringen.

Diese Landenge und ihre weltpolitische Bedeutung hatte gerade angefangen, die Gemüter zu bewegen. Der erste, der weitfliegende mittelamerikanische Pläne hatte, war Napoleon I. Sein Traum war, die alte französische Kolonialmacht in Amerika wieder aufzurichten. Er brachte Louisiana von den Spaniern in seinen Besitz und gedachte Haiti, das heute noch die Schlüsselstellung der Antillen ist, zum Ausgangspunkt eines französisch-lateinischen Reiches rings um das Karibische Meer zu machen. Der Negeraufstand auf Haiti, der ihm zwei Armeen kostete, und in der Folge die Ereignisse in Europa verhinderten die Ausführung der Pläne.

Aber sie starben nicht mit dem Kaiser, sie spukten weiter in der Luft. Der dritte Napoleon, der sich als der Erbe seines Onkels fühlte, nahm dessen amerikanische Pläne wieder auf, sobald sich eine Gelegenheit dazu bot. Er hatte während seines

Exils in Amerika mit Schrecken festgestellt, wie schnell der lateinische Charakter des ehemals französischen Louisiana im Schwinden war, und wie machtvoll das angelsächsische Amerika auf allen Gebieten vordrängte. Der Vormarsch der Vereinigten Staaten war ja überhaupt der Alptraum der europäischen Kolonialmächte. So verschieden sie auch in ihren Interessen waren, in dem einen Punkt wußten sie sich einig, ein allzu Mächtigwerden der USA. nach Möglichkeit zu verhindern.

Die Gelegenheit dazu ergab sich mit der wachsenden Spannung zwischen den Sklaven- und den freien Staaten der Union. Auch die ersteren träumten einen Machttraum um das Karibische Meer. Sie sahen sich von den Nordstaaten langsam, aber sicher überflügelt und von der weiteren Ausdehnung nach Westen abgedrängt. Ihre einzige Möglichkeit nach territorialem Zuwachs war über mexikanisches Gebiet, und tatsächlich bestanden im Augenblick der Sezession Pläne in den Südstaaten, mit Mexiko eine politische Union einzugehen, ja, man hatte bereits dahingehende Fühler ausgestreckt.

Mit den gleichen Gedanken mögen England und Frankreich gespielt haben, als sie die Konföderation in ihrem Abfall moralisch unterstützten und als kriegführende Macht anerkannten. Aber gleichzeitig dachten sie bereits daran, daß der neue konföderative Staat am Golf von Mexiko, dessen Entstehen sie förderten, nur ja nicht zu stark würde.

In dieser gegenseitigen Eifersucht und in den geheimen selbstüchtigen Plänen, die jeder der Partner für sich hegte, lag die Ursache für das Scheitern des letzten kolonialen Vorstoßes Europas auf amerikanischem Boden.

Den äußeren Anlaß hatte die Einstellung der Zinsenzahlung für die auswärtigen Anleihen durch Juarez gegeben. Damals herrschte noch eine strengere internationale Schuldnermoral als heute. Einstellung von Schuldenzahlungen galt als berechtigter Grund zum Krieg. Frankreich, England und Spanien sandten Kriegsschiffe über den Atlantik und landeten Truppen in Vera Cruz. Mexiko war in keiner Weise auf Widerstand

gerüstet. Den Vereinigten Staaten waren durch den inzwischen ausgebrochenen Sezessionskrieg die Hände gebunden. So hätten die Alliierten ihre Bedingungen diktieren können. Aber sie entzweiten sich, kaum daß die Aktion begonnen hatte. England schöpfte — und nicht mit Unrecht — Verdacht, daß Frankreich selbstsüchtige Pläne verfolgte. Nun wollte es zwar der weiteren Machtausdehnung der Vereinigten Staaten einen Damm setzen, aber ein französisches Kolonialreich auf zentralamerikanischem Boden war nicht nach seinem Sinn. So einigte es sich insgeheim mit Juarez und sprang ab. Das gleiche tat Spanien. Die Spanier hatten davon geträumt, ihre verlorenen Kolonien wenigstens teilweise wieder zurückzugewinnen, zum mindesten rechneten sie damit, einen Bourbonenprinzen als Kaiser von Mexiko zu sehen. Als sie daher herausbrachten, daß der französische Thronkandidat ein Habsburger war, zogen auch sie sich zurück.

Frankreich blieb allein. Aber die französischen Truppen genügten, die Mexikaner zu schlagen, die Hauptstadt zu besetzen und Juarez bis an die Nordgrenze des Landes zu jagen. Dem feierlichen Einzug und der Krönung Maximilians von Habsburg stand nichts mehr im Wege.

Auch Maximilian träumte seinen karibischen Traum. Er fühlte sich als der Enkel Kaiser Karls V. und als der Erneuerer von dessen Reich. Er hatte hochfliegende Pläne, ehe er noch mexikanischen Boden betrat. Er phantasierte davon, das alte Kolonialreich seiner Vorfahren als selbständige habsburgische Macht neu aufzurichten. Kaum war er im Lande, als er bereits Agenten nach Guatemala sandte, um die Anschlußmöglichkeiten dieses Staates an Mexiko zu untersuchen. Er hoffte, die ganzen mittel- und südamerikanischen Republiken bis nach Brasilien hin unter seinem Zepter zu vereinen. Sein Bruder Ludwig aber sollte die Tochter des Kaisers von Brasilien heiraten, der keine männlichen Erben hatte. Auf diese Weise gedachte er, eine Habsburger-Dynastie aufzurichten, die vom Rio Grande bis an den Rio de la Plata reichte.

Während so die Wünsche des frisch gekrönten Kaisers bis

in die Wolken langten, übersah er die nächsten Notwendigkeiten der harten Wirklichkeit. Er übersah, daß seine Macht nur so weit reichte, wie die französischen Bajonette sie stützten.

Es war keineswegs so, als ob Kaiser Maximilian keinen Anhang gehabt hätte. Die Kirche wie die Konservativen standen hinter ihm, und sie bedeuteten damals noch eine Macht, die das Kaisertum unter Umständen auch ohne fremde Hilfe hätten halten können. Voraussetzung wäre allerdings gewesen, daß Großgrundbesitz wie Klerus die Stunde verstanden und in weiser Voraussicht auf einen Teil ihrer bisherigen Vorrechte verzichtet hätten. Allein die Kirche forderte die Aufhebung der antikirchlichen Reformen und der Großgrundbesitz die der gegen ihn gerichteten Landgesetze. Maximilian aber konnte sich weder zu dem einen noch zu dem andern entschließen. Damit handelte er aus einem richtigen Instinkt heraus, aber sein Empfinden für die Rechte des gemeinen Volkes kostete ihm die Unterstützung der Konservativen, ohne ihm die Sympathien der Liberalen einzubringen. Im übrigen war das mexikanische Nationalbewußtsein doch bereits allzusehr erwacht, als daß ein Herrscher aus fremdem Blut noch tragbar gewesen wäre, der im Gefolge der verhaßten französischen Waffen ins Land gekommen war und sich notgedrungen auf die napoleonischen Bataillone stützen mußte.

So war Maximilians Schicksal in dem Augenblick besiegelt, in dem Napoleon unter dem Druck der Vereinigten Staaten, die inzwischen den Sezessionskrieg beendet hatten, seine Regimenter zurückziehen mußte. Der letzte Akt der Tragödie begann, die mit der Erschießung des Kaisers und dem Wahnsinn der Kaiserin endete. Es war gleichzeitig eine europäische Tragödie. Die grandiose Eroberung einer neuen Welt durch den weißen Mann war zum Schluß kläglich gescheitert. Ein Roter, ein Vollblutindianer, befahl die Hinrichtung des Urenkels Karls V., des Herrschers, der Cortez zur Eroberung des Aztekenreiches ausgesandt hatte. Der Tod Guatimozins war gerächt, Europas Träume um das Karibische Meer waren ausgeträumt.

Das Heraufziehen der Weißen-Götter- Dämmerung

Die Geschichte verläuft in Wellen, aber nicht in rhythmischen; immer wieder tritt das Unerwartete ein. Oder erkennen wir nur nicht den kosmischen Rhythmus? — Nach der Erschießung von Maximilian hätte man annehmen sollen, daß nunmehr das ganze Land dem siegreichen Nationalheros zugejubelt hätte, daß er in Ruhe sein großes Reformwerk hätte vollenden können, daß der Ersatz des weißen Mannes durch den roten weiter erfolgreich fortgesetzt worden wäre.

Das Gegenteil von all dem ereignete sich. Juarez sah sich in den letzten Jahren seiner Präsidentschaft einer wachsenden Unbeliebtheit gegenüber. Unruhen flackerten auf. Nur ein plötzlicher Herzschlag bewahrte ihn davor, den „natürlichen“ Tod eines mexikanischen Präsidenten — durch eine Kugel oder Gift — zu sterben. Juarez' Nachfolger war noch unbeliebter, und es dauerte nicht lange, so wurde er durch eine Militärrevolte gestürzt, die unter der Führung des Generals Porfirio Diaz stand, eines Offiziers, der sich in dem Krieg gegen die Franzosen und gegen Kaiser Maximilian einen Namen gemacht hatte.

Nichts war nunmehr wahrscheinlicher, als daß die bisherige Regierungsform der ewigen Revolutionen ihren Fortgang nehmen und Aufruhr auf Aufruhr, Revolution auf Gegenrevolution folgen würde. In den 55 Jahren seit Beendigung der spanischen Herrschaft hatte Mexiko nicht weniger als zwei Kaiser, einen Regenten und über fünfzig Präsidenten verbraucht! Allein, Wunder über Wunder, das Unwahrscheinliche wurde Ereignis. Mit Porfirio Diaz war zum erstenmal ein Mann an die Macht gelangt, der es verstand, diese nicht nur zu erobern, sondern sich auch in ihr zu behaupten und dem Lande fast 40 Jahre Ruhe, Sicherheit und Frieden zu geben.

Das Diazsche System reicht bis in unsere Zeit. Die Älteren

unter uns haben seinen Ausgang noch erlebt. Es ist allgemein bekannt, daß unter dem großen Diktator das Land einen unerhörten Aufschwung nahm. Aus dem unsichersten wurde es das sicherste, aus dem ärmsten eines der reichsten Länder. Als Diaz sein Amt antrat, fanden sich in der Staatskasse ganze 26 Pesos, als er nach sechsunddreißigjähriger Regierung seinem Gegner Madero die Macht überantwortete, konnte er ihm neben einem disziplinierten Heer, einer geordneten Verwaltung und einer vorbildlichen Polizei einen Staatsschatz von 60 Millionen Pesos aushändigen. Ungleich manchem seiner Vorgänger — und auch Nachfolger — nahm er die Millionen nicht aus Versehen mit ins Exil.

Als Diaz Präsident wurde, besaß Mexiko 700 Kilometer Eisenbahn, als er abging 25 000. Aus- und Einfuhr stiegen von 51 Millionen im Jahre 1873 auf 500 im Jahre 1910. Also fast eine Verzehnfachung in weniger als vier Jahrzehnten! Ein Land, das bisher nur Handwerk kannte, wurde zu einem nicht unbedeutenden Industriestaat. Vor allem nahm der Bergbau einen unvergleichlichen Aufschwung. Mexiko wurde der größte Silberproduzent der Welt. An Gold lieferte es ein Fünftel der Weltausbeute. Die Hauptstadt wurde aus einem kleinen Provinznest zur modernen Millionenstadt. Mexikanische Anleihen stiegen auf über 100 Prozent!

Das sind die nackten Tatsachen. Sie waren zu Lebzeiten des Diktators der Anlaß, ihn über alle Maßen zu loben, wie sie heute dazu dienen, ihn zu schmähen und herabzusetzen. In Mexiko ganz allgemein und in den Vereinigten Staaten in weiten Kreisen gehört es beinahe zum guten Ton, in der Zeit von Diaz, die ehemals als der Höhepunkt mexikanischer Geschichte galt, ihren schlimmsten Tiefstand zu sehen, und in Diaz einen Tyrannen, der sein Land an die Fremden verkaufte und sein Volk in der übelsten Weise knechtete, verelendete und bedrückte.

Aber als mich die Studenten der Universität von Oaxaca zu einem Vortragsabend luden, da sah ich, daß auf der Ehrentafel

in der Aula doch auch der Name von Porfirio Diaz neben dem von Benito Juarez in goldenen Lettern prangte. So sozialistisch und kommunistisch sie sich auch gebärden, so haben sie sich doch nicht entschließen können, den Namen dieses einst so berühmten, heute so berüchtigten Angehörigen ihrer Alma Mater von der Ehrentafel zu entfernen. In der gleichen Stadt fand ich in der Werkstatt eines armen Tischlers, eines Vollblutindianers, ein großes Porträt von Don Porfirio. — Ich habe den Eindruck, daß trotz aller syndikalistischen Propaganda sein Name im Volke doch nicht nur als der eines Ausbeuters und Blutsaugers fortlebt, sondern auch als eines großen mexikanischen Patrioten und Staatsmannes, der er in Wirklichkeit war.

Eine spätere Zeit wird Porfirio Diaz gerechter beurteilen, als es heute möglich ist, und sie wird erkennen, daß seine Fehler die seiner Zeit waren. Diaz' Grundirrtum war zu wähnen, daß Industrialisierung, Mechanisierung, Zivilisierung allein Glück und Reichtum eines Landes bedeuten. Deshalb bemühte er sich, diese so rasch wie möglich herbeizuschaffen und das zurückgebliebene, trotz der Juarezschen Reformen noch halbfeudale und im Mittelalter steckende Indianerland möglichst schnell nach dem Vorbild des großen Nachbarn im Norden umzumodeln.

Dieser Irrtum war verzeihlich. Was Don Porfirio nicht wußte — wie zu seiner Zeit überhaupt kaum jemand —, war die Tatsache, daß diese künstlich beschleunigte Industrialisierung große Schattenseiten im Gefolge haben mußte: die Entwurzelung und Verelendung der Landbevölkerung und die Schaffung eines armseligen Industrieproletariats. Die Folgen mußten bei dem an primitive Wirtschaftsformen gewöhnten Indianer noch wesentlich katastrophaler sein als in Europa. Der an die Gemeinwirtschaft des Dorfes gewöhnte Indianer zeigte sich den Aufgaben der Individualwirtschaft in keiner Weise gewachsen. Er verstand nicht, für sich und seine Interessen zu sorgen. So wurde er ein Objekt der Ausbeutung für jedermann, schließlich zum willenlosen Sklaven seines Arbeits-

herrn. Wenn jemanden eine Schuld trifft, so diesen in viel höherem Maße als den Präsidenten. Und es ist leider eine schwere Schuld des weißen Mannes. Ihm hatte die Einführung des Diazschen Systems noch einmal eine unerwartete Gelegenheit gegeben, nachdem es unter Juarez so ausgesehen hatte, als seien die Tage weißer Herrschaft und weißen Einflusses gezählt.

Auch Diaz hatte Indianerblut in den Adern, und zwar das gleiche zapotekische wie Juarez, der in ihm, seinem Schüler, den Erben seiner politischen Ideen und den Träger seines Mantels gesehen hatte. Allein, er besaß auch weißes Blut, und dieses erwies sich als das stärkere. Schließlich lebte er auch in einer Zeit, in der das Ansehen des weißen Mannes noch unerschüttert war. Die ganzen stark oder überwiegend mit farbigem Blut durchsetzten lateinamerikanischen Länder „dachten“ damals noch „weiß“, hatten nur den einen Ehrgeiz, Europa möglichst ähnlich zu sein. Selbst die Japaner wollten keine Mongolen sein, sondern womöglich Arier. So suchte auch der Mestize auf dem Präsidentenstuhl möglichst weiß zu erscheinen. Soweit es die ärztliche Kunst seiner Zeit ermöglichte, ließ er sich die Spuren seiner indianischen Abkunft aus dem Gesicht entfernen.

Hatten ausländische Weiße ehemals unter dem Neid und der Eifersucht der Einheimischen zu leiden gehabt, so waren sie nunmehr gleichberechtigt, ja bevorzugt. Diaz ermunterte ausländisches Kapital mit allen Mitteln zu weitgehenden Investitionen in Mexiko. So gingen riesige Werte, Landbesitz wie Minen, in fremde Hand über. Der Ausländer besaß unbedingte Sicherheit seines Lebens und Eigentums. In Streitigkeiten mit seinen Arbeitern konnte er fest auf die Hilfe des Staates rechnen.

Die Weißen — Einheimische wie Ausländer — zeigten sich der großen Verantwortung, die damit in ihre Hände gelegt war, nicht gewachsen. Sie dachten nur ans Geschäft, an möglichst hohe Dividende. So preßten sie den armen Indio, der als Peon oder Fabrikarbeiter in ihre Hand gegeben war, rücksichtslos

aus. Es war, als sei die schlimmste Zeit der spanischen Herrschaft unmittelbar nach der Konquista wieder angebrochen, ehe die Indianerschutzgesetze in Kraft traten.

Von dem Diktator aber galt das Wort: „Rußland ist groß, und der Zar ist weit.“ Er sah nur die ständig steigenden Ein- und Ausfuhrziffern, die ständig wachsende Silberproduktion, den zunehmenden Reichtum um sich. Von den Zuständen im Lande hatte er keine Ahnung. Schließlich war er auch mit der Zeit ein müder Greis geworden. Als ihm die Zügel der Macht entglitten, war er dreiundachtzig.

So kam es, daß Diaz als Expräsident bereits auf einem Dampfer nach Europa fuhr, ehe die Welt sich noch klar war, was eigentlich geschehen war. Ehe Wallstreet sich noch die Augen rieb, waren die einst so wunderbaren mexikanischen Papiere ins Bodenlose gestürzt. Trotz des wilden Chaos, das fast unmittelbar nach dem Sturz des großen Diktators im Lande ausbrach, konnten sich viele Leute lange nicht klarmachen, was eigentlich geschehen war, und sie meinten, genau wie nach dem Zusammenbruch der amerikanischen „Prosperity“, daß alles nur ein böser Traum, und daß „normale Zustände“ in Kürze wieder eintreten müßten.

Viele Leute wissen heute noch nicht, was in Mexiko geschehen ist. Darum ist es gut, es ganz klar und offen heraus zu sagen: Der große Indianeraufstand, der vier Jahrhunderte auf sich warten ließ, ist endlich ausgebrochen. Das Ende der „weißen Götter“ dämmert herauf. Es fragt sich nur, welche Ausmaße diese Götterdämmerung annehmen wird, ob sie sich auf Mexiko beschränken läßt, oder ob sie auch auf das übrige Lateinamerika überspringen wird, in dem die heute an der Macht Befindlichen zu einem erheblichen Teil zwar auch bereits eine farbige Haut haben, aber doch noch „weiß denken“. Das ist das große Problem, das uns alle angeht, auch soweit wir nicht in der „Neuen Welt“ wohnen oder dort Besitz haben.



„Ab und zu ein zerschossenes Stationshäuschen“ (S. 93)

„Sie sahen nicht gerade
golden aus...“ (S. 96)



Das Viertel der ärmeren Bevölkerung in Torreón
sieht auch heute noch nicht anders aus als zu den Zeiten von Porfirio Diaz (S. 98)



16.

Der Indianeraufstand bricht los

El Paso

Der Zufall oder das Schicksal haben es gefügt, daß ich die entscheidende Wende in Mexiko, den ersten Akt des Indianeraufstandes, miterleben sollte. Nach dem Sturz von Porfirio Diaz und der Machtergreifung Maderos war es alsbald zu der Gegenrevolution Huertas und der Ermordung Maderos gekommen. Beides führte zu Verwicklungen mit den Vereinigten Staaten, die in der Beschießung von Vera Cruz und der Erstürmung der Stadt durch amerikanische Marinetruppen gipfelten. Ein Krieg zwischen Mexiko und USA. schien unvermeidlich. Ich hatte mir im Balkankrieg die ersten Lorbeeren als Kriegsberichterstatter gepflückt. Die Versuchung war groß, in Mexiko neue zu holen, und so schiffte ich mich nach Amerika ein.

Als ich in New York ankam, trafen dort gerade die Todesopfer des Gefechtes von Vera Cruz ein, und mein erstes Erlebnis auf amerikanischem Boden war ihre feierliche Einholung. Es war eine große nationale Trauerfeier. Der Präsident kam dazu eigens von Washington herüber und verkündete zu dieser Einbringung der ersten auf mexikanischem Boden gefallenen amerikanischen Soldaten feierlich: „Wir führen keinen Krieg mit Mexiko! Wir sind gekommen, dem Nachbarstaat den Frieden zu bringen!“

Das war bereits ganz der Woodrow Wilson aus dem Weltkrieg. Wir hätten damals besser aufhorchen sollen, dann hätten wir uns 1918 von dem „Menschheitsgerede“ des Weltverbessers auf dem Präsidentenstuhl nicht so hereinlegen lassen mit

seinen 14 Punkten und dem Versprechen eines Friedens ohne Sieger und Besiegte.

Damals handelte Wilson Mexiko gegenüber genau so wie später gegen uns. Während amerikanische Kriegsschiffe auf seinen Befehl eine mexikanische Stadt bombardierten und Mexikaner unter amerikanischen Kugeln fielen, hatte er die Stirn zu erklären: „Wir führen keinen Krieg gegen das mexikanische Volk. Wir sind im Gegenteil gekommen, ihm Frieden und Freiheit zu bringen, indem wir es von der Herrschaft eines blutbefleckten Diktators befreien!“ Ja, Wilson verstieg sich sogar zu der Behauptung: „Mit unserem Zug gegen Mexiko dienen wir der Menschheit!“ — Ganz Amerika glaubte ihm, oder tat zum mindesten so, als ob es ihm glaube. Dabei hörte ich bereits am ersten Tage in New York, wo die Triebfeder zu dem amerikanischen Vorgehen lag. Damals wie später im Weltkrieg waren es lediglich die gefährdeten Interessen einiger Finanzgrößen, um derentwillen amerikanisches Blut vergossen wurde. Um diese Tatsache zu bemänteln, wurden die heiligsten Güter der Menschheit mobil gemacht.

In Wirklichkeit ist Wilson nicht nur für die Toten von Vera Cruz verantwortlich, sondern für die Ströme von Blut, die in der Folge in Mexiko vergossen wurden. Es ist ein tragischer Witz der Weltgeschichte, daß der Sturz des weißen Mannes in dem südlichen Nachbarland der USA. erst durch amerikanische Beihilfe ermöglicht wurde.

Es mag sein, daß sich ein Schicksal abrollt, daß der Wiederaufstieg des roten Mannes, die Rückindianisierung Amerikas nichts anderes sind als der unvermeidliche Rückschlag des Pendels. Nach einer Pause von beinahe einem halben Jahrtausend steigen die indianischen Kulturen wieder empor, die in der Konquista hoffnungslos und endgültig gestürzt schienen. Aber deshalb bleibt es doch tragisch, daß dieser Wiederaufstieg, der doch schließlich auf unsere Kosten geht, erst möglich wurde durch Fehler, Unterlassungen und Ungerechtigkeiten der Weißen, und nicht zum wenigsten der Amerikaner.

Mochte 1910 die Zeit des Diaz-Regimes auch abgelaufen, mochte sie reif für die Wende sein, ausgelöst wurde sie erst durch die eigensüchtige und letzten Endes kurzsichtige Politik des amerikanischen Finanzkapitals und der in seinem Schlepptau befindlichen Regierung. An sich konnten sich diese ja wirklich nicht über Diaz beklagen, aber die Standard Oil Company fühlte sich trotzdem durch die Konzession an die Pearson Oil Company und die Beteiligung dieser Gesellschaft an dem Bau der Tehuantepec-Bahn zurückgesetzt. So gab man Madero die Erlaubnis zum Losschlagen und unterstützte ihn mit Geld und Waffen.

Natürlich dachte man dabei nicht im entferntesten an einen grundlegenden Wandel, eine soziale Revolution oder gar einen Aufstand der Roten gegen die Weißen, sondern lediglich an einen der üblichen revolutionären Putsche im Interesse eines einheimischen Klüngels, der wieder an die Futterkrippe wollte mit Hilfe einer mit ihm verbündeten ausländischen Kapitalgruppe.

Für eine solche Revolution gibt es ein bestimmtes, durch Überlieferung geheiligtes Schema. Um ihr einen Namen zu geben, erläßt man ein Manifest, veröffentlicht ein Programm, einen „Plan“, in dem viel von Freiheit, Abschaffung der Korruption, dem Recht des Volkes die Rede ist, in letzter Zeit auch von Landverteilung, gerechten Löhnen und dergleichen mehr. Das ist natürlich nie so ernst gemeint. Wenn die indianischen Massen ihre Schuldigkeit getan und geholfen haben, die bisherige Regierung zu stürzen, schickt man sie wieder nach Hause, und alles bleibt beim alten, nur daß jetzt andere sich in die fetten Pfründe teilen.

Auch die Anfänge der Madero-Revolution waren die gleichen. Fransisco Madero war alles andere als ein Sozialrevolutionär. Er gehörte einer der reichsten Großgrundbesitzerfamilien an, und als er 1908 ein Buch „Die präsidentielle Nachfolge“ veröffentlichte, in dem er die Diktatur verdammt und die Demokratie pries, da war der idealistische Schwärmer Madero sicher mehr von Theorien als von praktischen Erwägungen

geleitet, während seine Familie wie seine Hintermänner ohne Zweifel dachten, die Diaz-Dynastie sei nun lange genug am Ruder gewesen, und die Maderos samt den mit ihnen Versippten und Verschwägerten könnten auch einmal an die Reihe kommen.

Porfirio Diaz schenkte dem Buche Maderos anfangs keine Beachtung, aber als seine Angriffe heftiger wurden und die Wahlen heranrückten, ließ er ihn einsperren. Madero aber gelang es, nach den Vereinigten Staaten zu entkommen. Jetzt veröffentlichte er seinen „Plan von San Luis Potosi“ — ohne einen schönnamigen Plan gibt es in Mexiko keine Revolution — und forderte nunmehr nicht nur freie Wahl, das grundsätzliche Verbot präsidentieller Wiederwahl, sondern auch die Rückgabe des den Indianern geraubten Landes.

Madero war ein Charakter von untadeliger Reinheit und — wie gesagt — ein Schwärmer. Aber was er in dem Plan von Potosi versprach, das war er, der reiche Großgrundbesitzer, wohl kaum gesonnen zu halten. Wahrscheinlich war er sich selber nicht einmal bewußt, welche Zündschnur er an seine eigene Existenz und die seiner Kaste, Klasse und Rasse legte.

In einem Lande, dessen Bewohner zu beinahe zwei Drittel Analphabeten sind, kann man im allgemeinen ziemlich ungestraft die schönsten Aufrufe voll von Versprechungen drucken. Die Mehrzahl der Massen kann sie doch nicht lesen, und so gerät man nicht in die unangenehme Lage, an ihre Einlösung gemahnt zu werden. In dem einen Punkte „Land“ aber ist der Indio hellhörig. Das ist das einzige, was ihn wirklich interessiert. Außerdem war in Mexiko der Bogen überspannt, der Indio zu oft enttäuscht und zu gemein ausgenützt worden. Mit Juarez war einer seiner eigenen Rasse an die höchste Stelle im Staat gelangt. Er hatte die Macht der Kirche gebrochen und ihren riesigen Landbesitz enteignet. Allein, man hatte ihn nicht unter den Indios verteilt, sondern die Generale und Günstlinge von Juarez hatten sich daraus riesige Haziendas zugelegt. Wo man den Indios wirklich Land als Privateigentum gab, da ver-

loren sie es nur allzuoft wieder infolge ihrer völligen geschäftlichen Ungewandtheit. Dann kam das Diaz-System, das die Latifundienbildung erst recht begünstigte. So waren die Ejidos, das indianische Gemeindeland, immer kleiner und die Lage der indianischen Bauern immer übler geworden.

Es war daher kein Wunder, daß das Manifest von San Luis Potosi zündete wie ein Funke im Pulverfaß. Madero, der ursprünglich nicht im entferntesten die Macht erstrebt hatte, sah sich nach der plötzlichen Abdankung von Porfirio Diaz und seinem triumphalen Einzug in die Hauptstadt unvermutet auf dem Präsidentenstuhl und in der unangenehmen Notwendigkeit, das von ihm verkündete Programm nunmehr in die Wirklichkeit zu überführen. Einer solchen Aufgabe war der Theoretiker und ideale Schwärmer in keiner Weise gewachsen. Das Volk aber meinte es diesmal ernst. Im Süden standen die Peone unter Zapata auf, im Norden unter Villa, und forderten „Tierra y Libertad“, „Land und Freiheit“. — Land bezeichnenderweise an erster Stelle. Die Zapatisten hatten in dem Plan von Ayala ein Agrarprogramm aufgestellt, in dem sie kurz und bündig „Land und Wasser“ forderten. Der „ausbeuterische Großgrundbesitz“ sollte restlos enteignet werden.

Madero versuchte den Sturm, den er selber entfacht hatte, mit schönen Reden und Erlassen zu beschwichtigen. Vergeblich! Schlimmer war noch für ihn, daß auch die Reaktion, die Anhänger des gestürzten Diaz-Systems, ihre Stunde bereits wieder gekommen wähnte. Der Regierungsgeneral Huerta ging zu ihr über. Madero wurde im Regierungspalast gefangen genommen und „auf der Flucht“ erschossen.

Auch an diesem blutigen Akt der mexikanischen Tragödie ist das amerikanische Kapital nicht unbeteiligt. Es hatte zwar Madero erst in den Sattel gesetzt, aber es war über seine Unfähigkeit, Ordnung zu halten, aufs höchste beunruhigt und blickte mit äußerstem Mißtrauen auf die sozialen Bewegungen und Strömungen, die sich unter seiner Präsidentschaft ausbreiteten. Madero mußte durch einen geeigneteren Mann er-

setzt werden. Die Kräfte und Cliques, die Huerta an die Stelle Maderos zu bringen versuchten, fanden die aktive Unterstützung des amerikanischen Botschafters Henry Lane Wilson, ja, dieser war der eigentliche Mittler und Unterhändler zwischen den verschiedenen Gruppen, die sich der Regierungsgewalt zu bemächtigen suchten. Sobald Huerta dem mexikanischen Kongreß die Abdankung Maderos und seine eigene Ernennung zum Präsidenten abgepreßt hatte, beeilte sich der amerikanische Botschafter, die Anerkennung der Regierung Huerta auszusprechen.

Allein er hatte nicht mit seinem Namensvetter im Weißen Haus gerechnet. Der fühlte sich übergangen und zurückgesetzt, und so widerrief das Weiße Haus die durch die Botschaft ausgesprochene Anerkennung Huertas. Henry Lane Wilson mußte zurücktreten, und Woodrow Wilson erklärte, niemals eine Regierung anzuerkennen, die sich mit Blut befleckt habe und der Zustimmung der von ihr Regierten entbehre.

Diese Erklärung Wilsons entfesselte den allgemeinen Kampf gegen Huerta. Madero war durch seine Ermordung in den Augen des Volkes zum Märtyrer geworden. Zapata wie Villa erhielten neuen Zulauf. Immerhin waren sie jedoch einstweilen noch nicht viel mehr als Räuberhauptleute. Aber zu ihnen stieß nunmehr durch Wilson ermutigt Venustiano Carranza, und damit erhielten die ungeordneten revolutionären Kräfte ein repräsentatives Haupt.

Carranza war der typische mexikanische Politiker. Genau wie Diaz und Madero gehörte er zu der herrschenden Großgrundbesitzerschicht. Diaz hatte ihn zum Gouverneur des Staates Coahuila ernannt. Als Madero zur Macht kam, ging er zu diesem über. Sobald er jedoch erkannte, wie unsicher dessen Stellung war, plante er einen Aufstand gegen ihn. Huerta kam ihm zuvor. Daraufhin wandte sich Carranza gegen diesen, nachdem er sich der Unterstützung durch die Vereinigten Staaten vergewissert hatte. Für Wilson kam Carranza wie gerufen. Nach seiner feierlichen Erklärung, „eine blutbefleckte Regie-

rung niemals anzuerkennen“, wäre es für ihn doch immerhin peinlich gewesen, Männer wie Zapata oder Villa offen anzuerkennen, die im Blute wadeten und die gefangene Gegner zu Dutzenden und Hunderten niederschossen, gelegentlich eigenhändig.

Carranza hatte wohl kaum die Nerven dazu. Schließlich war er auch kein Indio wie Villa und Zapata, sondern ein reinblütiger Weißer; außerdem war er zu vorsichtig. Die Blutarbeit ließ er lieber andere tun. Es genügte ihm der Titel eines „ersten Chefs der konstitutionellen Armee“. Mit der Führung dieser Armee hatte er direkt nichts zu tun, aber er war, wie gesagt, für das Weiße Haus in Washington der einzige repräsentative Mann. So war ihm letzten Endes die Präsidentschaft sicher, sobald Huerta erst einmal geschlagen war. Er saß in Durango und „regierte“, während die Indianerregimenter Villas von Norden, die Zapatas von Süden her gegen die Truppen der föderalen Regierung anrückten.

In dieser Unterstützung der sogenannten „Konstitutionalisten“ war Woodrow Wilson jedoch zu weit gegangen. Er glaubte, ihnen zu nützen und ihre Sympathie zu gewinnen, als er die in Händen Huertas befindliche Stadt Vera Cruz beschießen ließ. Das Gegenteil war jedoch der Fall. Ein Sturm der Entrüstung fegte durch das Land, auch durch den „konstitutionellen“ Norden. Stimmen wurden laut, die die Beilegung der inneren Fehde und eine geschlossene Front gegen den gemeinsamen auswärtigen Feind forderten. Daraufhin blies Wilson die mexikanische Intervention schleunigst ab. Von einem Kriegs- und Kreuzzug gegen den „Diktator Huerta“ war nicht mehr die Rede. Die amerikanischen Truppen wurden von Vera Cruz zurückgezogen, und die Landung der Kriegssopfer zu den bereits erwähnten feierlichen Friedens- und Menschheitserklärungen benützt.

Diese ersten Kriegssopfer betrug ganze 17 Mann. Siebzehn Tote! Was heißt das? In New York allein tötet die Arbeit täglich ein Mehrfaches dieser Zahl. Diese siebzehn, größten-

teils Deutsche, Iren und Italiener, ehrte man als nationale Helden! Dunstiger Nebel lag über dem Battery-Platz. Aus dem Dämmern ragte eine riesige Gestalt mit hochgerecktem Arm, gewaltig, überragend — die Statue der Freiheit. Davor liegen langgestreckt und schwarz die „Montana“ und die „Wyoming“, und weiter zurück, schlank und weiß die Präsidentenjacht „Mayflower“!

An dem Battery-Platz staut es sich schwarz von Köpfen. Der Präsident trifft ein, steigt aus dem Wagen. Ein leichtes Händeklatschen, dann wieder lautloses Schweigen. Da landet die Barkasse mit den Särgen. Die blauen Marinemannschaften heben sie auf die Lafetten und breiten die Sterne und Streifen darüber. Vor der Spitze des Zuges reiten Polizisten, dahinter folgen in langen Reihen die Särge, neben jedem acht Bahrtuchträger und Reiter als Ehrengelitte. Mit den riesigen ledernen Steigbügeln und den breitrandigen Hüten sehen die Reiter aus wie Typen aus „Wild-West“. Das endlose Gefolge der Trauernden eröffnet der Präsident. Er sieht bleich und angegriffen aus, so, als fühle er sich verantwortlich für den Tod der siebzehn Jungen vor ihm — der jüngste war nicht mehr als achtzehn Jahre alt!

Wie der Zug in die City einbiegt, stockt für einen Augenblick Manhattans fieberhaft pulsierendes Leben. Die Arbeit ruht zu Ehren der Toten. Ohne Zutun der Polizei hat sich auf dem Broadway eine breite Gasse gebildet. Eine Bewegung läuft durch die Reihen, die Häupter entblößen sich; es ist wie eine auf den Strand rollende Welle.

In die Schlucht der Wolkenkratzer zieht der Zug wie in eine Totengruft. Es ist so still, daß man nur das Trappen der Pferdehufe hört. Unheimlich klingt dies gleichmäßige Trappen in dem lautlosen Schweigen. Es ist, als wären Mensch und Steinbau zu einem engenden Fels erstarrt.

Die ersten Toten! Siebzehn nur! Jeder kennt sie mit Namen. Aber die mahnende Furcht fliegt vor ihnen, es könnten diese siebzehn die Vorhut eines endlosen Heeres sein, so

endlos, daß niemand mehr die Namen zählt, keine Zeit zu feierlicher Beisetzung bleibt, daß sie ungenannt auf fremder Erde verscheiden, im Sand verscharrt, wo sie fielen, oder den Geiern zum Fraß, die auf Vera Cruz' Dächern, Nachtmahren gleich, in den Abendhimmel ragen...

Als ich vor nunmehr bald einem Vierteljahrhundert die vorstehenden Zeilen schrieb, konnte niemand voraussehen, wie bald diese Vision furchtbare Wirklichkeit werden sollte. Auch ich hatte keine Ahnung von dem so nah bevorstehenden Ausbruch des Weltkrieges, sonst wäre ich damals nicht von New York über Washington an die mexikanische Grenze gefahren. Es war klar, daß es zu einem offenen Kriege gegen das Mexiko Huertas nicht mehr kommen würde, die Vereinigten Staaten ihre Unterstützung der Rebellen vielmehr auf Waffen- und Geldlieferungen beschränken würden. So fuhr ich nach El Paso, um irgendwie zu den Rebellen zu stoßen.

17.

Fahrt ins Abenteuer

Torreón

Ich bin wieder nach Norden gefahren. Ich will Chihuahua wiedersehen, Coahuila, Durango, die Staaten, durch die ich damals — vor nunmehr bald 25 Jahren — mit Pancho Villas wilden Reitern ritt.

Augenblicklich ist Ruhe und Frieden in Mexiko. Man kann in aller Sicherheit und Bequemlichkeit durch das Land reisen. Ich könnte sogar im Schlafwagen fahren in einem Zug mit gekühlter und gefilterter Luft. Aber ich ziehe „Dritter“ vor, einen der gräßlich unbequemen amerikanischen Wagen, deren Bänke so kurz sind, daß es nachts keinerlei Möglichkeit gibt, sich auszustrecken. Ich sage mir, daß ich das aus Sparsamkeit tue. Aber es spielt noch etwas anderes mit. Etwas in mir wehrt sich dagegen, mit allzuviel Komfort die Stätten eines romantischen Jugendabenteuers wieder aufzusuchen.

Diese sentimentalen Gründe sind jedoch keineswegs der entscheidende Grund, weshalb ich die Gebiete wieder aufsuche, in denen die aufständischen Indianer ihre ersten entscheidenden Schlachten geschlagen hatten. Nein, ich will sehen und erleben, was von dem erreicht wurde, um dessentwillen die braunen Peone ins Feld zogen. „Tierra y Libertad!“ Wieviel ist davon Wahrheit geworden? Deswegen reise ich in der Klasse, in der die Indios im allgemeinen noch heute reisen. Jene, die so hoch gestiegen sind, daß sie sich den Pullmanwagen des Luxuszuges leisten könnten, traf ich ja ohnehin in der Hauptstadt. Es sind ihrer nicht allzu viele, und man kann sie an den Händen herzählen.

Aber der Wagen ist leer. Nur ein Passagier sitzt mit mir darin. Er trägt den weißen Kittel mit der weiten Hose des mexikanischen Indianers. Um den Leib hat er Patronengurt und Revolver geschnallt. Das ist ebenso wie damals, nur daß seinerzeit der ganze Wagen voll war von Revolverträgern und dazwischen Frauen und Kinder, die das letzte Plätzchen besetzten, auf, zwischen und über den Bänken.

Im Frühjahr 1914 war ja jeder reguläre Verkehr unterbrochen. Als ich nach El Paso kam, fand ich die Stadt in wilder Aufregung. Nach der Landung der Amerikaner in Vera Cruz hatte die allgemeine Flucht der Fremden aus Mexiko eingesetzt. Allgemein glaubte man an eine Niedermetzlung der Ausländer durch die Mexikaner. Nicht einmal jenseits des Rio Grande fühlte man sich sicher. Plötzlich tauchte in El Paso das Gerücht auf, Villa, der gefürchtete Rebellengeneral, nahe sich mit fünf Truppenzügen der Stadt, um sie zu brandschatzen. Eine Panik brach aus, man schaffte Frauen und Kinder ins Innere. Die Truppen nahmen am Rio Grande Stellung, Artillerie fuhr auf, die gesamte männliche Bevölkerung bewaffnete sich mit den letzten Flinten und Revolvern, die man in der Stadt aufreiben konnte.

Villa kam ohne Truppen mit dreißig Mann. Er erklärte, es liege ihm vollständig fern, die Amerikaner anzugreifen,

und lud sie und die andern Ausländer freundlichst ein, wieder über die Grenze zurückzukommen. Aber denen war der Schreck doch zu sehr in die Glieder gefahren, sie dachten gar nicht daran. El Paso ist noch voll von ihnen.

Seit der Zeit ist die Stadt noch immer im Kriegszustand. An den Brücken, die über den Grenzfluß führen, stehen starke Militärposten. Die Züge laufen nicht mehr durch. Der Verkehr über die Grenze ist sehr erschwert. Ich sollte es bald am eigenen Leibe erfahren.

Ich wollte nach Juarez, der mexikanischen Grenzstadt, hinüber, um mich dort nach einer Fahrgelegenheit ins Innere zu erkundigen. Vor der Brücke hält der Straßenbahnwagen, amerikanische Soldaten dringen ein und beginnen sämtliche Passagiere am ganzen Leib abzutasten. Meine Pistole in der hinteren Hosentasche ward bald entdeckt. Ich wurde hinausbefördert und vor einen Offizier geführt: „This man has a gun!“ Man nahm mir meinen Browning. Nur mit Mühe entging ich der Verhaftung.

Ein lieblicher Anfang. Der Rio Grande wälzte breit und hoch zwischen den Ufern sein lehmiges Wasser. In meinem Rücken lagen El Paso und dahinter zackig vor dem blauen Himmel die öden Felsberge, vor mir in weiter Ebene eine Anzahl viereckiger Lehmhütten, Häuser mit flachen Dächern, — Juarez.

Ein paar zerlumpte Kerle mit Flinten und breiten Patronengurten bilden die Brückenwache auf dieser Seite. Es sieht alles wenig freundlich und einladend hier aus, wilde Gesellen mit Messern und Revolvern im Gürtel.

Das erste, was ich hörte, war, daß die mexikanischen Silberdollar, mit denen ich mich reichlich versehen hatte, im Gebiet der Rebellen offiziell keine Gültigkeit haben. Allein, es hielt nicht schwer, freundliche Leute aufzufinden, die sie mir nur allzu gerne in einen Stoß schmutziger Papierfetzen einwechselten, auf denen Pancho Villa beglaubigte, daß sie so- undso viele Pesos wert seien. Mit seiner Unterschrift kann

er das allerdings nicht tun; denn der ehemalige Viehhirt hat ja nie schreiben gelernt. Es steht auch keinerlei Golddeckung hinter diesen Noten noch irgendwelche wirtschaftlichen Werte, wohl aber der Revolver des Rebellenführers, der rasch bei der Hand ist, jedem eine Kugel in den Leib zu jagen, der den Wert des von ihm ausgegebenen Geldes anzuzweifeln wagte. So wird es überall anstandslos in Zahlung genommen, ja, es finden sich sogar amerikanische Banken, die es in amerikanische Dollar einwechseln, selbstverständlich mit entsprechender Abwertung.

Im übrigen habe ich Glück. Es geht morgen ein Zug ins Innere. Niemand weiß zwar, wie weit, aber immerhin ein Stück werde ich den Rebellenheeren näher kommen.

Um 6 Uhr lief ein Zug aus dem Innern ein und brachte eine ganze Anzahl von Verwundeten mit. Das ist bei jeder Kriegsfahrt der erste unangenehme Eindruck. Man sieht so junge Burschen unter den Verletzten, fast noch Kinder. Da humpelt so ein armer Kerl — er ist noch nicht sechzehn, auf Krücken. Ein Bein fehlt. Nur noch ein kurzer Stumpf.

Um 7 Uhr fahren wir los. Der Zug ist überfüllt. Die sogenannte erste Klasse, in der ich fahre, ist vollgepfropft mit Einheimischen, Männer, Weiber und Kinder. Die Wagen sind verwahrlost, verdreckt und verstaubt. Die Fenster lassen sich nicht öffnen, dafür ist ein Teil zerbrochen. Das meine zeigt gerade in Schulterhöhe ein Kugelloch. Die Kugel ist glatt durchgeschlagen, von dem runden Loche aus durchziehen Risse nach allen Richtungen das Glas.

Wir fahren ein leidliches Tempo. Die Landschaft ist von einer grandiosen Monotonie. Zu beiden Seiten sandige Steppe, zwischen dem roten Sand spärliche grüne Büsche, Kakteen und verdorrte Agaven. Ab und zu sind Berge auf die Ebene gesetzt, daraufgesetzt wie auf einen flachen Teller. Sie sind steil und steinig. In prachtvollen Linien heben sich ihre Zacken von dem tiefblauen Himmel.

So geht es Stunde auf Stunde durch die Wüste. Ab und zu

ein zerschossenes Stationshäuschen, in der Ferne ein paar grüne Bäume. Überall die Zeichen des Krieges. Streckenweise sind die Gleise zerstört, Brücken gesprengt. Die Linie ist dann einfach daneben, auf und ab durch die trockenen Flußbetten geführt. Die aus ihrer Bettung gerissenen, verbogenen Schienen liegen in grotesken Krümmungen wie sich windende Schlangen neben den neuen Gleisen. Wir passieren ein paar verbrannte und von den Schienen gestürzte Züge. Pferde und Maultiere liegen am Wege, aufgedunsen, verwesend oder als Gerippe, sonnengebleicht oder rostbraun.

„Dies Land ist ja eine Wüste!“ — Mein Nachbar ist empört. „It is the best cattle ground — bestes Weideland!“ Er will nach Chihuahua, etwa halbenwegs bis Torreón, um Vieh einzukaufen. Er, ein Engländer, und ich sind die einzigen Fremden im Zug. Unwillkürlich haben wir uns zusammengefunden.

Die Fremden trauen sich nur vereinzelt und zögernd ins Land. Der ständig glimmende Fremdenhaß loht noch immer. Die Gefahr wird brennend, wenn es neue Verwicklungen mit den Vereinigten Staaten gibt. Der Viehhändler zeigt mir ein Telegramm seiner Firma: „Auf keinen Fall Grenze überschreiten!“ Es steht viel für ihn auf dem Spiel; so geht er trotzdem. — „Aber beim ersten Anzeichen einer neuerlichen Intervention reise ich sofort zurück. Das Volk macht keinen Unterschied zwischen Engländern oder Deutschen und Amerikanern, wir sind in ihren Augen alle Gringos.“

In Chihuahua steigt auch der Engländer aus. Es ist ein sonderbares Gefühl, als einziger Fremder unter diesen wilden Gesellen zurückzubleiben. Jeder Mann trägt seinen Revolver im breiten Patronengürtel um den Leib. Ich habe nicht einmal eine Waffe, nur den Reitstock, den ich mir für diesen Feldzug bauen ließ. Es ist ein schwerer Ochsenziemer mit Stahleinlage und Bleiknopf.

Es wird Nacht, von den Lampen im Wagen ist mit Mühe eine in Brand gesetzt. Sie gibt ein unruhiges, flackerndes Licht. Bis zum Einbruch der Dämmerung hat der Zug häufig gehalten.

Auf allen Stationen laufen Indianer, Buben und Mädchen, den Zug entlang. Aber wir sitzen wie die Heringe. Ein Teil der Männer macht sich's bequem. Sie legen den Kopf in den Schoß ihrer Frau oder Geliebten und lassen die Beine zum Fenster hinausbaumeln. Ein Teil liegt auf dem Boden, auf den Gepäckbrettern.

Der Zug fährt in unregelmäßigen Stößen. Die Lampe flackert auf und nieder, gerade vor meinen Augen habe ich ihr grelles Tanzen. Unwillkürlich denke ich, wenn es hier einen Brand gibt. Da flammt das Licht mit grellem Schein hoch. Die Weiber kreischen. Einer der Männer springt auf die Bank und dreht die Lampe nieder.

Ich bin schon halb im Schlaf, aufschreckend mit dem Tanzen des Lichtes, mit den Stößen der Maschine. Eine dunkelhäutige Señorita sitzt vor mir. Sie fühlt meinen Blick und nestelt fortwährend an ihrem Haar. Es ist schwarz und straff wie Pferdehaar, darunter verliert sich der Nacken in wunderbar weicher, warmer Tönung unter dem Kleid. Neben mir sitzt ein Soldat, auf wirrem Haarschopf einen Sombrero von riesigen Ausmaßen. Die Flinte hält er im Arm. Er schnarcht in lauten Stößen.

Die Nacht vergeht wie ein Spuk, nur die Glieder sind steif und schmerzen. Wir fahren durch steile Sand- und Felsberge hindurch, dahinter liegt, wie hinter Wällen, Torreón!

18.

Der Bluttraum von Pancho Villa

Paredon

Ich habe beschlossen, nicht einzuschlafen. Krampfhaft halte ich mich wach und starre durch das Fenster.

Draußen treibt Nachtspek sein Spiel. Wie der Zug durch die Kurven fährt, wechselt sein Schatten von der einen auf die andere Seite. Ein schmales schwarzes Band quillt unter den

Rädern hervor. Dann faßt es der Mond und treibt ein grausames Prokrustesspiel mit ihm. Er zieht und zerrt an dem Schattenzug, dehnt die Wagen, preßt die Fenster zusammen, daß sie mir hohläugig entgegenstarren; die Räder werden Eier, die Rauchfahne sieht aus wie ein langgezogener Wurm. Dann preßt eine unsichtbare Riesenfaust alles wieder zusammen, drückt den Schattenzug unter die rollenden Räder, die ihn lautlos zermalmen.

Meine Gedanken spielen das Prokrustesspiel mit, wachsen in die Grenzenlosigkeit des Makrokosmos, um sich in die Unfaßbarkeit winziger Mikroorgane zu verlieren. Längst weiß ich nicht mehr, ob ich wache oder träume. Raum und Zeit haben sich aufgelöst. Ich bin der Colin Roß, der vor 25 Jahren in das mexikanische Abenteuer fuhr, und bin gleichzeitig der andere, der die Stätten einstigen Erlebens wieder aufsucht. Vor mir sitzt die Frau mit dem Pferdehaar, auf deren weichgetönten braunen Nacken ich damals blickte, und neben mir liegt der revolvegegürtete Indianer von heute.

Oder ist es der einarmige Major, neben dem ich auf dem Wagendach hockte, als das Heer Villas nach der Schlacht bei Paredon alarmiert und nach Süden geworfen wurde? — Ich weiß es nicht mehr. Ich habe zu viele Fahrten bei Tag und bei Nacht durch diese Kakteenwildnis gemacht. —

Schüsse knallen durch die Nacht. „Sie schießen wieder!“ sage ich im Schlaf. Anfangs wachte ich von der Schießerei auf. Die Föderalen überfallen den Zug! dachte ich aufschreckend. Bald aber gewöhnte ich mir das ab. Es waren ja doch immer wieder nur unsere eigenen Leute. Sie konnten das Schießen nicht lassen. Selbst Villa konnte es ihnen nicht abgewöhnen. Oder er wollte wohl nicht. Er wußte, daß sie die ewige Knallerei brauchten, um in guter Laune zu bleiben. Sie schossen auf alles, tagsüber auf das Vieh, das längs der Bahnlinie weidete, und nachts auf die vorbeihuschenden Schatten. Oder sie knallten ohne jedes Ziel in die Luft, aus reiner Lust am Lärm, oder um sich ihre eigene Tapferkeit zu bestätigen.

„Sie sollen ruhig knallen, meine Dorados, wenn es ihnen Spaß macht“, meinte Villa einmal zu mir. — Dorados, Goldjungen, nannte der Rebellengeneral seine Leute. Sie sahen nicht gerade golden aus, sondern ebenso verwegen, verwahrlost und verdreckt wie ihr Führer, in schmutzigweißen Hosen und Kitteln aus ihrer Peonenzeit, oder in den Uniformstücken, die sie den Gefangenen abgenommen, oder den Anzügen, die sie irgendwo geplündert hatten. Irgendeine Uniform oder etwas auch nur Uniformähnliches gab es nicht, und trotzdem waren die Truppen Villas sofort von weither kenntlich an den unförmigen, großen Sombreros, den jeder seiner Leute auf dem Kopf, und dem Waffenarsenal, das er auf dem Leibe trug.

Auch Villa hatte drei Patronengurte umgeschnallt, als ich ihm das erstemal gegenübertrat, einen um den Leib und zwei kreuzweise über die Schultern. Griffbereit steckte ihm im Gürtel eine schwere automatische Pistole.

Seine Hand umfaßte spielerisch die Waffe, als er mit mir sprach. Seine Augen blickten mißtrauisch, sein Mund zuckte grausam. Selbst für einen Vollblutindianer war seine Haut reichlich dunkel. Es heißt, daß ein Schuß Negerblut in seinen Adern fließt. Pancho Villa ist kleiner als ich, dafür wesentlich dicker. Um den ganzen plumpen, schwerfälligen und schmutzigen Kerl liegt trotz der Wildheit seiner Erscheinung eher etwas Gutmütiges. Aber im nächsten Augenblick haben seine Augen wieder den listigen, lauernenden Ausdruck: „Sie sind gekommen, die Taktik des mexikanischen Guerillakrieges zu studieren?“ — Hartnäckig erhält sich die Meinung, ich sei ein deutscher Offizier, in geheimem, militärischem Auftrag. — „Nun, melden Sie Ihrem Generalstab“, fährt der Führer der aufständischen Indios fort, ohne sich von meinem Widerspruch beirren zu lassen, „daß ich unter meinen Truppen bessere Disziplin halte als Ihr Kaiser unter seiner preußischen Gardel!“

„He, du“, ruft Pancho Villa dem nächsten Soldaten zu, der einen scheuen Bogen um die Gruppe des Generals macht. Angstschlotternd und aschgrau tritt der Mann näher.



„Sobald das Einladen begann, setzte ein wildes Klettern auf die Dächer ein“ (S. 101)

Villas Reiterei im Vormarsch (S. 102)





MG.-Abteilung der Armee Villas (S. 102)



Der Sehnsuchtstraum der
Indios — ein Stückchen
Land (S. 110)

„Du warst gestern betrunken“, herrscht der Rebellen-general ihn an und greift nach seinem Revolver.

Mag sein, daß mein Entsetzen die Hand des Generals sinken ließ, mag sein, daß es der Blick des so Angesprochenen war, der seine Grausamkeit brach und ihn in leichtem Ton fortfahren ließ:

„Meine Leute müssen wissen, daß ich sie jederzeit niederschießen kann, wenn sie durch irgend etwas meinen Unwillen erregen. Und sie dürfen nicht mucksen. Das ist Disziplin. Verstehen Sie!“

Sie mucksen tatsächlich nicht. Keiner der Umstehenden verzieht eine Miene.

Viel Blut ist in diesem Guerillakrieg bis zu meinen Füßen geflossen und hat sich ausgebreitet bis zu jener furchtbaren Lache, die selbst der gierige Sand nicht so rasch zu trinken vermochte, als die Exekutionsabteilung nach der Schlacht bei Zacatecas die gefangenen Huertaoffiziere der Reihe nach niederschloß.

Das war an dem Tag, als auch an meinem Kopf eine Kugel so knapp vorbeipfiff. Oder traf sie mich doch? Ich spüre einen harten Schlag. Die Traumbilder zerrinnen. Langsam komme ich zu mir, aber der Schmerz bleibt. Ich muß im Schlaf mit dem Schädel gegen die Fensterbank geschlagen sein.

Draußen sind die schwarzen Schatten auf dem weißen Sand fort. Der Mond ist untergegangen, nur ein ganz schwaches Licht steht über dem Horizont, scheint vielmehr aus einer Unterwelt, in die das Gestirn versunken, über die Kimme zu dringen. In seinem ungewissen Schimmer verschwimmen die harten, strengen, fast grausamen Konturen der mexikanischen Kakteenwüste.

Der zerschossene Spiegel im Deutschen Klub von Torreón

Torreón

Der große, breite Spiegel über dem Schanktisch des Deutschen Klubs in Torreón ist völlig heil und unversehrt. Verwundert betrachte ich ihn. War es nicht erst gestern, daß eine Kugel hart an meinem Kopf vorbei hineinschlug, daß die Splitter flogen und lange Risse gleich Adern durch das Glas liefen?

Es war während meines Aufenthalts in Torreón gewesen, als nach der Schlacht bei Saltillo und der Einnahme Monterreys Villa sein Hauptquartier wiederum hierher verlegt hatte, bis die Umgruppierung seines Heeres nach Süden durchgeführt war.

Das erstemal war ich von El Paso nach Torreón gekommen, auf einer Fahrt ins Ungewisse, ohne Ausweise, ohne Empfehlungen, ohne Beziehungen, und das Schlimmste — ohne jede Kenntnis des Spanischen. Ich hatte nur den unumstößlichen Willen, zum Rebellenheer Villas zu stoßen. Und es gelang. In Torreón traf ich einen Deutschen, den Inhaber einer Warenhandlung. Er war so ziemlich der einzige Deutsche oder überhaupt der einzige Ausländer, der in Torreón nach dem Abzug der föderalen Truppen zurückgeblieben war. Ein furchtbarer Ruf ging den Mordbrennerbanden Villas voraus; so war es verständlich, daß die meisten Fremden alles im Stich ließen, um wenigstens das nackte Leben zu retten.

Wie gewöhnlich lohnte sich der Mut. Die eisernen Läden hielten dem ersten Ansturm stand. Eine entsprechende Zahlung sicherte später den Schutz Villas, und so kam er in der Folge nur zu einem um so besseren Geschäft. An Geld fehlte es den Reitern Villas ja nicht. Damit versorgte sie ihr Führer reichlich, nachdem er das Wunder der Notenpresse entdeckt hatte. Da die Banknoten und sogar die Silberpesos der Regierung außer Kurs gesetzt waren, behielten die Noten Villas erstaun-

lich lange ihren Wert. Allerdings hatte das Publikum damals noch nicht die Inflationserfahrung von heute.

Durch diesen deutschen Kaufmann erhielt ich eine Einführung zu dem Rebellenkommandeur in Torreón, von diesem wieder einen Ausweis, mit dem bewaffnet ich die abenteuerliche Fahrt zur Rebellenarmee wagen konnte, die damals im Westen des Landes focht.

Einmal im Heere Villas, war alles denkbar einfach. Obgleich der Rebellengeneral weder lesen noch schreiben konnte, hatte er doch das größte Verständnis für die Bedeutung der Presse. Gleich Juarez stammte Villa, der mit seinem Familiennamen Doroteo Arango hieß, aus den untersten Volksschichten. Bis an sein sechzehntes Lebensjahr wuchs er auf der Hazienda auf und hatte es nicht über den Kuhjungen hinaus gebracht, als die entscheidende Wende in seinem Leben eintrat. Er hatte mit ansehen müssen, wie einer der Peone — der Legende nach war es sein eigener Vater — von den Schergen des Haziendado zu Tode gepeitscht wurde. Das empörte den heißblütigen Jungen derart, daß er den grausamen Tyrannen umbrachte, worauf er natürlich in die Berge fliehen mußte. Hier machte er rasch Karriere und war bald Führer seiner eigenen Räuberbande. Als die Madero-Revolution ausbrach, trug der Räuberhauptmann Francesco Madero ein Bündnis an. Aus seiner Bande wurde eine Armee von etlichen tausend Mann, aus dem Bandenführer ein General.

Dann kam freilich der Rückschlag. Villa hatte nicht die Generalswürde angenommen, um nunmehr Vorgesetzte über sich zu dulden, die er seit seinem sechzehnten Lebensjahr nicht mehr gekannt hatte. So kam es alsbald zu Streitigkeiten mit Huerta, dem ehemaligen porfirianischen Offizier, den Madero zum Kommandeur der Nordarmee ernannt hatte. Huerta mochte fühlen, welch ein gefährliches Element in dem indianischen Räubergeneral steckte. So ordnete er kurzerhand seine standrechtliche Erschießung wegen Unbotmäßigkeit an. Madero rettete jedoch seinen getreuen Anhänger, indem er ihn in

der Hauptstadt Mexiko einsperren und später nach den Vereinigten Staaten entweichen ließ. Das sicherte dem „kleinen Mann“, wie Villa den Präsidenten nannte, die lebenslängliche Anhänglichkeit des Räubergenerals, wie es Huerta seinen tödlichen Haß eintrug.

Das amerikanische Exil gab dem Analphabeten einen kleinen Begriff von der Macht und Bedeutung der Vereinigten Staaten. Da er überdies in seinem Waffen- und Munitionsbezug restlos von dem guten Willen des großen Nachbarn im Norden abhängig war, suchte er sich die Sympathien der amerikanischen Öffentlichkeit nach Möglichkeit zu erhalten. Das war der Grund, warum wir Korrespondenten so gut behandelt wurden. Wir konnten uns wirklich nicht beklagen. In dem Eisenbahnzug, der Villa als Hauptquartier diente, waren uns zwei Wagen eingeräumt. In dem einen standen unsere Pferde, in dem anderen wohnten wir. Wir hatten uns in unseren Güterwagen durch einen Bretterverschlag zwei Abteilungen geschaffen. Die kleinere diente als Küche, in der auch unsere beiden Chinesen schliefen, der Koch und der Boy, die größere war unser Wohn-, Schlaf- und Arbeitsraum. Es war zwar nicht sehr komfortabel. Als Lager diente der Fußboden, und zum Essen und Schreiben gab es nur einen wackligen Tisch für alle. Aber die Hauptsache — wir befanden uns im Mittelpunkt des Geschehens und konnten alles mitmachen.

Der Krieg wurde ja auf eine merkwürdige Art und Weise geführt. Als ich Anfang 1937 im spanischen Bürgerkrieg war, mußte ich wieder daran denken. Auch in Spanien wurden anfangs, solange der Vormarsch der Nationalen vor Madrid noch nicht ins Stocken geraten war, die Operationen so gut wie ausschließlich längs der Bahnen und Straßen vorgetragen.

In Mexiko aber gab es damals noch keine Straßen, wenigstens nicht in unserem Sinn, so waren die Schlagadern der militärischen Operationen die Schienenstränge. Längs dieser vollzogen sich Vormarsch und Rückzug. Wer die Bahn besaß, beherrschte das Land. Das galt sogar für das Reiterheer Villas.

Allerdings war dieses nur bedingt von den Bahnen abhängig, und darin bestand sein Vorteil über die schwerfälligen föderalen Truppen, die von dem Munitions- und Verpflegsnachschub der Eisenbahnen abhängig waren. Zwar bildete auch für Villa die Bahn das strategische Rückgrat zur Sicherung des von ihm besetzten Gebietes, aber für seine militärischen Aktionen löste er sich weitgehend von ihnen. Dadurch kam er dem Gegner in Flanke und Rücken und wurde ihm so furchtbar.

Auch der Villasche Krieger hatte selbstverständlich seine Soldadera und infolgedessen auch seine Chamacos mit. Ohne Soldadera, Soldatenfrau, geht der Mexikaner nicht in den Krieg. Die braucht er nicht nur für Herz und Sinne, sondern sie hat auch unersetzliche militärische Aufgaben. Sie kocht, sie wäscht und flickt, ist der Train und sorgt für die Bagage. Da es in Mexiko noch keine Geburtenkontrolle gibt, wenigstens damals bei den Indianern noch nicht gab, so wimmelte es auch von Chamacos, kleinen nackten, schmutzigen, braunen Soldatenkindern.

Ein mexikanisches Heer ähnelt daher, was den Troß von Weibern und Kindern anbetrifft, einem aus dem Dreißigjährigen Kriege. Natürlich war das bei uns nur der Fall, wenn wir per Bahn vorrückten. Dann kam natürlich alles mit. Die Wagen wurden freilich restlos für die Pferde, Geschütze und Stäbe gebraucht. Alles übrige reiste auf den Dächern. Sobald das Laden begann, setzte ein wildes Klettern auf die Dächer ein. Dort hockte alles durcheinander: Soldaten, Offiziere, Weiber und Kinder. Wie viele Hunderte von Kilometern bin ich selber so gefahren, eng gepreßt zwischen dem Busen einer Soldadera und dem Patronengurt eines Soldaten.

Für die eigentlichen Operationen blieben jedoch Weiber und Troß zurück. Das machte das Heer Villas so außerordentlich beweglich. Es war restlos beritten. Anfangs besaß es auch keinerlei Artillerie. Erst mit der Zeit wurden aus den eroberten föderalen Geschützen etliche Batterien zusammengestellt. Ihre Bedienung bestand fast ausnahmslos aus ehemaligen Huertaschen

Kanonieren, die mit ihren Kanonen gefangengenommen worden waren. Nur an Offizieren bestand Mangel. Es war nun einmal Kriegsbrauch, daß nur die gefangenen Soldaten ins eigene Heer gesteckt, die Offiziere jedoch standrechtlich erschossen wurden.

Im Heer Villas befand sich ursprünglich nur ein Artillerieoffizier — wahrscheinlich war er überhaupt der einzige Berufsoffizier —, General Felipe Angeles. Er hatte Saint Cyr l'Ecole besucht, und er war auch der eigentliche Erfinder der besonderen Taktik Villas, die das Indianerheer so lange unbesiegbar machte. Ähnlich wie seinerzeit Gustav Adolf und Friedrich der Große eine neue Kavallerietaktik schufen, die der ihrer Gegner weit voraus war, so auch Felipe Angeles. Gustav Adolf hatte zu einer Zeit, als die Reiterei über der Pistole den Säbel vergessen und das Reiten in rascher Gangart völlig verlernt hatte, den Angriff mit der blanken Waffe wieder zu Ehren gebracht. Der Preußenkönig hatte diese Taktik noch weiter ausgebaut. So führte auch Villas Taktiker in der Epoche des Mehrladers und Maschinengewehrs die Kavallerieattacke wieder ein.

Als ich zum erstenmal die Reiterscharen Villas im Gelände sah — jede Schwadron um ihre rotweißgrüne Standarte versammelt —, traute ich freilich meinen Augen nicht. Es schien eine Kleinigkeit für einen mit modernen Waffen ausgerüsteten Gegner, diese Reiterregimenter zusammenzuschießen. Allein, Angeles hatte eine sehr wesentliche taktische Neuerung eingeführt, den nächtlichen Angriff zu Pferd. Für das Gelingen war freilich erforderlich, daß er völlig unerwartet erfolgte. So war die Voraussetzung für das Gelingen der Nachtattacke nicht nur der Nachtmarsch, sondern die Truppen Villas waren stets woanders, als man sie gerade vermutete. Wenn sie dann eine Stadt oder ein feindliches Lager angriffen, so brachen sie wie der Teufel urplötzlich aus dem Dunkel heraus. Unter gellendem Geschrei — das gehörte mit dazu und war für den Erfolg unerläßlich — sowie andauerndem Abfeuern von Karabinern und Pistolen jagten die wilden Reiter durch die nächt-

lichen Straßen oder Lagergassen. Das genügte, um eine allgemeine Panik und Flucht auszulösen.

Allerdings waren solche nächtlichen Kavallerieangriffe nur mit ausgezeichneten Reitern durchführbar, die weder Tod noch Teufel fürchteten. Der Ritt allein über unbekanntes Gelände, oft genug durch Drahhindernisse hindurch und über Feldbefestigungen hinweg, war an sich eine halsbrecherische Sache. Aber diese ehemaligen Viehhirten und Banditen machten sich ja nicht viel aus dem Leben. Wenn Streit entstand, so waren sie auch untereinander rasch mit der Waffe bei der Hand.

So war es auch damals im Deutschen Klub. Freilich mit Deutschtum hatte er nur noch dem Namen nach etwas zu tun. Deutsche gab es in diesem Teile Mexikos ja kaum mehr, und ich war mit meiner schwarzweißbroten Armbinde eine auffällige Erscheinung.

Diese Binde war so ziemlich das einzige, durch das ich mich von den Leuten Villas unterschied. Wie sie trug ich den patronengespickten Gurt um den Leib, den schweren Coltrevolver auf der Hüfte und auf dem Kopf den breitrandigen amerikanischen Filzhut der Offiziere. Als ich mit dem Hearst-Korrespondenten in den Klub kam, war er voll Mexikanern. Wir hatten uns kaum niedergelassen, als am Nachbartisch ein Wortwechsel entstand und unmittelbar darauf ein Schuß knallte. Der Mexikaner zieht sehr rasch die Waffe — er hat eine eigene Technik dafür —, und auf das Ziehen erfolgt sofort der Schuß, muß folgen, sonst schießt der andere zuerst. Oft genug handelt es sich um Bruchteile von Sekunden.

Kaum daß ich aufblicke, liegt bereits ein Mann am Boden. In der nächsten Sekunde war es wie in einem Wildwest-Film. Jeder zog sein Schießseisen. Tische und Stühle wurden umgeworfen und als Barrikaden benützt. Im Handumdrehen war eine allgemeine Knallerei im Gange. —

Unwillkürlich kommt mir das alles wieder, als ich jetzt nach so langer Zeit zum drittenmal in Torreón bin und mit dem deutschen Kaufmann, der mich damals zu Villa gebracht

hatte, friedlich bei einem Glas Bier sitze. — Es ist alles so seltsam, so jeder Vorstellung und Erinnerung widersprechend, daß ich anfangs meinte, ich träume.

Dabei hat sich Torreón in seinem Stadtbild kaum verändert, und als ich meinen Freund hinter seinem Ladentisch aufsuchte, hätte man meinen können, die Zeit wäre stehengeblieben.

„Manchmal dünkt es mich selber so“, sagt der deutsche Kaufmann nachdenklich. „Wenn ich die bald vierzig Jahre zurückblicke, die ich im Lande lebe, und die dreißig, die ich dieses Geschäft führe, mit dem ewigen Einerlei des Alltags, den Indios, die stundenlang die Ware zwischen den Fingern hin und her drehen, ehe sie sich zum Kauf entschließen, so könnte mitunter alles scheinen wie am ersten Tag. Allein, welche unsagbare Veränderungen habe ich in den vier Jahrzehnten miterlebt. Porfirio Diaz ging und Madero kam. Villa schoß die Haziendados ab und versprach den Peonen Land. Seine Versprechungen wurden nicht eingelöst, genau sowenig wie die von Juarez. Er selber wurde ermordet, nicht anders als Madero. Zapata kam und ging. Carranza wechselte von Reaktion zur Revolution und wieder zur Reaktion. Er wurde Rebell, Präsident und ermordet, wie so viele vor ihm und nach ihm. Immer wieder wurden die Waffen für die landlosen Peone erhoben, und zum Schluß wurden sie immer wieder von ihren eigenen Führern verraten und preisgegeben. Ein ewiges Rad scheint sich in diesem Lande zu drehen, das das zuunterst Gedrehte immer wieder nach oben bringt. Und doch, glauben Sie mir, etwas hat sich geändert. — Unsere Zeit ist vorbei!“

Müde stützte er eine Weile den Kopf in die Hand, dann fuhr er fort: „Man mag sagen, daß Diaz letzten Endes die Epoche von Santa Ana wieder heraufführte, und Calles die von Diaz, daß nur die Namen und Vorzeichen wechselten. Wenn Sie ins Land hinausfahren, so sehen Sie, daß die Indios auch heute nicht besser leben als vor 25 Jahren, trotz all dem Blut, das sie vergossen. Und trotzdem! Wenn die Landverteilung auch immer wieder hintertrieben wurde, wenn aus den

landlosen Peonen landfressende Großgrundbesitzer wurden, sobald sie an die Macht gelangten, nicht anders als die von ihnen Gestürzten, etwas ist anders geworden. Der Indio wird sich nie wieder völlig unterdrücken lassen. Er wird nicht Ruhe geben, ehe er nicht das Land tatsächlich wieder in seinen Besitz gebracht.

Und nicht nur das Land! Als ich dieses Geschäft übernahm, da war es eine Selbstverständlichkeit, daß alle Ferrerias, alle Eisenhandlungen, Deutschen gehörten, alle Textilgeschäfte Franzosen. Die Spanier beherrschten den Getreidehandel, und sämtliche Minen und Ölquellen waren in den Händen der Amerikaner und Engländer. Dieses reichste Land der Welt gehörte uns Fremden, der Indio war gut genug, für ihn zu arbeiten.

Jetzt sind wir im Grunde fertig. Wir arbeiten noch weiter, aber man legt uns Jahr für Jahr größere Schwierigkeiten in den Weg, auch wenn wir längst Mexikaner wurden, wie fast alle von uns.

Niemand weiß, was wird. Ich bin es herzlich satt, aber was soll ich tun? Ich bin jetzt Bürger dieses Landes, meine Frau ist eine Mexikanerin, meine Kinder sind hier geboren. Wo sollen wir hin? So bleibt uns nichts übrig als auszuhalten und zu hoffen, daß sich das Verhängnis noch eine Weile verzieht!“

Ich blicke auf. Vor mir blinkt der Spiegel. Mit einem Male sah es aus, als zeige er die alten Risse, als röte sich der Boden wieder von dem alten, längst abgewaschenen Blut!

20.

Ein Stückchen Erde

Durango

Der Doktor erkannte mich sofort, als ich durch die Tür trat; allerdings hatte er von meiner Anwesenheit gehört. Er war der deutsche Arzt, der mich seinerzeit bei Carranza eingeführt hatte. Als nämlich die Umgruppierung der Truppen

Villas an der Südfront allzulange dauerte, war es mir in Torreón zu langweilig geworden, und ich beschloß, nach Durango zu Carranza zu fahren. Anfangs hatte ich mich nicht recht fortgetraut; denn es hieß, das Hauptquartier könne jeden Tag aufbrechen. Aber als Villa erst noch nach El Paso fuhr, war es klar, daß es die nächsten Tage nichts zu versäumen gab.

Villa unternahm von Zeit zu Zeit solch geheimnisvolle Besuche in El Paso. Was er dort für Geschäfte hatte, wußte niemand, obgleich es sich jeder denken konnte. So ein Besuch bei seinen amerikanischen Hintermännern war jedesmal eine Haupt- und Staatsaktion. Villa benutzte dazu seinen Extrazug, der aus den besten Wagen bestand, die in dem von ihm kontrollierten Gebiet aufzutreiben waren. Die Lokomotive dieses Zuges war mit einem riesigen silbernen Stern geschmückt, und Villas Salonwagen hatte sogar vollständig ganze Fensterscheiben. Aus den Fenstern des letzten Wagens schauten Frauenköpfe. Der enthielt den Harem des Rebellengenerals; denn seine Weiber nahm Villa, wenn es irgend ging, überall mit. Wie viele er hatte, wußte niemand genau. Zahl und Zusammensetzung wechselte auch. Der ehemalige Viehhirt war nicht wählerisch, und sein Bedarf an Frauen schien unersättlich.

Sobald Villa abgereist war, fuhr ich sofort nach Durango. Es war ohnehin besser, ich benutzte seine Abwesenheit zu dieser Reise. In Durango befand sich das Hauptquartier Carranzas. Der war der „Primero Jefe del Ejercito Constitucionalista“ — das heißt „erster Chef der konstitutionellen Armee“ —, ein Titel, den Venustiano Carranza selbst geprägt und sich selbst verliehen hatte.

Daß Villa und Carranza sich haßten wie die Pest, war allgemein bekannt, wie auch niemand daran zweifelte, daß der Kampf um die Macht zwischen ihnen sofort entbrennen würde, sobald Huerta erst einmal geschlagen war. Einstweilen war es aber noch nicht so weit. So hielten die beiden wohl oder übel zusammen. Das heißt, Villa führte den Krieg auf eigene Faust, und Carranza tat so, als ob der General der Division del Norte

— das war Villas offizieller Titel — nur seine, des Oberkommandierenden, Befehle ausführe. —

„Selbstverständlich auch Villa!“ hatte Carranza auf meine etwas verfängliche Frage geantwortet, ob auch Villa lediglich ein Unterführer sei, der seine Befehle vom Großen Hauptquartier in Durango erhält.

In Durango wehte eine völlig andere Luft als in Torreón, und die Soldaten Carranzas waren von denen Villas derart verschieden, daß man nicht hätte glauben sollen, daß sie für die gleiche Sache fochten. Die Truppen in Durango wirkten ein wenig militärischer, ja, sie trugen sogar so etwas wie eine Uniform, wenn diese auch lediglich aus gleichfarbig gelben Leinenjacken und Hosen bestand. Sie bemühten sich sogar, militärischen Drill zu zeigen.

Ich sehe in meinem Felddreß mit dem breitrandigen Hut, wie ihn die Rebellenoffiziere tragen, wie ein solcher aus. So präsentieren die Wachen in Durango vor mir, d. h. sie machen einen schwachen Versuch, heben den Arm zum Hut oder schlagen an das Gewehr. Wenn einer aber gerade sitzt oder liegt, kann man das natürlich nicht verlangen; denn die Bequemlichkeit geht über die Disziplin.

Zum Empfang Carranzas, der, als ich in Durango eintraf, gerade von einer Inspektionsreise zurückerwartet wurde, ist ein Soldatenspalier zum Bahnhof gebildet worden. Das Stehen ist den Leuten jedoch zu unbequem, und so lagert sich alles und hockt auf dem Trottoir, die ganze Straße entlang.

Inzwischen kommt der Präsident im Auto von der andern Seite an. Die Soldaten stehen auf — nicht zu hastig —, versuchen sich zu sammeln und anzumarschieren. Der Trompeter vor dem Hause bläst mächtig in sein Horn.

Ich hatte nicht den Eindruck, daß die Soldaten Carranzas ihren Gegnern den gleichen panischen Schrecken einflößen wie die Villas. Die sind sicher ein übler Haufen, aber es steckt doch ein wilder Enthusiasmus in ihnen, eine leidenschaftliche Hingabe an eine große Sache. Es ist ein heißer

Atem, der das Heer Villas durchweht, ein fanatischer Glaube bei all seiner Grausamkeit und Gewalttätigkeit. Die Leute Carranzas sind sehr viel zahmer, man hat nicht den Eindruck, daß sie mit dem gleichen Feuereifer kämpfen.

Ihr Führer bemüht sich zwar sehr, mir gegenüber den General und den militärischen Oberbefehlshaber herauszustreichen, aber ein Laie kann merken, wie wenig der „Oberbefehlshaber“ von der Kriegslage weiß. Tatsächlich hat Carranza ja auch keine einzige Schlacht geschlagen, aber er hat es verstanden, andere für sich schlagen zu lassen und den Ruhm einzuheimen, genau so wie er es verstand, alle politischen Fäden in seiner Hand zu vereinen und sich zum Haupt der Revolution aufzuwerfen.

Wenn er so dozierend vor mir sitzt, mit dem langen, gepflegten Bart und der Brille, wirkt er viel mehr wie ein Gelehrter denn wie ein Rebellenführer und Revolutionär. In Wirklichkeit war und ist er es ja auch nur in dem gleichen Maße wie all die mexikanischen Politiker, denen die Revolution nur ein Mittel ist, um an die Macht zu kommen, wie in andern Ländern ein Wahlfeldzug.

Aber der Gelehrte verbirgt hinter seiner milden Art und seiner patriarchenhaften Würde ebensoviel Schlaueit wie Starrköpfigkeit. Erstere half ihm, einen Rivalen nach dem andern aus dem Wege zu räumen, über letztere kam er schließlich zum Sturz.

Carranza wußte, daß er es mit Villa weder militärisch noch an Volkstümlichkeit je werde aufnehmen können. So brachte er zunächst General Obregon, einen der Fähigsten der revolutionären Unterführer, auf seine Seite, und im übrigen ließ er Villa sich totlaufen.

Der ritt von Sieg zu Sieg und zog schließlich als Triumphantor in die Hauptstadt ein. Aber hier erwies sich, daß er doch nur ein genialer und gewalttätiger Räuberhauptmann war. Jetzt, wo es galt, das Errungene zu sichern, das Land neu politisch zu organisieren, versagte der ehemalige Peon

ebenso wie Zapata, der Führer der aufständischen Landarbeiter im Süden.

Auch Carranza wäre vielleicht gescheitert, hätte er sich nicht rechtzeitig die Unterstützung Obregons gesichert. Der hatte nicht die militärische Ausbildung eines Felipe Angeles genossen, er war möglicherweise auch nicht der gleiche geniale Soldat, aber er besaß, was jenem abging, eine genaue Kenntnis der politischen Psyche seines Landes. Außerdem konnte er warten und seinen persönlichen Ehrgeiz zurückstellen. So organisierte er für seinen Chef die Armee wie die politische Maschine, mit dem Hintergedanken, beides einmal für seine Zwecke zu benutzen.

So weit war es freilich noch nicht. Zunächst einmal galt es, mit Villa und Zapata fertig zu werden, die sich beide gegen den Mitkämpfer wandten, sobald dieser die Präsidentenwürde errungen hatte.

Beide waren gefährliche Gegner. Allein, Obregon kannte die Taktik Villas, und so schlug er diesen mit seinen eigenen Waffen. Er wußte, daß Villas Stärke in der Überraschung lag, deshalb schaltete er diese aus. Er verstand es, durch geschickte strategische Rückzüge das Heer Villas auf ein für dieses ungünstiges Gelände zu ziehen, und jedesmal, wenn dessen Reiter zu einer ihrer berühmten nächtlichen Attacken ansetzten, ritten sie in die Maschinengewehre Obregons. Sie wurden elend zusammengeschossen. Schließlich war von dem einstmals unbesiegliehen glorreichen Heere nicht mehr als eine Räuberbande übrig, mit der sich Villa wieder in seine Berge zurückzog.

Hier aber war er selbst für die Taktik und Strategie Obregons unfassbar. So blieb schließlich nichts anderes übrig, als sich mit ihm zu vergleichen. Gegen Land und Geld gab Villa seinen Widerstand gegen Carranza auf. Der ehemalige Peon, der einen leidenschaftlichen Kampf dafür geführt hatte, die Herrschaft der Haziendados zu brechen, wurde selber einer. Freilich erfreute er sich nicht allzulange des behaglichen Daseins eines Großgrundbesitzers. Sobald sich eine günstige

Gelegenheit ergab, ließ Carranza ihn aus dem Hinterhalt niederschießen.

Auf die gleiche Weise, nur in noch niederträchtigerer Form, räumte Carranza den im Felde unbesiegbaren Zapata aus dem Wege. Nun schien einer unbegrenzten Ära Carranza nichts mehr im Wege zu stehen, wenn Obregon nicht inzwischen allzu mächtig geworden wäre und sich angemahnt hätte, für die Präsidentschaft zu kandidieren. Als Carranza versuchte, ihn durch einen willfähigeren Kandidaten zu ersetzen, durch den er selber hätte weiterregieren können, rief Obregon die offene Rebellion gegen den ehemaligen „ersten Chef der konstitutionellen Armee und Vater der Verfassung“ aus. Es dauerte keinen Monat, so war Carranza bereits auf der Flucht nach Vera Cruz. Auf dieser ereilte ihn das gleiche Schicksal, das er allen seinen Gegnern bereitet hatte.

Das revolutionäre Dreigestirn Villa, Carranza und Zapata, das eine neue glückliche Epoche für Mexiko hatte heraufführen wollen, leuchtete nicht mehr. Die Revolution hatte ihre eigenen Kinder verschlungen.

Der Indio aber, der jahrzehntelang gestritten und gelitten hat, wartet weiter auf „Tierra y Libertad“, „Land und Freiheit“, die man ihm versprochen. Land, das war der eine Gedanke gewesen, der die Peone, die Streiter Zapatas wie Villas, beseelt hatte. Es brauchte nicht gar so groß zu sein, nur so viel, um mit den Seinen darauf zu leben.

Wie hatten die Indios so oft am Lagerfeuer gesungen, wenn der Rauch kerzengerade in die windstille Luft stieg, und die Kakteen gleich dolchbewehrten Wächtern vor dem goldenen Purpur des Abendhimmels standen.

Leise und melancholisch hatte einer begonnen:

„No quiero mas que tener
Lo que me quitó el patron
Un rancho y una mujer
Un coyote cimarron.“

„Ich will ja nicht mehr
Als was mir nahm der Herr,
Ein Stück Land und ein Weib
Und ein Hündchen zum Zeitvertreib.“

Irgendwo beginnt eine Laute zu klingen, nimmt die Melodie auf, und die Umstehenden fallen ein:

„Y una tierra en que poner
Un grano y una cancion,
Comadre, y a ser feliz
Con tu amor y mis chamacos
Unos besos, y unos tacos
Y unas cargas de maiz.“

„Ein wenig Erde, hineinzulegen
Den Samen und deinen Segen,
Geliebte du, darauf dich und die Kleinen
Mit mir in Liebe zu vereinen,
Ein paar Küsse, ein paar Bissen,
Etwas Mais, und wir werden nichts missen!“

„Y una tierra!“ hebt einer nochmals an und läßt schwermütig das Lied verklingen.

„Und ein wenig Erde“, summe ich vor mich hin. Ich greife in den Boden und lasse den Sand zwischen meinen Fingern zerrinnen. Von den Vorposten her knallt ein Schuß. Dann ist es wieder still. Die Rauchfahne kräuselt sich in einem leicht anhebenden Luftzug.

Ein wenig Erde? Wieviel braucht es für dich, für mich? Und für wie viele werden es schließlich nicht mehr sein als ein paar Schaufeln?



Wirkungen der mexikanischen Revolution: Zerstörte Hazienda der ehemaligen
Herrenschaft
und neuerrichtete der Revolutionsführer
(Einer der Landsitze von Galles, dem ersten „Arbeiterpräsidenten“ von Mexiko) (S. 115)





Der sich durch alle Revolutionen hindurch gleichgebliebene indianische Bauer:
Noch heute arbeitet er mit dem Holzpflug —

Noch heute scheidet er so die Spreu vom Weizen



Der Kampf um den Boden

21.

Die mexikanische Agrarreform

Rancho Alamos

Der Ausländer, der sich von Landfrage und Agrarreform in Mexiko ein Bild machen will, steht zunächst einem völligen Rätsel gegenüber. Spricht er mit Angehörigen der Großgrundbesitzerklasse oder in Mexiko ansässigen Ausländern, so muß er den Eindruck gewinnen, als sei aller Groß- und Mittelbesitz enteignet und den Peonen, den ehemaligen indianischen Landarbeitern, überantwortet worden. Diese Ansicht wird sehr nachdrücklich durch die Statistik unterstrichen. Nach ihr wurden in den ersten 20 Jahren der Revolution bis zum Amtsantritt Cardenas' über acht Millionen Hektar enteignet, unter der Präsidentschaft des letzten allein bereits fast fünf. Noch glaubhafter erscheinen die Klagen, wenn man durch das Land fährt und all die großen, alten Haziendas zerstört und verlassen findet.

Spricht man jedoch mit Politikern oder Arbeiterführern, so muß man annehmen, es sei überhaupt noch nichts geschehen und von den Versprechungen der Revolution wie der Verfassung noch kaum eine eingelöst. Auch diese Ansicht findet ihre Bestätigung durch den Augenschein. Die Landbevölkerung lebt in so elenden Verhältnissen, in solch kümmerlichen Hütten, in so sichtbarer Armut, daß man beim besten Willen nicht den Eindruck gewinnen kann, sie hätte durch die so feierlich verkündete und in der revolutionären Verfassung verankerte Agrarreform wesentlich gewonnen.

Die Erklärung dieses Widerspruches liegt in zwei Ziffern, — der Höhe der landwirtschaftlichen Produktion 1910 und heute. Im Jahre 1910, also vor Beginn von Agrarrevolution und Agrarreform, betrug die alljährliche Erzeugung von Mais 81 Millionen Bushel. Heute erreicht sie nicht mehr als 65,8 Millionen. Das Hauptnahrungsmittel, von dem die Masse der Bevölkerung fast ausschließlich lebt, sank also um 20 vom Hundert. Gleichzeitig aber stieg die Einwohnerzahl um 21 vom Hundert, wodurch das Mißverhältnis noch größer wird. Es ist also kein Wunder, daß trotz aller Landzuteilung der Lebensstandard sinken mußte, sich zum mindesten nicht heben konnte. Die einfache Weisheit des nationalsozialistischen Deutschlands, daß die Hebung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft von der Hebung der Produktion abhängig ist, erweist sich auch in Mexiko als richtig. Gegenüber dem katastrophalen Absinken der Erzeugung blieben alle sozialen und agrarrevolutionären Maßnahmen wirkungslos, unabhängig davon, ob nun das beste Land enteignet wurde, wie die Großgrundbesitzer behaupten, oder das schlechteste, wie die Indios und die radikalen Politiker klagen. Von Fall zu Fall ist das eine wie das andere richtig.

Der Theorie nach hat die Agrarbewegung der Peone gesiegt, und ist die Landfrage in für sie idealer Weise gelöst worden. Artikel 27 der bereits im Jahre 1917 unter Carranza erlassenen Verfassung verkündet, daß der Grund und Boden der Nation gehört, daß sie das Recht hat, darüber zu verfügen, ungeachtet privater Ansprüche. Weiter heißt es kurz und bündig, daß alle Enteignungen und Aneignungen von Gemeinland seit 1856 null und nichtig sein sollen. Damit war der alte Traum erfüllt. Das vom Großgrundbesitz geraubte Land konnte seinen ursprünglichen Eigentümern, den landlos gewordenen Indios, zurückerstattet werden. Nichts stand dem Anbruch der angekündigten Zeit des Glückes und Wohlstandes für alle mehr im Wege.

Theoretiker sind von der mexikanischen Agrarreform ent-

zückt. Europäische wie amerikanische Sozialreformer, Marxisten und Kommunisten sind begeistert aus Mexiko zurückgekommen und haben dicke Bücher über die mexikanische Landreform geschrieben. Die Praxis sieht anders aus. Eine jede Fahrt über Land, einerlei in welchem der mexikanischen Staaten, zeigt Armut und Elend der Landbevölkerung.

Am lehrreichsten war für mich der Besuch der Lagune und von Morelos. Die Lagune ist das reichste Alluvialland der Staaten Durango und Coahuila, ja von ganz Mexiko. Zur Zeit von Porfirio Diaz war es ein blühendes Baumwollfeld. Als ich vor dem Krieg dort weilte, waren freilich alle Haciendas bereits zerstört, die Haziendados erschlagen oder vertrieben und die blühenden Felder von den Hufen der Villaschen Reiter zertreten.

Die Lagune war in erster Linie das Land, das Villa den Peonen versprochen hatte; denn sein Heimatstaat Chihuahua ist ja in erster Linie wenig fruchtbare Steppe. In der Theorie wurde dieses Versprechen auch gehalten. Der Großgrundbesitz wurde enteignet, das Land verteilt, niemand durfte mehr als 100 Hektar besitzen.

Wie ich jetzt durch die Lagune fahre, gibt es wohl wieder Felder. Da sind viele fleißige Hände am Werk, allein, die Blüte der Diazschen Zeit ist noch längst nicht erreicht, geschweige denn der Wohlstand, den man den Indios versprochen. Auch hier sieht man Hütten, so baufällig, so entsetzlich dürftig, wie man sie sich nicht schlimmer vorstellen kann, Menschen, die in Fetzen gehen, in Kleidern, die buchstäblich nur aus Flickern bestehen.

Und wie steht es in Morelos, dem Staat, in dem Emiliano Zapata die schwarze Fahne des Bauernaufruhrs entrollte? Die Lage in Morelos wie Glück und Ende des von Zapata geführten Peonenaufstandes läßt sich mit einem Blick übersehen durch eine Fahrt nach Cuernavaca. An dem einen Ende dieser Hauptstadt von Morelos liegen die Trümmer einer der ehemaligen großen Haciendas, die Zapata verbrannte, an dem andern

erheben sich die Paläste von Calles, Rodriguez und anderen erfolgreichen Revolutionären.

In Cuernavaca lernten wir eine Deutsche kennen, die vor den Toren der Stadt einen Rancho bewirtschaftet, einen mittleren Bauernhof. Es gehört noch ein Mann dazu, aber der ist gewöhnlich auf Reisen, um als Vermesser noch etwas dazu zu verdienen; denn von dem Rancho allein kann eine Familie nicht leben.

Auch dieser Rancho war einmal eine Hazienda. Es stehen noch die Reste großer einstiger Stallungen und die Bögen einer gewaltigen Wasserleitung. Haziendas sind nicht mehr erlaubt, außer für die neu an die Macht gekommenen revolutionären Führer. Aber auch den Rancheros macht man Schwierigkeiten, wenn es sich um Ausländer handelt oder um Personen, die sich nicht der Gunst der herrschenden Partei, der P. N. R., erfreuen.

„Wenn wir nur endlich wüßten, was wir behalten dürfen, und was man uns wegnehmen wird“, sagt sorgenvoll die deutsche Bauersfrau. Diese Ungeklärtheit der Besitzverhältnisse ist ein weiterer Grund für das Versagen der mexikanischen Landreform.

Unter dem gegenwärtigen Präsidenten bekam die Agrarreform neuen Auftrieb. Cardenas hat bereits mehr Grund und Boden verteilt als irgendeiner seiner Vorgänger. Augenblicklich hat er auch die Lagune neu aufgeteilt. Man hört das mit einiger Überraschung; denn man glaubte bisher, das sei längst geschehen. Nunmehr wird die Öffentlichkeit belehrt, daß die 160000 Landarbeiter, die im Lagunendistrikt für ein Dutzend fremder und mexikanischer Großgrundbesitzer werken müssen, sich vergeblich an Calles wegen Landzuteilung wandten. Die erfolgte angeblich erst jetzt durch Cardenas. Danach wurde den bisherigen Besitzern ihr Grund und Boden bis auf 150 Hektar genommen. Aus allem übrigen Land wurden Ejidos gebildet, Gemeinde- oder Gemeinschaftsland, das weder verkauft noch beliehen werden darf. Die Arbeiter auf diesem Gemeinde-

acker beziehen feste Löhne, die einstweilen aus einem Fonds bezahlt werden, den die „Banco National de Credito Ejidal“ vorschießt. Durch diese Bank erfolgt auch der Verkauf der Ernte, wie sie die Agronomen stellt, die die Arbeiter beraten, und sie überhaupt die ganze Transaktion finanziert.

Diese Organisation erinnert verdächtig an Getreidefabriken und Kollektivwirtschaft nach sowjetrussischem Vorbild. Ich habe meinen leisen Zweifel, ob sie die Verwirklichung der Träume der aufständischen indianischen Landarbeiter ist, die am Lagerfeuer das sehnsüchtige Lied von dem „Stückchen Erde“ sangen.

22.

Die Hazienda — vom Haziendado aus gesehen

Puebla

Wir wanderten durch das Agavenfeld. Die riesigen Magueypflanzen streckten nach allen Seiten ihre harten, mit scharfen Stacheln bewehrten Blätter aus. Es war, als stächen sie mit spitzen Dolchen gegen jeden, der sich zu nähern wagte. Aber die mit flaschenartigen Kürbissen bewaffneten Peone gingen von Pflanze zu Pflanze und zapften ihnen den Saft ab. Sie entleerten ihn in Fässer, die geduldig wartende Eselein auf ihrem Rücken trugen. Waren die Fässer voll, so ging es nach der Hazienda, wo der Magueysaft in eine Kuhhaut gegossen wird. Hier gärt er, und nach ein paar Stunden kann die fertige Pulque nach der Stadt geschafft werden, wo zahllose Pulquerias bereits auf frischen Stoff warten.

Die Hazienda war, ich weiß nicht mehr wie viele tausend Hektar groß. Ihr Besitzer lebte in Europa, ihr Verwalter in Mexiko City. Es war also gerade einer der Betriebe, die dem Gesetz nach in erster Linie zu enteignen gewesen wären. Wenn man ihn trotzdem bestehen ließ, so ist der Grund, daß man

mit der Zerschlagung und Aufteilung von Pulquehaziendas schlechte Erfahrungen gemacht hat.

„Sehen Sie“, erklärte mir der Verwalter, „die Magueyagave braucht zwölf Jahre, bis sie in Saft schießt. Dann kann man sie eine Saison lang anzapfen. Sie liefert Tag für Tag etwa drei Liter. Aber damit ist die Pflanze erschöpft. Sie stirbt ab, und es dauert wieder zwölf Jahre, bis eine neue trägt. Es gehören also ausgedehnte Ländereien und erhebliche Kapitalien dazu, eine Pulquehazienda rentabel zu machen. Die Magueypflanze wächst auf dürrer, steinigem Boden, auf dem sonst nichts gedeiht. Die Indianerkommunen können weder Mais noch Bohnen hier pflanzen.“

„Was machen aber die Dörfer damit, denen Stücke von Hazienden zugeteilt wurden?“ warf ich ein.

„Nun, sie wirtschaften weiter, solange es noch tragende Pflanzen gibt. Sind die erschöpft, so lassen sie das Land liegen und fordern neues an.“

„Das ist ja das Elend“, fuhr der Verwalter fort, „daß der Indianer nicht an die Zukunft denkt. Es ist immer wieder dasselbe bei jeder Landverteilung. Da wird zunächst alles Holz geschlagen, mögen es auch Obstbäume sein; denn das bringt sofort Geld. Die vorhandenen Kulturen erntet man ab, dann läßt man sie verkommen und pflanzt Mais und Bohnen, ohne Rücksicht darauf, ob der Boden dafür geeignet ist.“ —

Diese Ausführungen waren natürlich einseitig, aber eine gewisse Richtigkeit konnte man ihnen nicht absprechen. Es gibt eben gewisse Kulturen, die sich gewinnbringend nur im großen betreiben lassen, vor allem, wenn es sich um Weltmarktprodukte handelt. In Morelos haben die Zapatisten sämtliche Zuckermühlen zerstört. Fährt man durch das Land, so trifft man nichts als Ruinen. Es wurde als großer Erfolg der Revolution gepriesen, daß die Peone jetzt ihren eigenen Mais und Bohnen pflanzen können. Aber sie hätten heute ganz gerne wieder ein wenig Zucker oder die Löhne der Zuckerrfabriken, um ihre allzu eintönige Kost aufbessern zu können.

Ähnlich verhält es sich mit den Sisalplantagen in Yukatan oder den Kaffeefinkas in Chiapas. Der Gedanke ist bestechend, daß jede Indianerfamilie sich selbst versorgt und somit krisenfest ist. Allein, es gibt Betriebsformen, die sich nicht ohne schweren Schaden, gerade auch für die unteren Klassen, aus der Gesamtwirtschaft herausreißen lassen.

Im Fall der Pulquehazienda könnte man immerhin noch einwenden, daß es sich hier um ein berauschendes Getränk handelt, das der Volksgesundheit schweren Schaden zufügt. Allein, nicht einmal das stimmt. Die Pulque gehört seit uralten Zeiten zu der täglichen Kost des Hochlandindianers. Ohne sie wäre seine Nahrung, die sonst nur aus Mais und Bohnen besteht, zu vitaminarm. Pulque ließe sich freilich durch frisches Obst und Gemüse ersetzen. Aber das muß man erst einmal haben. Außerdem gibt es noch einen sehr wesentlichen Grund, der die Abschaffung der Pulque verbietet. In wasserarmen Gegenden der Mesa ist sie vielfach das einzige Getränk. Würde die Hazienda nicht jeder Indianerfamilie täglich ihr Maß Pulque zuweisen, müßte sie verdursten.

Ich habe gefunden, daß die Kost der Primitiven, so sonderbar und ungenügend sie auf den ersten Blick erscheinen mag, auf Jahrhunderte alter Erfahrung beruht und so gut ausbalanciert ist, als hätte sie ein Arzt nach Kalorien berechnet. Das bedeutet, daß man sie nicht einseitig ändern darf. Pulque gehört zur Nahrung des mexikanischen Indianers, genau so wie rohes Seehundfleisch zu der des Eskimos. Im ersten Augenblick ist man entsetzt, wenn man sieht, wie Indianermütter ihren kleinen Kindern die Pulqueflasche reichen. Allein, es hat sich herausgestellt, daß sie ohne dieses Getränk schlechter gedeihen.

Die Bekömmlichkeit von Pulque ist allerdings davon abhängig, daß sie frisch getrunken wird. Sie hält sich höchstens 24 Stunden. Später ist sie zu stark gegoren und zu alkoholreich. Um sie länger zu halten, setzen die Pulquerien, vor allem in der Hauptstadt, allerlei Ingredienzien zu, die sie nicht bekömmlicher machen.

Pulque ist eine milchige Flüssigkeit, die nicht gerade sehr einladend anmutet. Ihre Farbe ist aber noch Gold gegen ihren Geruch. Man kann ruhig sagen, daß Pulque geradezu stinkt, und zwar ganz abscheulich. Es gehört zuerst schon einige Überwindung dazu, ein derartig übelriechendes Getränk zu schlucken. Aber nach dem ersten und erst recht nach dem zweiten und dritten Glas mundet sie ganz ausgezeichnet. Vor allem ist sie wunderbar erfrischend, und man kann verstehen, daß die Mexikaner nicht davon lassen wollen, obgleich bereits in Aztekenzeiten etliche Herrscher versuchten, ihrem Volke die Pulque abzugewöhnen. Sie hatten damit ähnlichen Mißerfolg wie die Amerikaner mit der Prohibition.

Ein großer Teil des sehr erheblichen Pulquebedarfs der Hauptstadt wird von großen Plantagen gedeckt, von denen sich mit die größten in ausländischem Besitz befinden, obgleich es sich bei der Bereitung des mexikanischen Nationalgetränkes um die älteste landwirtschaftliche Industrie Mexikos handelt. Auch in ihnen wird die Pulque noch ganz nach den alten technischen Methoden hergestellt, aber ihre Betriebsform ist von der der ursprünglichen mexikanischen Hazienda grundverschieden. Sie sind Monokulturen, während die Hazienda eine autarke Wirtschaft umfaßte.

Die Hazienda war eigentlich ein Staat im Staate, politisch, wirtschaftlich und sozial, wie eine mittelalterliche Grafschaft, und so wirkte sie auch. Die Haziendas standen gleich Burgen im Lande, von allen Seiten mauerumschlossen, oft von Türmen flankiert. Die Hazienda bildete auch mit allen, die zu ihr gehörten, eine geschlossene Einheit. Sie war eine streng gegliederte Hierarchie, in der jeder seinen Platz und seinen Aufgabenkreis hatte. An der Spitze stand der Verwalter, unter ihm ein oder mehrere Majordomos, die Schreiber, die Vormänner und Arbeiter. Die Arbeiter gliederten sich wiederum in zahlreiche Kategorien. Allein an Hirten gab es Coporales, Vaqueros, Pastores und Maraneros. Unter den Schnittern war die Spezialisierung nicht geringer.



Die Kathedrale von Puebla, die so viele Tragödien sah (S. 122)

So armselig in Tepotzlan
die Häuser auch sein mö-
gen, die Höfe sind die alt-
spanischer Paläste (S. 124)



Waisbehälter in einem Bauernhof in Tepotzlan (S. 124)



Die Hazienda war ein statischer Betrieb. Fortschritt war verpönt. Warum einen Stahlpflug anschaffen, solange es der alte hölzerne tat? Wozu Nägel verwenden, für die man Geld ausgeben muß, wenn es auch Riemen tun, die man auf der Hazienda selber aus selbstgegerbtem Leder schneiden kann? Die Hazienda war auch nicht in erster Linie auf Gewinn abgestellt, wenigstens nicht auf den größtmöglichen, sondern darauf, allen zu ihr Gehörigen einen auskömmlichen Lebensunterhalt zu sichern. Daß dieser je nach der Stellung im Haziendabetrieb abgestuft war, lag im Geist der Zeit, der sie entsprang. Die Anschauungen über die Auskömmlichkeit des Lebensunterhaltes waren selbstverständlich verschieden beim Besitzer und beim Cuadrilla, dem Erntearbeiter. Aber der Besitzer war zufrieden, wenn er seine übliche Rente bezog, die ihm ein standesgemäßes Leben ermöglichte, und er suchte nicht das Äußerste aus dem Betrieb und seinen Leuten herauszupressen.

Mißwirtschaft und Ausnützung der Arbeiter durch verschwenderische Besitzer kamen natürlich immer vor, aber eigentlich bergab ging es erst mit der Hazienda, als der Fortschritt seinen Einzug hielt. Bei der Einführung rationeller Wirtschaft übersah man, daß die Hazienda nicht nur ein „Betrieb“, nicht nur ein Mittel zum Geldverdienen war, sondern ein lebendiger Organismus. Dessen Gleichgewicht konnte nicht einseitig gestört werden. Verschob der Besitzer das Gewicht zu seinen Gunsten, indem er die menschlichen Verpflichtungen vergaß, die er noch gegenüber dem letzten seiner Schnitter hatte, so mußte früher oder später der Rückschlag eintreten.

Er kam, und furchtbarer, als selbst Schwarzseher unter den Haziendados voraussehen mochten. Wo man heute auch in Mexiko reist, landauf, landab trifft man zerstörte, verlassene, aufgeteilte Hazienden. Das heißt, es gibt immer noch Hazienden, oder vielmehr es gibt sie wieder. Wenn man an einem halben Dutzend halbverfallener Hazienden vorbeigekommen ist, stößt man zu seiner großen Überraschung plötzlich

auf eine funkelnagelneue. Die sieht oft wie ein Mustergut aus, nichts ist an ihr gespart, es gibt alle neuen Maschinen auf ihr. Dann weiß man, ohne zu fragen, daß sie einem der neuen Männer gehört, einem, der durch die Revolution Hochgekommenen. Es scheint das Los des mexikanischen Revolutionärs zu sein, wenn ihn nicht vorher eine Kugel trifft, so endet er als Haziendado. Auch die heutigen Machthaber, die die Zerschlagung der Latifundien und die Aufteilung des Landes auf ihre Fahne geschrieben haben, besitzen so gut wie alle riesige Ländereien. Es kommt bei der Anwendung der Landgesetze eben ganz darauf an, wem eine Hazienda gehört. So werden die Haziendas, obgleich man ihnen den Krieg erklärt hat, wohl bestehen bleiben. Es scheint, als ob sie zum mexikanischen Landschaftscharakter ebenso unvermeidlich gehören wie die Vulkane und Agaven.

23.

Die Tragödie des Deutschen

Puebla

Wir standen auf dem Turm der Kathedrale von Puebla. Tief unter uns lag die Plaza, deren Steinfliesen unter den Blättern und Blüten der sie überwuchernden Tropenpflanzen verschwanden. Diese Plaza sah Niederlage und Sieg der Franzosen, die Napoleon III. nach Mexiko entsandt hatte. Auf ihr errang Porfirio Diaz seinen Kriegsruhm gegenüber den Generalen Maximilians. Auf dem gleichen Platz verteidigten sich während des amerikanisch-mexikanischen Krieges 500 Amerikaner unter Oberst Child gegen eine fünffache mexikanische Übermacht und eine ganze feindliche Stadt von 80 000 Einwohnern.

Über den Palacio Municipal hinweg blickt man in die Patios, die Gartenhöfe der alten Paläste und Residenzen. Farbige Kacheln aus den berühmten keramischen Werkstätten von

Puebla umkleiden sie. Mit den gleichen bunten Majoliken sind die Kuppeln und Türme der Kirchen dieses „mexikanischen Roms“ geschmückt. Puebla war es, das die alte keramische Kunstfertigkeit der spanischen Stadt Talavera de la Reina erneuerte, die einst so berühmt war, daß das Wort Talavera einen ähnlichen Klang und Bedeutung besaß wie später Delft. Über sechzig solcher Kirchen zählt man, bis der Blick die Stadtgrenze erreicht und über die grünenden Felder schweift.

„Das Land da im Süden war einst alles unfruchtbare Steppe und Wüste“, erklärt mein Begleiter, „bis der alte Petersen sich darauf niederließ.“ Der war als junger Mann aus Deutschland gekommen und begann hier Weizen zu pflanzen. Kein Mensch glaubte, daß auf dem dünnen Boden je etwas wachsen würde, aber der deutsche Landwirt ließ nicht nach, bis er eine Sorte gezüchtet hatte, die wunderbar gedieh. Diaz kam und ging, Carranza, Obregón und Calles — der junge Petersen, der mit der Zeit der alte geworden war, baute seinen Weizen, vergrößerte seine Hazienda und lebte unter all den Revolutionen und wechselnden Regierungen in Frieden. Mit seinen Peonen kam er ebensogut aus wie mit der Stadt Puebla, der er große Stücke des durch ihn so wertvoll gewordenen Landes schenkte.

Da begannen die Enteignungen, Petersen ging zu Calles und fragte ihn, wie es denn nun mit ihm und seiner Hazienda stünde. Der Präsident klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter: „Aber Amigo, wo denken Sie hin! Ihnen geschieht selbstverständlich nichts, Ihnen nimmt niemand etwas! Jeder mann weiß, was Mexiko Ihnen schuldet!“

Petersen ging beruhigt nach Hause. Aber dann wurde auch er enteignet. Er sagte nichts, er beklagte sich nicht, er stieg auf diesen Turm und schaute noch einmal auf das Land, das er aus einer Wüste in fruchtttragende Felder verwandelt hatte. Daß er persönlich es verlieren sollte, konnte er verschmerzen, nicht aber, daß sein Lebenswerk verkommen und wieder Wüste werden sollte. Das war das Schicksal so mancher enteigneter Hazienda geworden. So sprang er vom Turm auf die Plaza

hinunter. Ganz Puebla schritt hinter seinem Sarge, Weiße wie Indianer. —

Am Nachmittag besuchte ich das Restgut vor den Toren von Puebla. Es sind noch 30 Hektar. Der Sohn bewirtschaftet sie und hat eine Mustermilchwirtschaft darauf errichtet. Freilich, von der alten Pracht der Hazienda ist nichts mehr übrig. Als Wohnung dient das ehemalige Haus des Majordomos, der überflüssig geworden ist. Die Kapelle dient als Futterschuppen, die Kühe stehen in den Arkaden des großen Hofes.

„Wir haben unser Auskommen, und die Arbeit macht mir Freude“, sagt der Junge. Er ist in Mexiko geboren und ist Mexikaner, aber er hat in Deutschland Landwirtschaft studiert. Er ist in seinem Herzen Deutscher und hängt doch mit aller Liebe an dem Lande seiner Geburt, das ihm Heimat ist. Mit brennendem Interesse verfolgt er seine politischen und wirtschaftlichen Probleme. Daß die Mexikaner seine Haltung und Einstellung zu würdigen verstehen, zeigte sich anläßlich der letzten großen landwirtschaftlichen Ausstellung in Puebla. Auf ihr wurde die von dem alten Petersen gezüchtete Weizensorte prämiert, und der junge hielt einen Vortrag. Es war ein rein landwirtschaftlicher Vortrag ausschließlich über Weizenzüchtung und Weizenanbau. Aber als er geendet hatte, da brachen die Zuhörer in minutenlangen Beifall aus, und Rufe wurden laut: „Viva Alemania! Viva Hitler!“

24.

Ejido — der Weg ins Freie

Tepotzlan

Tepotzlan liegt so etwa 100 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, aber da weder Bahn noch Straße dorthin führen, blieb es vom Wechsel der Jahrhunderte verhältnismäßig unberührt. In den Adern seiner Bewohner fließen nur ein paar

Tropfen weißen Blutes, und im Grunde leben, denken und fühlen sie auch heute nicht viel anders als zur Aztekenzeit.

Tepotzlan ist ein mexikanisches Landstädtchen von 4000 Einwohnern und besitzt alle Merkmale eines solchen; die weite Plaza mit dem Musikpavillon in der Mitte — Porfirio Diaz beschenkte jeden Ort mit einem solchen von gußeisernem Geländer umgebenen Musikstand —, dann der „Palacio Municipal“ — das Gemeindehaus — und natürlich die Kathedrale.

Die Kirche steht in gar keinem Verhältnis zur Größe des Ortes. Heute ist sie freilich von den Priestern verlassen. Unter der antikirchlichen Gesetzgebung darf hier weder Messe gelesen noch Predigt gehalten werden. Allein, die Tepotzlaner gehen trotzdem hin, knien vor den Heiligen und zünden Kerzen vor dem Hochaltar an. Sie haben ja auch ihren alten Göttern nicht die Treue aufgesagt, als man sie zwang, den neuen Christengott anzubeten. Hoch oben auf dem zackigen Grat, an dessen Fuß die Stadt liegt, steht noch immer die Pyramide, oder sie hängt vielmehr zwischen den Felsen, drohend und gewaltig. Die Tepotzlaner gehen da noch immer heimlich hinauf, und auf den Stufen des alten Tempels kann man gelegentlich Blumen und Früchte sehen oder auch das Blut eines frisch geopfertem Truthahnes.

Deswegen sind sie aber doch gute Christen. Sie haben lediglich zu ihrem alten Gott den neuen dazugenommen, und es ist durchaus möglich, daß sie auch den „sozialistischen Gott“ in die Reihe der Anzubetenden aufnehmen werden. In der „sozialistischen Schule“, die seit kurzem Gesetz ist, wird ihnen zwar gelehrt, daß es keinen Gott gibt. Aber das ist für einen Indianer unverständlich; dazu ist er viel zu eng mit dem Überirdischen und Übernatürlichen verbunden, das ganz anders als beim Zivilisierten in sein alltägliches Leben hineinspielt. So werden sich die sozialistischen und kommunistischen Ideen, die eifrige Mestizen ihnen in der Schule einzutrichtern versuchen, wohl in der Form einer neuen Gottheit herauskristallisieren, die man besser auch anbetet; denn man kann nie wissen! Außer-

dem stehen ja hinter diesem neuen Gott genau so die Maschinengewehre der Regierung, wie seinerzeit hinter dem Christengott die Arkebusen und Falkonetts der Konquistadoren.

Die Tepotzlaner haben ja auch immer noch ihren Kaziken beibehalten und ihre alte Klaneinteilung in sieben Barrios, die nichts anderes sind als die ehemaligen aztekischen Calpullis. Daran haben alle Verwaltungsmaßnahmen, alle erwählten und ernannten Behörden und Beamten des spanischen Vizekönigreiches wie der mexikanischen Republik nichts ändern können.

Die Calpullis waren feste Stammesverbände, die im Krieg zusammengehörten und zusammenhielten, jeder mit seinem eigenen Namen, seinem eigenen Banner, unter dem er focht, ja selbst seinem eigenen Gott. Das ist auch heute noch nicht anders. Jede Barrio besitzt ihre eigene Kapelle und ihren eigenen Heiligen. Sollte aber die Bolschewisierung Mexikos noch weiter durchgeführt werden, so werden sich die Barrios, die einst Calpullis hießen, vielleicht Zellen der P. N. R. nennen, und ihre Spezialheiligen Sankt Peter, Paul oder Balthasar werden dann als der zu verehrende Marx, Lenin oder Zapata angerufen werden. Aber im Grunde werden es auch nur wieder die alten Götter sein.

Jede Barrio hatte selbstverständlich auch ihren Ejido, ihren Gemeindeacker. Der ist das wichtigste von allem; auf dem Ejido beruht das wirtschaftliche Leben, das bis zu einem gewissen Grade ein Gemeinschaftshaushalt des Stammesverbandes ist.

„Zurück zum Ejido!“ ist das Schlagwort der jüngsten Phase der mexikanischen Agrarrevolution. Nur ein Teil der mexikanischen Dörfer und Landstädtchen besitzt ja noch Ejidos. Etliche gingen bereits in spanischer Zeit den Indianerkommunen verloren, erheblich mehr fielen der Latifundienbildung zum Opfer, die mit der Unabhängigkeitserklärung einsetzte und die während des Diaz-Regimes ungeahnte Formen annahm.

Die Überführung des privaten Bodens in Gemeinschaftsland durch Enteignung des Großgrundbesitzes ist ja das Leit-

motiv der Revolution, die im Jahre 1910 begann und die heute noch nicht beendet ist. Die kommunistische Ideologie, die die heutigen Machthaber, die Gewerkschaften wie die studentische Jugend beherrscht, fordert die Ejidoidee als kommunistisches Gedankengut an. Sie stellt die Behauptung von dem kommunistisch veranlagten Indio auf und der ursprünglichen aztekischen Wirtschaftsverfassung als einer kommunistischen. Damit ist die Enteignung und die Neubildung von Ejidos nicht nur wirtschaftlich und politisch gerechtfertigt, sondern auch vom historischen und nationalistischen Gesichtspunkt aus.

Nun ist jedoch nichts falscher, als die Indios als Kommunisten zu bezeichnen oder auch nur als eine zum Kommunismus hinneigende Rasse. Trotz all ihrer Kulturhöhe waren die Massen der totekischen, aztekischen, zapotekischen und sonstigen Völker Primitive. Wie jeder Primitive hatten auch die mittelamerikanischen Indianer einen anderen Eigentumsbegriff als wir Europäer, die jahrhundertlang unter dem Einfluß des Römischen Rechtes standen. Aber es ist völlig falsch, zu behaupten, daß der Eigentumsbegriff des primitiven Menschen so gering ausgebildet ist, daß er keinen Besitz von Grund und Boden kennt. Individuelles Grundeigentum kennt er freilich nicht, wohl aber eins der blutverbundenen Sippe. Das gilt auch von Jäger- und Fischervölkern, die ihre abgegrenzten Jagdgebiete haben, selbst von den Herden der Steppentiere, die an ihren bestimmten Weidegründen festhalten, oder den großen Raubkatzen, die gewisse Jagdreviere für sich beanspruchen.

Jede primitive Wirtschaft ist Gemeinwirtschaft, aus dem einfachen Grunde, weil unter einer wenig entwickelten Zivilisation der einzelne auf Schutz und Hilfe der Gemeinschaft angewiesen ist. Selbst in Tepotzlan helfen sich die Angehörigen des gleichen Barrios wie selbstverständlich bei der Ernte oder beim Hausbau, und es bedarf keiner besonderen Mahnung an den einzelnen, um ihn zu seinem Teil an der Gemeinschaftsarbeit wie Straßenreinigung und dergleichen anzuhalten. Innerhalb der Gemeinschaft ist der Boden ein selbstverständliches,

wenn auch individuell verteiltes und bearbeitetes, allen gemeinsames Gut. Aber ein Außenstehender, sei er auch nur aus dem nächsten Dorf, sollte einmal Ansprüche auf Nutzung eines solchen Ejidos machen! Man würde sofort sehen, wie stark der Eigentumssinn der Indianer ist. In dem angeblich kommunistischen Aztekenreich stand Todesstrafe auf das Verrücken der Grenzsteine. Außerdem gab es damals bereits neben dem Gemeindeland der Ejidos auch Privateigentum der Könige und Priester.

Auch innerhalb des Ejidoverbandes herrschte keineswegs kommunistische Gleichheit. Es war vielmehr eine demokratische Hierarchie, in der die Kaziken eine bevorzugte Stellung einnahmen. Der Kazike war der Führer, der diesen Rang auf Grund seiner Fähigkeiten, seiner Leistung, oft auch seiner Abstammung und Familie einnahm, den er jedoch nur so lange zu behaupten vermochte, als er sich des allgemeinen Vertrauens erfreute.

Es besteht gar kein Zweifel, daß die Ejidos die dem mexikanischen Indio vertraute und gemäße Wirtschaftsform sind, dort, wo sie sich rein oder fast unvermischt erhalten hat. Es ist sicher richtig und berechtigt, die mexikanische Landfrage durch Wiedereinführung der Ejidos zu lösen zu versuchen, wo diese durch das „Bauernlegen“ der Haziendados verschwunden sind. Allein, diese Rückführung der Einzel- in Gemeinwirtschaft darf nicht im Sinne eines theoretisierenden und schematisierenden Kommunismus geschehen. Außerdem ist es mit der Landzuteilung allein nicht getan. Es ist nicht so leicht, aus einem entwurzelten, fluktuierenden Landproletariat wieder seßhafte, an der Scholle haftende Bauern zu machen, mag es sich nun um Europäer oder Indianer handeln.

Das zeigt sich heute bereits. Die Indianer haben das ihnen zugeteilte Gemeinschaftsland vielfach heruntergewirtschaftet und verkommen lassen. Dann sind sie weitergegangen und haben neues angefordert. Vielfach war es ihnen auch nur um die Ernte zu tun. Die kommunistische Propaganda unter den



Aztekische Gottheit als Reklame für eine Benzinmarke

Alles machen die Mexikaner den Amerikanern nach, nur nicht ihr Tempo (S. 134)





Wolkenkratzer, bei dem die Stufenpyramide von Teotihuacán Pate gestanden hat (S. 137)

„Donauweibchen“ im Zentralpark der Hauptstadt, das sich aus dem Wiener Stadtpark hierher verirrt haben könnte (S. 137)



Landarbeitern arbeitet vielfach mit dem Argument, daß sie Anspruch gerade auf das Land haben, das rings um ihre augenblicklichen Behausungen liegt. Das ist aber meist das beste Fruchmland der Hazienda, auf dem diese wirtschaftlich beruht. Trotzdem ist es den Besitzern vielfach weggenommen worden, sobald ein entsprechender Antrag der Peone auf Landzuteilung vorlag. Mitunter wurde es unmittelbar vor der Ernte verteilt. Es ist klar, daß der ehemals besitzlose Landarbeiter einem Geschenk, das ihm so mühelos in den Schoß fiel, keinen Wert beimißt, und er wenig Neigung hat, den Acker im Schweiß seines Angesichts zu bestellen. So läßt er die angelegten, viel Arbeit erfordernden Kulturen, wie Kaffee, Tabak oder Früchte, verfallen und pflanzt höchstens etwas Mais und Chilli.

Die krasseste derartige, lediglich auf die reife Ernte abzielende Spekulation hat sich wohl im Staate Vera Cruz zugetragen. Dort hatte eine Gesellschaft an der Bahnlinie, die den Isthmus von Tehuantepec kreuzt, große Bananenplantagen angelegt, deren Mittelpunkt El Hule wurde, bisher kaum mehr als eine Signalstation. Die dort beschäftigten Angestellten und Verladearbeiter verfaßten eine Eingabe, in der sie das Land rings um ihre „Wohnsitze“ forderten, das heißt, das Gelände, auf dem rund eine Million Bananenbüschel der Ernte entgegenreiften. Diese Eingabe war an sich ungesetzlich; denn die vorhandenen Bedingungen entsprachen nicht den Vorschriften für Ejidozuteilung. Außerdem war es offensichtlich, daß es sich lediglich um eine legal verkleidete, räuberische Spekulation auf die Bananenernte handelte. Trotzdem gelangte sie bis an den Präsidenten. Der entschied freilich abschlägig mit der Begründung, daß die Gesellschaft die Angestellten und Arbeiter erst in das Land gebracht hätte, daß diese also kein ursprüngliches Anrecht darauf haben könnten. Aber es mag auch sein, daß es sich um eine amerikanische Gesellschaft handelte, und den Amerikanern gegenüber wendet man die Enteignungsgesetze keineswegs so rücksichtslos an wie gegen die übrigen.

Es gibt noch eine zweite Schwierigkeit bei der Ejido-

zuteilung. Die Ejidos werden dem Dorf zugeteilt, aber von einem Ausschuß, einem „Rat“, verwaltet. Das Übel der Korruption ist jedoch in Mexiko viel zu tief eingefressen, als daß ein solcher Ejido-Rat bei der Landverteilung an die einzelnen Gemeindeglieder nicht seine Privatgeschäfte machen sollte. Immer wieder hört man Klagen, daß nur Bevorzugte Land erhielten, oder daß der Rat sich für jede Zuweisung schmieren ließe.

Diese Korruption ist überall dort besonders schlimm, wo die Ratsmitglieder Mestizen sind. Der Mestize hat eben kein Verständnis mehr für das Wesen einer blutgebundenen Gemeinwirtschaft.

Damit sind wir bei dem Kern des Problems. Es ist eine uralte, immer wieder gemachte Erfahrung, daß jede kommunistische Siedlung und Wirtschaft früher oder später — meistens früher — versagen und zusammenbrechen muß, die nicht auf blutmäßiger oder wenigstens religiöser Gemeinschaft oder noch besser auf beiden beruht. Ich habe selber eine ganze Reihe von Fehlschlägen mit angesehen, in Südamerika wie in Kanada, wo nach dem Krieg idealistisch veranlagte Deutsche auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage zu siedeln versuchten. Das schlug immer fehl. Die Hutterschen Brüder in der kanadischen Prärie aber, die eine religiöse, überaus streng gebundene Sekte sind, die nur untereinander heiraten, infolgedessen also eine blutgebundene Sippe darstellen, unterhalten blühende Siedlungen, in denen nicht einmal die Kleidungsstücke persönliches Eigentum sind.

Ejido ist ein spanisches Wort für einen indianischen Begriff. Es bedeutete in Kastilien das freie Land, das vor den Toren der Städte lag, und an dem jeder Bürger Nutzungsrecht hatte. Im Spanien des 16. Jahrhunderts war der Gemeindeacker allgemein üblich. So war es auch den Konquistadoren nicht schwer, das spanische Landrecht mit dem indianischen zu verbinden.

Die Juarezsche Landreform aber war ein Fehlschlag. Sie

wollte eine starke Schicht selbständiger indianischer Kleinbauern schaffen und führte nur zu weiterer Verminderung der Ejiden und neuer Latifundienbildung, da sich die Indianer den Anforderungen der Individualwirtschaft nicht gewachsen zeigten. Die „Agraristen“, die die mexikanische Landbewegung begannen und leiten, sind sicher zum größten Teil ehrliche Idealisten, aber sie müssen sich hüten, daß ihre Reform nicht zu einem ähnlichen Mißerfolg führt wie die von Juarez.

Die Landreform — nicht nur in Mexiko, sondern überall in der Welt — ist viel zu verwickelt, als daß sie sich nach einer Formel durchführen ließe. Genau wie Länder mit Monopolwirtschaft in Großbetrieben durch die Weltwirtschaftskrise in die schwerste Not gestürzt wurden, läßt sich heute umgekehrt eine Volkswirtschaft auf lauter sich selbst versorgenden Kleinbetrieben nicht mehr aufbauen. Neben dem Indio, der sich und die Seinen selber mit Mais und Bohnen versorgt, wird auch in Mexiko der Ranchero, und selbst der Haziendado seinen Platz behalten müssen.

Noch wesentlich wichtiger aber ist die Wiedereinrichtung der Ejidos im richtigen Geist. Sie wird nur gelingen, wenn man sich bewußt ist, daß es nicht in erster Linie auf den Boden ankommt, sondern auf den Menschen, der auf ihm leben soll. Menschen, die seit Generationen nicht mehr auf eigener Scholle saßen, die sich angewöhnt haben, nur unter Zwang, womöglich nur unter der Peitsche des Aufsehers zu arbeiten, und die jahrzehntelang als Revolutionäre und Räuber im Sattel mit der Büchse in der Faust das Land durchstreiften, ertragen die schwere Mühe der Anfangsjahre des Aufbaus einer neuen Wirtschaft nur, wenn es gelingt, sie mit einer großen tragenden Idee zu erfüllen. Ob diese aber ein vager Kommunismus sein kann und der Wust unverständener und halbverdauter marxistischer Ideen, der die führenden Männer und die heranwachsende akademische Jugend in der Hauptstadt erfüllt, ist mehr als fraglich, vielmehr nicht fraglich.

Gemeinwirtschaft auf gemeinsam besessenem Land ist nur möglich, wo ein ganz enges gemeinsames Band alle Beteiligten zusammenhält. Glaubt man wirklich, daß die kommunistische Idee, die man den Indianern in der „Sozialistischen Schule“ beizubringen versucht, ein solches ist?

Ejido kommt aus dem lateinischen Exitus, heißt also der „Weg nach draußen“. Seine Wiedereinführung kann für die in schwerste Wirren verstrickte mexikanische Agrarwirtschaft nur dann ein „Weg ins Freie“ werden, wenn man das Wort auf den indianischen Begriff der Calpulli zurückführt, wenn „Ejido“ also nicht so sehr das gemeinsame Land, sondern vielmehr die blutsverbundene Gemeinschaft bedeutet, die es bearbeitet.

25.

Zwiespältiges Mexiko

Mexiko, D. F.

Nach langem Suchen haben wir endlich in der mexikanischen Hauptstadt ein Heim gefunden. Im allgemeinen geht das sehr rasch bei uns. Den Rekord erreichten wir in Sydney, wo wir innerhalb von zweimal vierundzwanzig Stunden im eigenen Heim saßen mit komplett eingerichtetem Haushalt, und beide Kinder bereits in die Schule gingen.

Hier in Mexiko war es merkwürdig schwer, zunächst auch nur ein zusagendes Hotel zu finden. Die Mexikaner haben zwar mit dem wachsenden Touristenverkehr eine ganze Reihe großer neuer Hotels gebaut oder umgebaut. Aber diese Bauten richteten sich bis in alle Einzelheiten nach den Wünschen und Angewohnheiten ihrer amerikanischen Gäste, und wir sind schließlich nicht nach Mexiko gefahren, um in einem amerikanischen Hotel unter lauter Amerikanern zu wohnen. Die nicht amerikanisierten Gasthöfe aber beherbergen teilweise noch andere, wenig erwünschte Gäste, die modernisierten nach unseren Erfahrungen übrigens zum Teil auch. So dauerte es lange, bis wir in San Angel eine geradezu ideale Unterkunft fanden.

Hier wohnen wir zwischen dem alten und dem neuen Mexiko, zwischen Mumien und den Fresken Diego Riveras. Auf der einen Seite haben wir ein altes, ehemaliges Karmeliterinnenkloster mit den eingetrockneten, aber sonst noch wohl erhaltenen Überresten seiner ehemaligen Bewohnerinnen, auf der andern steht die Villa von Rivera, Mexikos berühmtestem Maler.

Wir hausen selber in einem ehemaligen Kloster. Unsere Zimmer gehen auf ein flaches Dach und an der alten Glocke

vorbei, deren Läuten einst die Klosterinsassen zur mitternächtigen Mette rief, blicken wir auf das blühende Land, das die Schneefirne des Popocatepetl und Iztaccihuatl umsäumen.

Die ganze Familie ist wieder beisammen; denn mit Semesterschluß ist auch Renate aus Chikago eingetroffen. Sie war bereits wildbegeistert von Mexiko, ehe sie überhaupt noch „mexikanische Luft geatmet hatte“. Der Zug, der sie in direkter Fahrt hierher brachte, war „airconditioned“, das heißt, die Wagen waren hermetisch geschlossen, damit ja nichts von der heißen, staubigen Außenluft in die künstlich gekühlte und gefilterte Atmosphäre des Wageninnern dringen könne. Diese neuen Züge könnte man als Symbol nehmen für die künstliche Abschließung des Großteils der amerikanischen Touristen von der Wesensart der Länder, die sie bereisen.

Mexiko ist in den Staaten mit einem Male außerordentlich volkstümlich geworden und ein sehr beliebtes Reiseziel. So wird der amerikanische Fremdenstrom den merkwürdig zwiespältigen Charakter dieser Stadt wahrscheinlich noch verstärken. Der amerikanische Tourist stellt ja ganz bestimmte Anforderungen. Er will etwas möglichst „Exotisches“ sehen, je verschiedener von seiner eigenen gewohnten Umgebung, desto besser. Aber er will es gewissermaßen auf amerikanisch serviert bekommen. Er will um des Fremden willen nichts von seinen heimatlichen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten missen. Das gilt von Unterkunft und Verpflegung wie von Besichtigung der Sehenswürdigkeiten und Einkauf der Reiseandenken.

Dem kommt die bereits vorhandene Zwiespältigkeit der mexikanischen Städter entgegen, insbesondere der Bewohner der Hauptstadt. Auf der einen Seite lautet die Parole: Zurück zum Aztekentum. In der Theorie kann man sich nicht indianisch genug gebärden, in der Praxis aber ist man mehr für die Amerikanisierung. Die gleichen Leute, die nicht laut genug rufen können: „Mexiko den Mexikanern“, und die eine ganz bodenständige mexikanische Zivilisation aufbauen wollen, machen den Amerikanern alles sklavisch nach. Hotels, Zeitun-

gen, Kinos, Lebensstil und Bauweise werden amerikanischen Vorbildern nachgeahmt. Ja, dieselben Mexikaner, die dem Ausländer gegenüber nicht stolz und nationalbewußt genug auftreten können, scheuen sich auf der andern Seite im Alltagsleben vor allem wirklich echt Mexikanischem. Die Welt soll glauben, ganz Mexiko sei ein modernes Industrieland, und jeder Bewohner liefe in einem europäischen Anzug, einen Band von Karl Marx unter den Arm geklemmt, herum.

Sind die Vereinigten Staaten bereits eine Welt von Gegensätzlichkeiten, so ist es Mexiko erst recht. Dieses Land wie seine Bewohner sind nicht zu verstehen, wenn man nicht den Ausgang von seiner zwiespältigen Landschaft aus nimmt und den großen Unterschieden seines Klimas. Dazu kommt der noch lange nicht überbrückte Gegensatz zwischen Weiß und Rot. Gibt es heute noch keine amerikanische Rasse, kein amerikanisches Volk, so wird es auch in Jahrhunderten noch kein mexikanisches geben. „Mexiko“ ist ein Begriff ohne Inhalt, oder vielmehr einer mit allzu vielen Inhalten. In Mexiko leben Dutzende von Indianerstämmen, die noch kein Wort Spanisch sprechen, und in deren Adern auch nicht ein Tropfen weißes Blut fließt. Daneben aber gibt es Menschen rein kastilischer Abstammung.

Auf Mexiko lastet die Erbschaft vieler, Jahrtausende alter Kulturen. Sind die Vereinigten Staaten ein Land ohne Geschichte, so ist Mexiko eins allerältester Kultur. Kulturwelle auf Kulturwelle zog über das Land, Mayas, Tolteken, Azteken. Eine jede hinterließ ihre Spuren. Drei Jahrhunderte lang drückte das katholische Spanien dem Land seinen Stempel auf. Trotz Unabhängigkeitskrieg, trotz der Kirchengesetze des Juarez, trotz der Revolutionen Maderos, Villas, Carranzas, Obregons und Calles' trägt die mexikanische Seele noch immer die Spuren der spanisch-katholischen Herrschaft, wie trotz allen Zerstörungstaumels der Revolutionäre noch Abertausende von Kirchen davon zeugen, daß Marx Christus nicht völlig verdrängen konnte.

Gleichzeitig aber hängt wie eine Unwetterwolke die amerikanische Drohung über dem Land. Welche Regierung Mexiko auch hatte, mochte sie fremdenfreundlich oder -feindlich sein, ausländisches Kapital anlocken oder drangsalieren, immer war ihre Politik beeinflußt von der uneingestanden Furcht vor dem großen Nachbar. Nebenher lief ein noch peinlicheres Minderwertigkeitsgefühl, das sich bald in sklavischer Nachahmungssucht äußerte, bald in Handlungen übertriebenen Ausländerhasses Luft machte.

Auf ein Land und Volk, in dem Spaniertum und Azteken-tum noch zu keiner wahrhaften Synthese geführt hatte, wurden mit Erklärung der Unabhängigkeit hintereinander europäische Kultur und amerikanische Zivilisation losgelassen.

Jede dieser Einwirkungen hat in der Hauptstadt ihre Spuren eingegraben. So gründlich die Spanier auch die Tempel und Paläste der alten Azteken zerstörten, die aztekische Grundlage ist heute noch spürbar, und sie tritt mit der zunehmenden Indianisierung immer stärker hervor. Darauf wurde das spanische Mexiko der Kolonialzeit errichtet, das in der Hauptsache heute noch der Stadt das entscheidende Gepräge gibt. Aber unter den nach der Unabhängigkeitserklärung aufeinanderfolgenden Präsidenten und Kaisern suchte man den europäischen Charakter der mexikanischen Republik zu betonen. So entstanden Bauten wie das Nationaltheater, das gleichzeitig das Museum der schönen Künste ist. Man hat für 15 Millionen Marmor und Bronze hineinverbaut in so ziemlich allen um die Jahrhundertwende bekannten Stilarten, vermischt mit aztekischen, mixtekischen und zapotekischen Motiven.

Allein, es scheint, daß dies selbst für den mexikanischen Erdboden zuviel war; denn er gab einfach nach. Der ganze kostspielige Bau, an dem man von 1902—1934 gearbeitet, begann wegzusacken. Deshalb pumpte man Unmengen flüssigen Zementes darunter und verschwendete noch mehr Geld an einen unmöglichen Bau.

Das nationale „Kunsttheater“ liegt an der Alameda, dem



Gegensätze und Gemeinsamkeiten in der Hauptstadt: Wohnhaus im Villenviertel

und Wohnhaus in der Vorstadt der Armen (S. 137)





Indianermarkt (S. 137) und

deutsche Schule in der Hauptstadt Mexiko



Zentralpark von Mexiko Ciudad. Auch der ist ein wahres Museum der verschiedensten Kunsteinflüsse. Unter den Plastiken, die unter seinen alten Bäumen stehen und liegen, befindet sich auch ein veritables „Donauweibchen“, das sich aus dem Wiener Stadtpark hierher verirrt haben könnte. Auf der andern Seite des Theaters erhebt sich die Casa de los Azulejos, das Haus der blauen Kacheln, ein Traumspuk farbiger Majoliken. Gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts wurde es im Mudejarstil aufgeführt, jenem maurisch-spanischen Stil, der seinen Höhepunkt in der Alhambra von Granada fand.

Dieses Kunterbunt aller Stile zieht sich durch die ganze Stadt. Da steht auf einem Platz eine Schule, deren Architektur bereits anzeigt, daß man in ihr die allmodernsten „Ismen“ lehrt, und unweit davon spielt sich ein Markt ab, wie vielleicht kaum anders in Aztekentagen. Aber wir haben die Zwiespältigkeit Mexikos von heute ja in San Angel unmittelbar vor uns in dem Haus Diego Riveras. Das ist ein ultramoderner Bau, eingezäunt von einer lebenden Kaktushecke, wie sie in abgelegenen Indianerdörfern gebräuchlich ist.

So ist in Mexiko die Hauptstadt vielleicht mehr der Schnittpunkt aller das Land bewegender Kräfte als in einem andern Staat. Von hier gehen die Ströme aus, die Mexiko, formal wenigstens, einen marxistisch-kommunistischen Ausdruck geben wollen. Hierher fließt vom Lande her der Rückstrom, der Mexiko wieder aztekisch machen möchte.

Diesen letzteren darf man nicht aus dem Auge lassen, will man die weitere Entwicklung des Landes richtig voraussehen. So ist es gut, man bleibt nicht allzulange in der Hauptstadt oder fährt wenigstens oft hinaus. Man hat es ja denkbar bequem; denn nach allen Himmelsrichtungen zieht sich ein Netz asphaltierter Autostraßen.

Daß freilich selbst diese der Allgewalt mexikanischer Natur nicht trotzen können, erlebten wir, als wir nach einem Ausflug nach der Hauptstadt zurückfuhren. Glücklicherweise hatten wir uns verspätet und einen wolkenbruchartigen Regen ab-

gewartet. Trotzdem wären wir beinahe nicht weitergekommen. Wir gerieten auf eine Strecke, wo der Asphalt der Autobahn mehr als knöcheltief mit Schlamm bedeckt war. Im Straßen-graben lag ein halbversunkener großer Autobus. Diese Schlammflut rührte von einem Erdbeben her, der dem der Hauptstadt benachbarten Dörfchen San Pedro de Actopan über hundert Menschen kostete.

Als wir ein paar Tage später das Dorf aufsuchten, knieten in seinem kleinen Kirchlein vor einem schwarzen Christus Indianer mit unbewegten Gesichtern, Angehörige der Dörf-ler, die dem Unwetter zum Opfer gefallen waren. Die Un-glücklichen waren in dem Vorbau der Kirche selbst ums Leben gekommen, als sie sich vor dem plötzlich einsetzenden Wolkenbruch hierher geflüchtet hatten. Der Wolkenbruch wurde zur Wasserhose, die gurgelnd und strudelnd über das unglückliche Dorf niederbrach und in ihrer Schlammflut die in dem engen Raum Zusammengepferchten ertränkte und erstickte.

Das Wasser ist längst abgeflossen, aber überall sieht man noch Trümmer. Zwischen dem Mais und den Agaven liegen noch die zentnerschweren Felsblöcke, die der Regen von den Höhen heruntergewaschen hat, als seien es leichte Kiesel. San Pedro ist in zweistündiger Autofahrt von der Hauptstadt aus erreichbar, die alles daran setzt, den fremden Besuchern zu zeigen, daß Mexiko ein hochmoderner und höchst zivilisierter Staat ist. In dem der Hauptstadt benachbarten Dorf aber verwehrten die abergläubigen Bewohner den zu ihrer Hilfe aus der Hauptstadt entsandten Rettungsexpeditionen den Zutritt. Als diese ihn erzwungen hatten, schickten die Dörf-ler eine Ab-ordnung an den Präsidenten mit der Bitte, die Verletzten nicht nach der Hauptstadt ins Hospital zu bringen, sondern in der Obhut der Medizinmänner des Dorfes zu belassen!

Über der einen Seite von San Pedro steht eine schwarze Wolkenwand, so riesengroß, so unheilswanger, daß ein Teil der Dorfbewohner eiligst mit Sack und Pack abzieht, von der Furcht getrieben, die Katastrophe könne sich wiederholen, in

der entgegengesetzten Richtung aber blaut ein Himmel von geradezu unwahrscheinlich strahlendem Glanz. — Auch das ist Mexiko! Oder vielmehr, das ist es recht; die Unzuverlässigkeit einer Natur, die in verschwenderischer Fülle die reichsten Gaben ausschüttet, um im nächsten Augenblick Verderben zu verströmen. Schwarz und Weiß, Sonne und Wolkenbruch, Verschwendung und Verzweiflung, Mittelalter und Neuzeit, Aberglaube und dialektischer Marxismus, Gutmütigkeit und Grausamkeit, dicht nebeneinander, ja in der Seele eines und desselben Menschen — das ist Mexiko. Die 140 Bauern, die in San Pedro umkamen, waren alle gute Sozialisten und Syndikalist. Sie traten sämtlich für die marxistische Schule ein und gegen die Priester. Sie sahen gerade auf dem neben der Kirche angelegten modernen Sportplatz einem Wettspiel zu, aber als das Unwetter hereinbrach, flüchteten sie in die Kirche zu Füßen ihres schwarzen Christus, wie sie es seit Jahrhunderten gewohnt waren.

„Ihr seht, euer schwarzer Christus ist nichts als ein Stück Holz. Es nützt nichts, ihn um Schutz vor Unwetter zu bitten“, sagen die sozialistischen Regierungsbeamten.

Im Gegenteil. Er hat seine Macht gezeigt und die gestraft, die ihn lästerten, denken die indianischen Bauern.

26.

Die schwimmenden Blütenbeete der Azteken

Xochimilco

Den zweiten Kanal rechts hinter den ‚Ojos de Agua‘, dann „links und wieder rechts“, hatte uns unser Freund aus Hidalgo angewiesen.

Der Bootsmann schüttelte den Kopf. Das war durchaus nicht der übliche Weg, den man die Fremden zu führen pflegte, die in Xochimilco die Flachboote bestiegen, um sich durch die „Chinampas“, die schwimmenden Gärten der Azteken, rudern oder vielmehr staken zu lassen.

Diese schwimmenden Gärten, oder richtiger Blütenbeete,

wie die wörtliche Übersetzung des aztekischen Wortes lautet, treiben in dem See von Xochimilco, dem letzten Rest des ausgedehnten Seensystems, das einst das Tal von Mexiko füllte. Aus den blauen Fluten des größten dieser Seen, dem von Texcoco, erhob sich einst Tenochtitlán, die alte Hauptstadt des Aztekenreiches, an deren Stelle heute inmitten einer staubigen Ebene Mexiko City steht.

All diese Seen wurden unter der spanisch-mexikanischen Herrschaft ausgetrocknet. Man wollte neues Ackerland gewinnen und vor allem den Schatz Montezumas heben, den Guatimozin, der letzte Aztekenherrscher, kurz vor der Eroberung Tenochtitláns durch die Spanier im See versenkt hatte.

Keins von beiden Zielen wurde erreicht. Der salpeter- und salzhaltige Boden des ehemaligen Sees wollte keine Frucht tragen, und von den Goldschätzen Guatimozins fand sich nicht die geringste Spur. Dafür aber suchen alljährlich böse Staubstürme die Hauptstadt heim, so daß man bereits erwägt, die alten Seenbetten wieder mit Wasser zu füllen.

„Sie hätten sich die Mühe sparen können, wenn sie die richtigen Leute gefragt hätten“, hatte unser Freund aus Hidalgo unter leichtem Grinsen gemeint. „In den See von Texcoco ist auch nicht ein Stück des Schatzes versenkt worden.“

„Woher wissen Sie denn das?“ war ich aufgefahren.

Er wurde verlegen, als hätte er zuviel gesagt, dann meinte er achselzuckend: „Ich weiß nichts, aber ich weiß, daß andere Leute wissen.“

„Unser Freund“ war ein Deutscher, der in einer Ferreteria, einer kleinen Eisenwarenhandlung, den Indianern Nägel und Kochtöpfe verkaufte. Seine Familie war bereits in der vierten Generation im Lande ansässig. Seine Mutter war Mexikanerin, ebenso seine Frau. Sein Deutsch war reichlich mangelhaft, und er war das, was die Engländer „gone native“ nennen. Aber er war mir als ein hervorragender Kenner der Indianerdialekte und Sitten genannt worden. So hatte ich ihn gleich am ersten Tage aufgesucht und ihn für den Abend mit seiner Frau in

unser Hotel eingeladen. Er erschien allein und meinte entschuldigend: „Meine Frau Gemahlin kann leider nicht erscheinen, da sie das Bett ‚pflegen‘ muß.“

Das war sehr schade; denn nach seinen Angaben entstammte seine Frau einer alten mexikanischen Familie, die ihren Ursprung auf einen der Gefährten des Cortez und eine Tochter Guatimozins zurückführte. Später aber lernten wir Donna Dolores doch noch kennen. Es war eine erstaunlich schöne, erstaunlich temperamentvolle Person, die mit erstaunlich schmutzigen Händen und Nägeln zu Tisch erschien. Ihr Gatte machte ihr leichte Vorwürfe und meinte entschuldigend, daß sie für gewöhnlich nicht so schmutzige Hände hätte.

Aber es wurde trotzdem ein unerhört interessanter Abend, und zum Schluß verstieg sich die lebhafteste Dame zu Andeutungen, nach denen noch Indianer in Mexiko leben sollen, die wissen, wo der Schatz Montezumas versteckt ist.

„Guatimozin war nicht so dumm, den Schatz von den Mauern Tenochtitláns aus zu versenken oder in einem der Kanäle der Stadt, wo ihn die Spanier früher oder später hätten finden müssen“, rief sie aus. „Damals stand der See von Xochimilco noch mit dem von Texcoco in direkter Verbindung, und so mag es in einer dunklen Nacht wohl möglich gewesen sein, eins der schwimmenden Beete unauffällig nahe genug an die Stadt heranzubringen, um den Schatz auf ihm zu verladen. War man aber erst glücklich wieder zurück in dem Inselgewirr von Xochimilco, so war man sicher; denn hier konnte der Schatz unauffindbar versenkt werden.“

Zwischen diesen Inseln treiben wir jetzt langsam dahin. Sie sind wie beladen mit Blumen. Es leuchtet blau, rot, violett in breiten schimmernden Bändern und Flächen. Der Duft ist so betäubend, daß seine süße Schwere fast untragbar wird. Ab und zu gleitet eine Indianerin in einem geradezu winzigen Boot an unsere Barke heran. Sie sitzt halb im Wasser, halb in Blüten. Sie ist rings von Blumen umgeben und bietet uns für wenige Centavos Arme voll von Rosen und Nelken an.

Xochimilco ist der Blütengarten Mexikos. Die Azteken waren ein blumenliebendes Volk. Noch ihre Opfer pfl egten sie unter Blumen zu begraben, ehe der Priester ihnen das Herz aus dem Leibe riß. Heute noch treiben Boote voll Blumen allmorgendlich den Vega-Kanal hinunter, um die Märkte der Hauptstadt mit Blumen zu füllen. Fährt man im Auto nach Xochimilco, so überfallen einen unterwegs Scharen brauner, bildhübscher Indianermädchen, die einen unter ihren Sträußen gleichsam begraben, sobald man anhält und den Wagen verläßt.

Die Chinampas wurden in aztekischer oder gar voraztekischer Zeit aus ineinander verflochtenen Weiden und Schilfrohr gefertigt. Darauf kam eine dünne Schicht Erde, in die man Blumen und Gemüse pflanzte. Die Schiffer-Gärtner, die auf diesen schwimmenden Inseln lebten, errichteten sich leichte Hütten aus Rohr und Blättern und ruderten sie über die Seen. Heute sind freilich die meisten dieser Inseln verankert oder vielmehr verwurzelt; ja, es läßt sich bereits der Tag absehen, wo auch die letzte von ihnen festgewachsen sein wird. Diese Verwurzelung erfolgte nicht zum Schaden des Landschaftsbildes; denn auf den festgewachsenen Inseln sprossen hohe Bäume, Weiden und Eukalyptus, die Schatten spenden und zauberhafte Spiegelungen auf das Wasser der Kanäle werfen.

„Den zweiten Kanal rechts hinter den ‚Ojos de Agua‘, dann links und wieder rechts“, hatte Donna Dolores gesagt. Dort sollte ein alter Indianergärtner wohnen, der von dem versenkten Schatz Montezumas wußte. Die „Ojos de Agua“ sind der Mittelpunkt von Xochimilco. Die „Wasseraugen“ sind ein wunderbar kristallklarer Quell, der inmitten des sumpfigen, verschlammten Sees auf einer der Inseln entspringt. Hier mündet der Nativitas, der „Canal Grande“ dieses Blüten-Venedigs. Auf ihm treiben ständig schwimmende Musikkapellen, Gondeln, aus denen Marimba und Gitarre tönen. An seinem Ufer stehen romantische alte Schenken, aber auch scheußliche moderne Reklametafeln, die Bier oder Puder anpreisen.

Unmittelbar hinter den Ojos de Agua wird die Kanal- und Inselwelt aber wie mit einem Schlage einsam und traumverloren. Die Rinne, die wir entlang staken, ist so mit Wasserlilien durchsetzt, daß wir kaum durchkommen. Ein paar splinternackte Indianerjungen, deren nasse Haut in der Sonne bronzen glänzt, plumpsen wie Frösche vom Ufer in die schlammige Flut.

„Erst links, dann wieder rechts.“ — Unwillig folgt der Schiffer meinen Weisungen und biegt in den engen Kanal ein. Am Ufer steht inmitten flammender Rosenbeete eine ärmliche Hütte. Ein uralter Indianer steigt gerade in einen winzig schmalen wackligen Einbaum. Ich rufe ihn an, bestelle Grüße von Donna Dolores. Er blickt an mir vorbei verständnislos ins Leere. Er leugnet, Spanisch zu können, aber ich lese in seinen Augen ganz deutlich, daß er mich versteht. Ich lese noch mehr. Ich lese blutigen Hohn. „Weißt du nicht“, steht da, „daß Guatimozin sich lieber die Füße am langsamen Feuer verkohlen ließ, als ein Wort zu verraten? Glaubst du, ich würde dir Fremden etwas sagen, selbst wenn ich es wüßte!“ —

Ich fühle eine leichte Beschämung und lasse das Boot wenden. In wenigen Minuten sind wir wieder an den „Ojos de Agua“. Eine der Musikbarken gleitet längsseits. Die Marimba spielt die „Cucaracha“, den jüngsten dummen Schlager. An unserer anderen Bootsseite legt ein Restaurantkahn an. Tamales brotzen auf dem glühenden Rost. „Cerveza Montezuma“ bietet der braune Garkoch an, frisches „Montezuma-Bier“!

Montezuma, einst der allmächtige Herrscher des gewaltigen Aztekenreiches, über dessen zwischen den schwimmenden Blütenbeeten versenkten Schatz wir vielleicht gerade gleiten, ist heute gut genug, seinen Namen für eine Biermarke herzugeben.

„Die Cucaracha, die Küchenschabe, die geht nicht gern spazieren“, singt der Mann mit der Gitarre, „dieweil sie, dieweil die Arme nichts zu rauchen hat.“

Die Schatzkammer der Erde

Pachuca

Wir fuhren mit dem Auto bis in die Hotelhalle. Sie diente gleichzeitig als Garage. Das war die erste Überraschung in Pachuca. Die weiteren waren weniger angenehm. Zunächst die Unterkunft! Das „Bäderhotel“ war uns als das erste empfohlen worden. Wie es zu diesem Ruf kam, erschien jedoch ebensowenig begreiflich wie sein Name; denn es gab zwar Wannen, aber kein Wasser. Dagegen Ungeziefer! Im Speisesaal, der ungewöhnlich schmutzig war, belästigte uns ein amerikanischer Miner. Als ich ihn anfuhr: „Mind your own business“, zog er sich wider Erwarten zurück, ohne daß es zu weiteren Auseinandersetzungen kam. Ja, ich fand später zu meinem maßlosen Erstaunen einen Brief auf meinem Zimmer, in dem er sich entschuldigte.

Darauf ging ich in die Halle hinunter, setzte mich zu ihm, und wir freundeten uns geradezu an. Seiner Einladung zu einem „drink“ wäre ich allerdings kaum entgangen, hätte nicht der Wirt, der weiteren Krach fürchten mochte, kategorisch erklärt, die Bar wäre geschlossen.

Der Amerikaner war in der „Real del Monte“ angestellt, einem der größten amerikanischen Minenkonzerne in Mexiko. Er riet mir, wenn ich die Mine besichtigen wollte, vorzugeben, kein Wort Spanisch zu verstehen, mich auf nichts einzulassen, sondern darauf zu bestehen, den Generaldirektor sprechen zu wollen. Das tat ich denn auch, sprach mit dem mexikanischen Torwächter, dem Sekretär und allen anderen englisch und gelangte so immer ein Zimmer weiter, bis ich alle Erlaubnisse hatte, sämtliche Anlagen über wie unter Tage zu sehen, sogar einschließlich der Scheideanstalt, die nur in Ausnahmefällen gezeigt wird. —



Die schwimmenden Blütenbeete der Azteken (S. 139)



Wo der Sage nach Montezumas Goldschatz versenkt liegt, wirbt heute amerikanische Reklame für „Montezuma“-Bier (S. 142)



Streikposten unter dem aus rotschwarzen Fahnen errichteten Baldachin (S. 155)

Pachuca ist die typische Minenstadt. Sie liegt in einem Kessel, auf drei Seiten von Steilhängen eingeschlossen, und ihre Straßen setzen sich als Stollen gewissermaßen in den Berg fort. Andere biegen steil nach oben ab und führen die weiße, staubige Felslehne hinan. Diese Straßen hinab tropft ein unablässiger Strom von Silbererz hinunter in die Stadt, in die großen Aufbereitungsanlagen der amerikanischen Gesellschaft.

An dem Aufzug, der zu den Erzbrechern hinaufführt, fließt das kostbare Gestein von allen Seiten zusammen. Lastwagen rattern an, und neben ihnen trotten endlose Scharen geduldiger Eselein, jedes mit einem kleinen Sack Silbererz auf dem Rücken. Daneben aber schießen die Erzkarren in den Schachttürmen in die Höhe; denn ein Teil der Stollen liegt unmittelbar unter der Anlage über Tage.

Ein Transportband befördert das Erz zu den Brechern. Sie sind offen, und es war erstaunlich und fast erschreckend, zu sehen, wie die in einem Zylinder langsam rotierenden Stahlkegel mit leichter, kaum merklicher Drehung und Pressung die größten und härtesten Felsbrocken zu Pulver zerquetschten. Das wurde dann immer feiner gemahlen, bis es nur mehr Staub war, der in Wasser geschlemmt und in Zyanverbindungen überführt wurde. Aus diesen schlug man das Silber schließlich chemisch nieder, um es dann in Barren auszuschmelzen.

Die Erzgänge von Pachuca führen jedoch nicht nur Silber, sondern auch Gold. So kommt alles gewonnene Metall der eigenen wie der fremden Minen erst in die Scheideanstalt.

Ist die Real del Monte eine wohlbewahrte Festung, so ist die Scheideanstalt ihr innerstes Fort. Ein Drahtgitter führt ringsherum. Hat man das passiert, so steht man vor einer Tür aus Panzerplatten. Auf Druck des Klingelknopfes öffnete sich ein schmaler Spalt wie eine Schießscharte. Unser Führer steckte unseren Passierschein hinein. Dann dürfen wir eintreten, während er selber draußen bleiben muß.

Der Leiter ist natürlich Amerikaner. Nach all den spanischen Erklärungen unseres bisherigen Führers mutet sein

Englisch fast wie Muttersprache an. Aber er hat noch eine bessere Überraschung für uns. „Es wird Ihnen lieber sein, einen Landsmann als Führer zu haben“, sagt er nach der ersten Begrüßung und ruft einen seiner Angestellten.

Unser neuer Führer ist ein Werkmeister aus Hamburg, den seinerzeit kommunistischer Terror aus seinem Posten und schließlich aus Vaterstadt und Heimat verdrängte. Er kann nicht genug von dem neuen Deutschland hören. Außer ihm ist hier noch ein zweiter Deutscher tätig, ein ehemaliger Kaufmann, der nach wechselnden Schicksalen in den Minendistrikt von Pachuca verschlagen wurde.

Es ist bezeichnend, daß eine amerikanische Gesellschaft an solch wichtige, verantwortungsvolle Posten zwei Deutsche stellt. Es handelt sich um ungeheure Werte, die durch ihre Hände gehen. Alles Gold und Silber des ganzen Minendistrikts fließt hier zusammen. Alexander von Humboldt hat Mexiko die Schatzkammer der Erde genannt. Nicht mit Unrecht. Es gibt kein Metall, das man nicht im Innern seiner Berge fände: Gold und Silber, Zinn und Zink, Kupfer und Kobalt oder Nickel, Eisen und Manganerze, Quecksilber und vieles andere; außerdem Edelsteine jeder Art und Perlen in den Küstengewässern. Dieser Mineralreichtum konzentriert sich nicht etwa nur an einzelnen Stellen, sondern mit Ausnahme von Yukatan gibt es kaum einen Staat ohne Minen und Bergwerke.

Man zählt an die 21 000 Minen in Mexiko, die eine Fläche von etwa 300 000 Hektar erzhaltigen Bodens umfassen. Davon sind ungefähr 1000 Kupferbergwerke. Weitaus wichtiger aber sind die Silberminen. Mexiko ist das Silberland der Welt. Cortez konnte an Kaiser Karl V. für 30 Millionen Mark Silber aus Mexiko senden, und der Gesamtwert des weißen Metalls, das Spanien aus seiner Kolonie am Mexikanischen Golf bezog, übersteigt 4 Milliarden Mark. Weitaus der größte Teil alles in der Welt umlaufenden Silbergeldes stammt aus Mexiko. In China ist die Währung heute noch der „Mexikanische Dollar“.

Daneben ist Gold immer wichtiger geworden, jenes Me-

tall, das ursprünglich die Spanier in das Aztekenland gelockt hatte, dessen Ausbeute jedoch bei ihren primitiven Gewinnungsmethoden immer geringer geworden war. Heute steht Mexiko unter den Goldländern an vierter Stelle.

Mexiko verdient also wohl den Namen, den ihm der große deutsche Gelehrte gegeben hat, man sieht nur im allgemeinen nichts von seinen Schätzen. Noch vor ein paar Jahren wurden in Mexiko alle Zahlungen in Gold geleistet. Dann ging die Regierung vom Goldstandard ab, die gleißenden, gelben Münzen wurden aus dem Verkehr gezogen und mußten bei hoher Strafandrohung abgeliefert werden. Im Jahre 1935 wurde auch das Silber eingezogen. An die Stelle des Silber- trat der Papierpeso. Die kleinen Silbermünzen wurden durch Kupferstücke ersetzt. Das Ansteigen der Silberpreise infolge der Silberpolitik der Vereinigten Staaten bei gleichzeitiger Abwertung der mexikanischen Währung hatte die Regierung zu dem Schritt veranlaßt, der das Vertrauen zu ihr besonders bei den indianischen Massen stark beeinträchtigte. Aber sie fürchtete ein Abfließen des Silberpesos ins Ausland, sobald sein Silbergehalt den nominellen Wert übersteigt.

So sieht man heute in dem Gold- und Silberland nur Papier und Kupfer. Auch in den Minen bekommt man das edle Metall im allgemeinen nur in Form unscheinbaren Erzes oder grauen Schlammes zu Gesicht. In der Scheideanstalt aber gleißt und blinkt es von allen Seiten. An den Polen der elektrolytischen Bäder schlägt sich das Edelmetall nieder. Es wird in Blöcken und Barren angefahren. In den Ecken liegen Haufen körnigen Silbers, wie anderswo Kohle oder Sand. Es ist noch ohne den Zusatz von Kupfer, der ihm sonst überall beige setzt wird, und daher von einem blendenden, schimmernden Weiß, wie man es sonst nirgends sieht. Es blinkt wie frisch gefallene, in der Sonne glitzernde Schneekristalle.

Es ist begreiflich, daß die Versuchung für die hier Beschäftigten überaus groß ist, von dem kostbaren Metall, das in so handlicher und leicht greifbarer Form als Silberkörner

und Goldstaub überall herumliegt, etwas mitgehen zu heißen. Es hat sich dafür eine besondere Technik und Schulung herausgebildet. Unser deutscher Führer zeigt uns eine Metallbüchse, die er einem mexikanischen Arbeiter abgenommen hat, als dieser gerade dabei war, sie sich, mit feingranuliertem Silber gefüllt, in den After zu stecken.

Solche Büchsen werden eigens für diesen Zweck hergestellt. Sie sind geradezu erstaunlich dick und lang. Es erscheint unfassbar, wie es möglich ist, eine derartig große Metallbüchse in den Körper einzuführen. Aber es gibt Arbeiter, die ihre After künstlich erweitern. Ja, man sagt, daß Kinder von frühester Jugend auf für diesen „Beruf“ durch entsprechendes Training und Massage vorbereitet werden. Da selbst in die Scheideanstalt die Direktion Arbeiter nicht nach ihrem Belieben einstellen kann, sondern sie ihr von der Gewerkschaft vorgeschrieben werden, ist es immerhin möglich, derartig „Präparierte“ in die Goldfestung einzuschmuggeln.

Natürlich ist hier die Überwachung überaus streng. Aber es gelingt doch immer wieder ab und zu ein Diebstahl. Ist es dem Betreffenden erst einmal gelungen, sich die gold- oder silbergefüllte Dose ungesehen einzuführen, ist er sicher. Das mexikanische Gesetz verbietet seine körperliche Untersuchung, mag der Verdacht gegen ihn auch noch so groß sein.

Der mexikanische Gesetzgeber wie der mexikanische Arbeiter mögen denken, daß die amerikanischen Minengesellschaften trotzdem noch genug verdienen, und daß ihnen nur ein kleiner Teil von dem entwendet wird, was eigentlich dem mexikanischen Volke zukommt. Von dem gesamten Minenreichtum Mexikos gehören ja nur vier Prozent Mexikanern. Lediglich die Arbeiter sind überall Einheimische, die Besitzer, Direktoren und Ingenieure dagegen Fremde, in erster Linie Amerikaner. Mexiko besitzt wohl die Schatzkammer der Erde, die Schätze, die aus ihr gehoben werden, fallen jedoch fast restlos in die Hände von Ausländern.

Der Ölkrieg

Tampico

Es war Mitternacht, als der Zug sich Tampico näherte. Die Ölstadt kündete sich an. Alle Lagunen und Lachen waren mit einer schmierigen, schillernden Schicht bedeckt, und aus dem grünen Dickicht stachen spitze Bohrtürme — Galgen, an die das ausländische Ölkapital die mexikanische Unabhängigkeit gehängt hat.

Die Luft war unerträglich schwül, wie mit heißem, feuchtem Öldunst gesättigt. Ich schlich von der Station über die Plaza ins Hotel. Auf der Veranda lümmelten in Liegestühlen die Vorarbeiter der amerikanischen Ölgesellschaften, die Beine auf dem Geländer, das Whiskyglas neben sich. In meinem Zimmer waren die Fenster geschlossen. Es glich einer Zelle unter den berüchtigten Bleidächern Venedigs. Ich ließ das Gepäck da und flüchtete wieder ins Freie. Eine Einladung zu einem „drink“ überhörend, strebte ich dem Fluß zu.

Am Pánuco war es nicht kühler, nicht die leiseste Brise wehte. Seine Ufer waren wie mit brauner Farbe gestrichen. Jeden Stein überzog eine übelriechende, klebrige Schicht.

Tankdampfer lagen im Strom, der aussah, als hätten die Schiffe ihre trübe Ladung auf das Wasser entleert. Drüben am andern Ufer aber standen die Festungen der großen amerikanischen und englischen Ölgesellschaften. Die runden Tanktürme waren aufmarschiert wie Kompanien Soldaten, eine hinter der andern: die Marimon Mexican Oil Company, the Texas Company, die International, die Transcontinental, die Mexican Gulf und wie sie alle heißen. Die spanischen oder aztekischen Namen, die manche führen, wie die Aguila und die Huasteca, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß es englisches und amerikanisches Kapital ist, das hinter ihnen steht.

Die mexikanische Ölindustrie ist jung. Obgleich das Petro-

leum den Indianern seit Jahrhunderten unter dem Namen Chapopote bekannt war, ging man an seine Ausbeutung erst, als amerikanische und englische Interessenten auf die Ölorkommen vor den Toren der unbedeutenden, verträumten Küsten- und Dschungelstadt aufmerksam gemacht worden waren. Amerikaner und Engländer waren gleichzeitig zur Stelle. Jahrelang tobten zwischen ihnen wilde Kämpfe um die Beute, die schließlich zu einem Satz von zwei Drittel zu einem Drittel zwischen ihnen geteilt wurde.

Mexikanischer Staat und Volk sahen dabei zu. Sie hatten nur so viel teil an dem braunen Reichtum, der plötzlich zu fließen begann, als die fremden Ölkapitalisten ihnen in Form von Steuern, Ausfuhrabgaben und Löhnen zukommen ließen. Versuchte eine mexikanische Regierung diesen Anteil durch Erhöhung der Abgaben zu steigern, so mußte sie damit rechnen, daß sofort irgendwo im Land der Aufruhr gegen sie auflohte. Dem ausländischen Kapital kam es auf ein paar Millionen nicht an, wenn es galt, seine Interessen zu schützen, und Waffen wie Munition waren jederzeit leicht über den Rio Grande geschmuggelt.

Die Schätze Mexikos erwiesen sich für seine Bevölkerung als zweifelhaftes Gut. Sein Gold und Silber hatten die Spanier ins Land gelockt, sein Erdöl die Amerikaner. Die einen wie die andern hieß man zuerst willkommen, aber bald zeigten sie sich als böse Gäste, die man am liebsten wieder losgeworden wäre. Die Diaz-Regierung, die Mexiko mit Hilfe des ausländischen Kapitals so rasch wie möglich industrialisieren wollte, gewährte den Ölgesellschaften alle Erleichterungen. Zu ihren Gunsten wurde ein Gesetz erlassen, nach dem Erdöl und Naturgas nicht Eigentum des Staates, sondern der Grundbesitzer sein sollten, von denen es die Fremden erwerben konnten. Die machten von dieser Vergünstigung überreichlich Gebrauch. Da sie außerdem Steuerbefreiung und sonstige Vorrechte in weitestem Maße genossen und das Öl nach den ersten Mißerfolgen mit einemmal in Strömen zu fließen begann, war es kein Wun-

der, daß sich das Ölfeld von Tampico in amerikanischem Tempo zu entwickeln begann. 1904 hatte man die ersten paar Faß ausgeführt, 1922 waren es 185 Millionen. Innerhalb knapp zwei Jahrzehnten hatte sich Mexiko an die zweite Stelle der Ölländer der Welt hinaufgeschwungen.

Doch mit dem Segen kam der Unsegen. Von der Fontäne flüssigen Goldes, die plötzlich aus den Lagunen von Tampico aufstieg, fielen nur Tropfen in die Hände ihrer eigentlichen Eigentümer. Die Mexikaner, die das Öl erbohrten und raffinierten, arbeiteten und lebten teilweise unter den elendesten Bedingungen, die Ölgesellschaften aber wehrten sich gegen jede Beschränkung ihrer Vorrechte mit Klauen und Zähnen. Sie scheuten sich nicht, in die mexikanische Politik einzugreifen. Obleich sie sich unter Porfirio Diaz doch eigentlich nicht beklagen konnten, finanzierten sie die Revolution Maderos, die den Sturz von Diaz herbeiführte. Wenigstens ist einwandfrei festgestellt, daß die Waters Pierce Oil Company Madero einen Scheck über 685 000 Dollar ausstellte.

Sie sollte das später bereuen. Die einmal entfesselte Kraft ließ sich nicht mehr eindämmen, und die Revolution nahm eine nationalistische Wendung, die sich gegen alles fremde Kapital richtete. Im Jahre 1917 erließ die siegreiche Revolution eine neue Verfassung, deren berühmter Artikel 27 klar die Nationalisierung alles ausländischen Besitzes an Land, Minen und Ölfeldern ausspricht. Es heißt darin im Abschnitt 1: „Das Eigentum an Land und Wasser innerhalb der Landesgrenzen liegt bei der Nation.“ Und im Abschnitt 4: „Der Nation kommt die unmittelbare Hoheit über alle Mineralien oder alle Substanzen zu, deren Natur von der gewöhnlichen Beschaffenheit der Erde verschieden ist.“

Damit war die Möglichkeit zu Enteignungen gegeben. Allein, als der damalige Präsident Carranza versuchte, die unbegrenzten Rechte der Ölgesellschaften in zeitlich beschränkte Konzessionen umzuwandeln, bekam er sofort die Macht des Ölkapitals zu spüren. Eine Revolution brach aus, und Carranza

wurde ermordet. Nun war seine Stellung zwar ohnehin unsicher geworden, allein, der Heros der Revolution wäre doch kaum so rasch gefallen, hätten die Ölgesellschaften nicht mitgeholfen. Als sein Nachfolger Obregón die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllte und die Nationalisierungspolitik seines Vorgängers fortsetzen wollte, wandte sich das Ölkapital sofort auch gegen ihn, und er hätte seine schwere Hand zu spüren bekommen, wenn nicht die amerikanischen Petroleumfürsten sich inzwischen gegen ihre englischen Nebenbuhler hätten wenden müssen, die ihrerseits eine kleine Revolution anzettelten, um einen ihnen genehmen Kandidaten auf den Präsidentenstuhl zu bringen. Unter diesen Umständen war Obregón immer noch besser. Er erhielt Geld und Waffen und von der amerikanischen Regierung die Erlaubnis, durch amerikanisches Gebiet zu marschieren, um die Truppen seines Gegners im Rücken fassen zu können.

Als dann aber Calles, der Parteigänger und Nachfolger Obregóns, im Jahre 1925 versuchte, die Bestimmungen der Verfassung von 1917 in die Praxis umzusetzen und die unbegrenzten Eigentumsrechte der Ölgesellschaften in fünfzigjährige Konzessionen zu verwandeln, wäre es doch beinahe zu einem schweren Konflikt gekommen, wenn nicht gleichzeitig ein Ereignis eingetreten wäre, das beide Gegner schwer traf. Die Ölproduktion, die bisher von Jahr zu Jahr gestiegen war, ging mit einem Schlag zurück. In die ergiebigsten Quellen war Salzwasser eingedrungen. Andere versiegten. Für die Gesellschaften war das nicht einmal so schlimm. Die Überproduktion hatte die Preise allzu tief gesenkt, so daß das internationale Ölkapital sich über eine Drosselung der Produktion verständigte. Die mexikanischen Ölgesellschaften hofften, durch eine solche gleichzeitig die Regierung Calles kleinzukriegen. Sie schränkten die Produktion noch über den natürlichen Rückgang hinaus ein. Die Abgaben aus dem Ölexport sanken von 43 auf 18 Millionen! Dazu kam der Druck der Vereinigten Staaten und ein „Händedruck“ vom Hause Morgan. Calles

gab nach. Das Gesetz wurde zurückgezogen. Das Ölkapital hatte wieder einmal gesiegt.

Als Cardenas zwei Jahre im Amte war, machte auch er den üblichen Vorstoß gegen das fremde Ölkapital, gleich allen seinen Vorgängern seit 1917, seit man sich klargeworden war, welch Nationalreichtum Porfirio Diaz mit den Ölkonzessionen vergeben hatte. Im März 1937 gründete Cardenas die Generalverwaltung des nationalen Öls. Nach Ablauf der Konzessionen sollen diesem Staatstrust alle Ölvorkommen zur Bewirtschaftung überwiesen werden.

Das klingt wie das Ende des Ölkapitals von Mexiko. Aber bereits die Verfassung von 1917 erklärt, daß alle Konzessionen und Verträge, durch die seit 1876 nationaler Reichtum auf und in der Erde vergeben wurde, revidiert werden sollten. Versuche, diese Verfassungsbestimmung in die Praxis zu überführen, scheiterten unter Carranza wie Oregón und Calles. Wird Cardenas mehr Erfolg haben? Ja, will er überhaupt ernstlich? Oder ist auch diese neueste Verordnung nur ein Teil jenes demagogischen Spieles, das seit Porfirio Diaz alle mexikanischen Regierungen betrieben, die in der Öffentlichkeit das fremde Kapital auf das maßloseste angriffen, um im geheimen mit ihm — wenigstens mit dem amerikanischen — ihre Geschäfte machen zu können.

All die Batterien von Ölreservoirien, die lange, verzerrte Spiegelbilder auf die fettige Oberfläche des Flusses werfen, all die Bohrtürme und Raffinerien, all die Tankdampfer und Zisternenwagen gehören einstweilen immer noch dem fremden Ölkapital, und nach wie vor leitet es mit unsichtbarer Hand die Geschicke eines Volkes, das „Freiheit von fremdem Kapital“ auf seine Fahne geschrieben hat. —

Als die Spanier im letzten siegreichen Ansturm die Tore von Tenochtitlán erbrachen, versenkte Guatimozin, der letzte Herrscher, den Schatz der Azteken in der Tiefe des Sees. Alle Bemühungen der Spanier und später der Mexikaner, ihn zu heben, mißlangen. Die Amerikaner aber rühmen sich,

den wahren Schatz gehoben zu haben in dem flüssigen Golde Tampicos. Allein, wie die Indios von einst lieber ihr Gold vernichteten, als es dem Feind in die Hände fallen zu lassen, so mögen die von heute es vielleicht einmal mit dem Öl machen.

Noch droht freilich jenseits des Rio Grande der Coloso del Norte. Aber wenn die drüben brodelnde Revolution weiterfressen sollte? Wenn sie plötzlich solchen Umfang annimmt, daß die Amerikaner genug mit sich selber zu tun haben wie zur Zeit des Sezessionskrieges? Mag dann nicht vielleicht der Zeitpunkt gekommen sein, die Verfassung von 1917 und das Nationalisierungsprogramm der Partido Nacional Revolucionario wirklich in die Praxis umzusetzen?

29.

Das rotschwarze Banner

Mexiko, F. D.

Als die amerikanische Öffentlichkeit sich über die ersten Sitzstreiks aufzuregen begann, wies man in Mexiko darauf hin, daß diese südlich des Rio Grande seit langem gebräuchlich sind. Das ist auch tatsächlich der Fall, nur mit einem bedeutsamen Unterschied. In Mexiko brauchen die Arbeiter den Betrieb, den sie sperren wollen, nicht tatsächlich zu besetzen. Es genügt, daß sie ihn für geschlossen erklären. Bricht hier irgendwo ein Konflikt zwischen Kapital und Arbeit aus, so hängt die Arbeiterschaft einfach die rotschwarze Gewerkschaftsfahne vor die Tore der betreffenden Fabrik, und alles ist erledigt. Das rotschwarze Banner hat die gleiche Wirkung wie die Pestfahne im Mittelalter. Das so gezeichnete Haus, mag es Fabrik, Laden oder Kontor sein, ist unbetretbar geworden. Niemand darf hinein, niemand hinaus, kein Streiker, keine Nichtstreiker oder gar Streikbrecher! Nicht einmal der Besitzer! Er mag noch so wichtige Angelegenheiten zu erledigen haben, er ist abgesperrt, von seinem Schreibtisch, seinen

Papieren und Büchern, seiner Korrespondenz und seinem Telephon, solange der Streik währt. Wehe dem, der es wagte, die Heiligkeit des rotschwarzen Banners zu verletzen; alle Machtmittel des Staates, der Polizei wie des Militärs wären sofort zur Stelle, den Frevler zu vernichten.

Die erste rotschwarze Fahne erblickte ich kurz nach unserer Ankunft in Mexiko City, als wir langsam die Paseo de la Reforma hinunterfuhren, die Prachtstraße der Hauptstadt, die auf Anregung der Kaiserin Charlotte, der Gattin des unglücklichen Maximilian, angelegt worden war, die eine prunkvolle Zufahrt zu ihrer Sommerresidenz Chapultepec wünschte. Auf der Paseo erblickten wir zur Linken ein Gebäude, das wie ein Palais wirkte, mit rotschwarzen Fahnen geschmückt. Man hatte aus diesen eine Art Baldachin errichtet, der weit über den Bürgersteig vorhing. Unter diesem, vor dem verschlossenen Tor, saßen ein paar Männer beim Kartenspiel. Ich hielt an und erfuhr, daß dies das Haus der Mexikanischen Telephongesellschaft sei, deren Angestellte sich im Ausstand befänden.

Streikposten machen in der Regel einen ernsten, oft einen zersorgten und vergrämten Eindruck. Sie wissen, was auf dem Spiel steht. Die hier waren vergnügt wie eine Herrenpartie am Himmelfahrtstag. Für die mexikanische Arbeiterschaft ist Streik sozusagen ein sicheres Geschäft. Das Recht dazu ist in der Verfassung verankert, ebenso wie die Verpflichtung des Arbeitgebers, die vollen Löhne für die gesamte Dauer des Ausstandes nachzuzahlen, falls die Regierung oder die Gerichte ihn als gesetzlich anerkennen; und — das tun sie meistens! Die streikenden Telephonbeamten hätten es auch nicht nötig gehabt, hier Streikposten zu stehen oder vielmehr zu „sitzen“. Aber warum nicht? Es saß sich hier sehr gut und machte Spaß, sich an den verärgerten Gesichtern der vorbeikommenden Direktoren und Vorgesetzten zu weiden.

Die Macht fiel der Arbeiterschaft durch die Revolution in den Schoß. Unter Porfirio Diaz waren die Industriearbeiter kaum viel besser dran als die landwirtschaftlichen. Streiks

beantwortete der Diktator mit Maschinengewehren. Die Revolution war zunächst ein Aufstand der Peone, der Campesinos, aber es war nur selbstverständlich, daß die Industriearbeiterschaft sich anschloß. Dies bedeutete den Übergang der Führung von den agraristas (Landarbeitern) auf die laboristas (Industriearbeiter) und damit von den Indios auf die Mestizen; denn die Industriearbeiter sind überwiegend Mischlinge.

Der erste, der sich der organisierten Arbeiterschaft als revolutionären Machtfaktors bediente, war Carranza. Im März 1915 kam es zwischen dem Führer der Revolution und der Casa del Obrero Mundial, der ersten mexikanischen Arbeiterorganisation, zu einem Vertrag. In diesem Vertrag versprachen die Arbeiter, die Regierung Carranzas mit allen Mitteln, nötigenfalls mit den Waffen, zu sichern, während diese sich verpflichtete, die Forderungen der Arbeiter gegenüber den Unternehmern zu unterstützen.

Auf diesem Vertrag beruht heute noch das Verhältnis der Regierung zur Arbeiterschaft. Diese bildete „Rote Bataillone“, die sich sofort gegen jede Regierung wandten, von der sie sich nicht genügend unterstützt glaubten. Das bekam als erster Carranza selbst zu fühlen. Als er im Januar 1916 den Eisenbahnerstreik für ungesetzlich erklärte und die roten Bataillone aufzulösen versuchte, schlossen sich diese seinem ehemaligen Mitarbeiter und gegenwärtigen Widersacher Obregón an und führten den Sturz und Tod des ehemaligen Nationalhelden und Revolutionsheros herbei.

Man sollte meinen, daß ein Land, in dem das Industrieproletariat angeblich so unumschränkt herrscht, ein wahres Arbeiterparadies sei. Allem Anschein nach ist das jedoch nicht der Fall. Dem Bild der vergnügten, vor dem Tor des bestreikten Unternehmens Karten spielenden Gewerkschaftsbeamten stehen andere, wesentlich weniger heitere gegenüber. Ich traf beispielsweise an dem gleichen Tage, an dem ich den Streikposten vor der Mexikanischen Telephongesellschaft photographierte, um 11 Uhr abends auf der „Cinco de Mayo“, einer der elegan-

testen Geschäftsstraßen der Hauptstadt, einen Mann, der sich den Bürgersteig als Nachtquartier ausgesucht hatte. Er lag auf Zeitungen und hatte sich mit Zeitungen zugedeckt. Niemand half dem Obdachlosen, die Passanten gingen vorbei wie an etwas Alltäglichem. Wandert man durch die Vorstädte von Mexiko City oder die Arbeiterviertel der übrigen Industriestädte, so gewinnt man nicht den Eindruck, daß sich der Lebensstandard der Industriearbeiterschaft seit der Zeit von Diaz sehr gehoben hat. Gewiß, die Löhne sind höher, aber dafür stiegen auch die Lebenskosten und sank der Wert des Peso. Gewiß, die Arbeitszeiten haben sich verringert, aber das taten sie in der ganzen Welt. Der Achtstundentag ist nicht eine ausschließliche Errungenschaft des mexikanischen Proletariats.

Um das Wesen der mexikanischen Arbeiterorganisationen zu verstehen, ihr Verhältnis zum Unternehmertum wie die Arbeiterpolitik der Regierung, muß man sich klar sein, daß kaum auf einem anderen Gebiet in Mexiko Schein und Wirklichkeit sich so wenig decken. Daß ein revolutionärer Führer sich bereichert, ist in Mexiko eine Selbstverständlichkeit. All die großen Revolutionäre, die sich als Proletarier, als Marxisten und Kommunisten ausgaben und ihre persönliche Herrschaft Arbeiterregierung nannten, endeten als reiche Männer, obgleich sie als arme Schlucker angefangen hatten. Aber kaum einer strebte so unverblümt nach persönlicher Macht und Reichtum wie Luis N. Morones, der Führer des mexikanischen Industrieproletariats und Gründer der berühmten oder berüchtigten CROM (Confederacion Regional Obrera Mexicana), der radikalen Gewerkschaft.

Morones war Vorarbeiter bei der in englischem Besitz befindlichen Telephon- und Telegraphengesellschaft. Anlässlich eines Streikes kam er 1915 mit Obregón zusammen, als dieser noch General unter Carranza war. Obregón erkannte in Morones ein geeignetes Werkzeug, die Industriearbeiterschaft für die Regierung zu organisieren, mit Morones als ihrem Vorsitzenden. Mit der Zeit brachte der ehemalige Elektrotechniker

durch Bestechung und Gewalt alle Arbeiterorganisationen und Gewerkschaften unter seine Kontrolle. Wo es nicht „im Guten“ ging, bediente er sich der „Palanca“, einer sorgfältig ausgewählten Leibwache, die persönliche Gegner zu erledigen hatte, überhaupt jeden, der dem „Arbeiterführer“ irgendwie gefährlich zu werden drohte.

„Für unbequeme Ausländer haben wir den ‚Dreiunddreißigsten‘, für ebensolche Inländer die ‚Dreißig-Dreißig‘“, pflegte man im Hauptquartier der CROM gelegentlich zu äußern.

Der „Dreiunddreißigste“ ist der Artikel 33 der Verfassung von 1917, nach dem die Regierung jeden unerwünschten Ausländer ohne gerichtliches Verfahren des Landes verweisen kann, „Dreißig-Dreißig“ aber bezieht sich auf das bei den mexikanischen Revolutionären gebräuchliche Gewehrkaliber.

Auf diese Weise hielt sich Morones bis in die jüngste Zeit unter den wechselnden Präsidentschaften an der Macht. Er blieb der „erwählte Führer des Proletariats“, obgleich jeder wußte, daß sich „Genosse Morones“ zu einem fetten Kapitalisten entwickelt hatte. Er hatte es vom besitzlosen Proletarier zum Hausbesitzer gebracht, zum Hotelier, zum Fabrikanten, zu Gott weiß was. Er führte das Leben eines Millionärs, gab die üppigsten Gelage und hielt sich kostspielige Mätressen.

Da Morones durch die Druckergewerkschaft die Presse kontrollierte, war es lange unmöglich, irgend etwas Ungünstiges über den Arbeiterführer und Minister in die Zeitungen zu bringen. Die Art, wie Morones jedoch mit seinen Diamanten in aller Öffentlichkeit zu protzen pflegte, wuchs sich aber zu einem derartigen Skandal aus, daß die CROM schließlich genötigt war, dazu Stellung zu nehmen. In einem Aufsatz „Los Brilliantes de Morones“ wurde erklärt, daß die kostbaren Edelsteine des ministeriellen Gewerkschaftsvorsitzenden einen „Reservefonds“ der Arbeiterschaft darstellten!

Durch all das wäre jedoch die Stellung von Morones nicht zu erschüttern gewesen, hätte er sich nicht mit Calles so stark

liert, daß er dadurch dessen Nachfolger Cardenas bedenklich erschien. Cardenas ersetzte Morones durch Lombardo Teledano, die CROM durch die CTM (Confederation de Trabajadores Mexicanos). Die Namen haben gewechselt. Ob das System?

Die CTM ist ebenso wie die CROM eine von der Regierung geführte und kontrollierte Arbeiterorganisation. Diese unterstützt die Arbeiter überall dort, wo es sie nichts kostet, d. h. gegen alle Unternehmer, die nicht zu der Gruppe regierender „Revolutionäre“ gehören oder ihr nahestehen. Ebenso gegen alle Ausländer. Hier gibt es jedoch Ausnahmen. Während die Arbeiterschaft mit Sicherheit darauf zählen kann, daß die Regierung jeden Streik gegen einen englischen, spanischen oder deutschen Unternehmer mit allen Mitteln unterstützt und die Gerichte ihn als gesetzlich erklären, müssen die Arbeiter mit Ausständen in amerikanischen Betrieben schon vorsichtiger sein. Der Grund dafür ist nicht allein so sehr die größere Nähe und Macht der Vereinigten Staaten als die geheimen Beziehungen der mexikanischen „marxistischen Revolutionäre“ zum amerikanischen Großkapital. Trotz aller mit Heftigkeit zur Schau getragenen Gegnerschaft gegen das Kapital wie gegen Amerika sind die geheimen Fäden zwischen Wallstreet und den mexikanischen Machthabern nie abgerissen. Sie führen von Madero über Villa und Carranza, Obregón und Calles bis zu Cardenas.

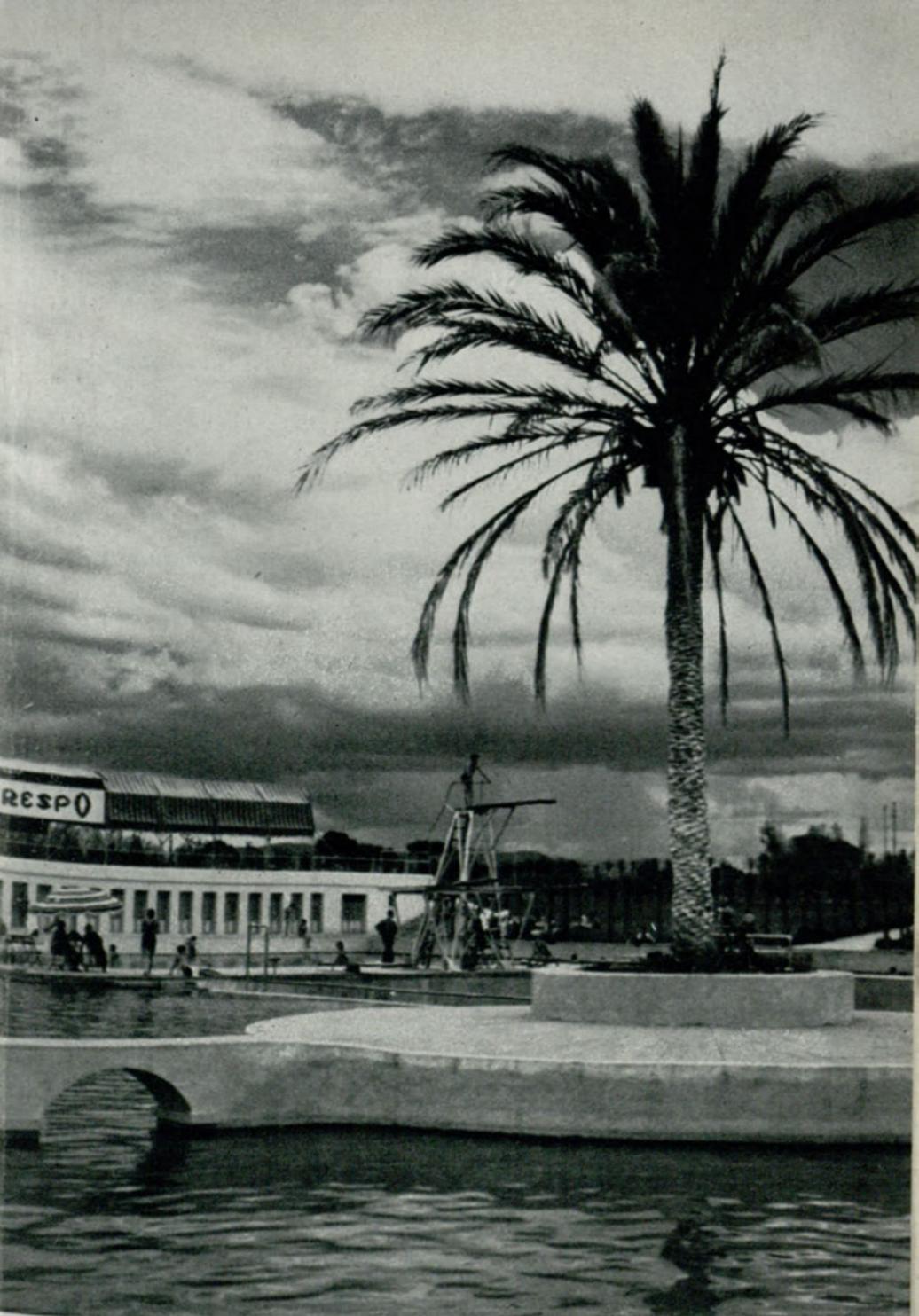
Es ist gar nicht so schwer, in diese geheimen Beziehungen Einblick zu bekommen. Man braucht sich nur den Ablauf mexikanischer Streiks gegen amerikanische und gegen sonstige ausländische Betriebe anzusehen.

Unter der Präsidentschaft von Calles, der sich der erste „Arbeiterpräsident“ von Mexiko nannte, streikten die Straßenbahner. Calles stellte der im englischen Besitz befindlichen „Licht- und Kraft-Gesellschaft“ ein Ultimatum und drohte, die Gesellschaft zu enteignen, falls die Forderungen der Arbeiter nicht binnen drei Tagen erfüllt würden. Die Gesellschaft gab klein bei. Kurz darauf streikten die Eisenbahner. Dies-

mal handelte es sich um ein Unternehmen, dessen Haupt-Aktienpaket sich in den Händen des Bankhauses Morgan befand, und nunmehr stellte Calles nicht den Unternehmern, sondern den Arbeitern ein Ultimatum. Auch ihnen blieb nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Diese Arbeiterpolitik mit doppeltem Boden wird ohne weiteres verständlich durch die vorangegangenen freundschaftlichen Besprechungen zwischen dem mexikanischen Präsidenten und dem amerikanischen Botschafter Dwight Morrow. Auf Grund der zwischen den beiden getroffenen Abmachungen setzte der gleiche „Arbeiterpräsident“, der laut die Durchführung der Petroleumgesetze gefordert hatte, den Obersten Gerichtshof wie den Kongreß von Mexiko derart unter Druck, daß beide die Ungesetzlichkeit eben dieser Gesetze verkündeten. Dadurch verblieben die gefährdeten amerikanischen Ölgesellschaften im uneingeschränkten Genuß ihrer Konzessionen.

Morrow war eben nicht nur der diplomatische Vertreter Washingtons, sondern gleichzeitig auch der geschäftliche Morgans, dessen Partner er war. Dadurch verfügte er über ein Überredungsmittel, das auch in andern Fällen erfolgreich zur Anwendung gekommen war; er setzte den mexikanischen Präsidenten auf eine Vorzugsliste für eine Reihe besonders erfolversprechender Papiere. Auf diese Weise wurden er und seine Freunde Millionäre; Morrow aber sicherte die amerikanischen Ölinteressen, ohne das Staatsdepartement zu einer kostspieligen Intervention zu zwingen.

Unter Cardenas vollzog sich 10 Jahre später genau das gleiche Schauspiel. Wieder streikten hintereinander die Straßenbahner und die Eisenbahner. Und wieder war die Haltung der Regierung genau die gleiche, obgleich doch angeblich Cardenas mit dem „System Calles“ grundsätzlich gebrochen und die wahre Arbeiterherrschaft eingeführt hatte. Wiederum wurde der erste Streik als gesetzlich, der zweite als ungesetzlich erklärt. Wieder schützten Polizei und Militär im ersten Falle die Arbeiter, im zweiten die Unternehmer. Die Eisenbahner



Das mexikanische Modebad Garci Crespo (S. 163)



Die Fresken des kommunistischen Malers Diego de Rivera — eine einzige Schmäherung der Geschichte und Kultur der weißen Rasse in Mexiko (S. 173)



Die Fresken sind auf das naive Gemüt des analphabetischen Indio berechnet (S. 173 und 177)

hatten innerhalb eines Tages die Arbeit wiederaufzunehmen, widrigenfalls sie ihren Arbeitsplatz verloren.

Dieses System einer demagogisch getarnten Zusammenarbeit zwischen Wallstreet und den mexikanischen „Revolutionären“ wird so lange funktionieren, wie es genügend Unternehmer gibt, auf deren Rücken und Kosten die Gegensätze zwischen Arbeiterschaft und regierungsfreundlichem Kapital ausgetragen werden können. Solange es nicht an Unternehmungen mangelt, an denen die Regierung und die hinter ihr stehenden „revolutionären Kapitalisten“ nicht interessiert sind, und auf die man keine Rücksicht zu nehmen braucht, so lange läßt sich der Anschein einer marxistischen und proletarischen Herrschaft wahren.

Aber es ist nicht immer ganz leicht. Calles stürzte, weil er die Maske zu früh lüftete und zu offen für die kapitalistischen Interessen seiner Gruppe wie die seiner amerikanischen Freunde eintrat. Um den Ruf einer proletarischen fremdenfeindlichen Regierung zu wahren und trotzdem den großen amerikanischen Konzernen nicht wehe zu tun, genügt mitunter alle Demagogie nicht, und so muß ab und zu auch ein unbekannter, einflußloser amerikanischer Unternehmer daran glauben und mit Gut und Blut zahlen, ohne daß seine Regierung sich rührt.

Zu oft kann das allerdings nicht vorkommen, ohne daß die amerikanische Öffentlichkeit Krach schlägt. Außerdem vermindert sich die Anzahl der Fabriken und Betriebe, die man brutal vergewaltigen kann, indem man einfach erklärt, daß sie von Zeit zu Zeit soundso viele Tage Arbeitslohn für einen mutwillig vom Zaun gebrochenen Streik zu zahlen haben. Das Verhältnis von Gewinn- und Verlustmöglichkeiten verschiebt sich in vielen Fällen derart, daß eine wachsende Zahl ausländischer Unternehmer die ewigen Schikanen leid wird und daran geht, ihre Betriebe zu liquidieren.

Was aber das inländische Kapital anbetrifft, so gerät es in wachsendem Maße in die Hände der sogenannten Revolu-

tionäre, die die Regierung bilden oder hinter ihr stehen. Diesen darf man natürlich nicht wehe tun. Hier gibt es keine „gesetzlichen Streiks“, und natürlich erst recht nicht in den direkten Staatsbetrieben. In denen denkt die Regierung nicht daran, ihren Arbeitern die Vorteile zu gewähren, die sie von den ausländischen, vor allem den nichtamerikanischen Firmen zu erpressen sucht. Weder erhält ein entlassener Arbeiter hier den vorgeschriebenen Dreimonatslohn mit auf den Weg, noch ärztliche Behandlung und freie Arzneimittel im Krankheitsfall. Agitatoren und Streikhetzern wird kurzer Prozeß gemacht.

So zieht sich mit der fortschreitenden Industrialisierung und der „Kapitalisierung“ der an die Macht gelangten, anfänglich oder angeblich sozialistischen Revolutionäre langsam die Krise zusammen. Bei dem geringen Bildungsstand des mexikanischen Proletariats und der Passivität der indianischen Massen können die führenden Männer den fehlenden Sozialismus der Tat allerdings noch für eine Weile durch radikale Demagogie ersetzen. So wird das rotschwarze Gewerkschaftsbanner noch für eine Zeitlang über der mexikanischen Arbeiterschaft flattern.

Grün-Weiß-Rot waren die Farben der jungen Republik, nachdem sie ihre Freiheit von Spanien erkämpft hatte. Es war die „Fahne der drei Garantien“: der Bewahrung des katholischen Glaubens, der Einheit zwischen Weißen und Indianern und der nationalen Unabhängigkeit. Damals wurde sie mit unerhörtem Jubel begrüßt. Was bedeutet sie dem heutigen Mexikaner? An die Stelle der Bewahrung der Religion ist ihre Unterdrückung getreten. Der Gegensatz zwischen Weiß und Rot wird immer schärfer. Auf die nationale Unabhängigkeit fällt vom Norden her ständig ein dunkler Schatten.

Unter der grünweißroten Fahne ritten die Reiter Villas ins Feld, die gefühlsmäßig eine nationale und soziale Revolution erstrebten. Etwas Ähnliches schwebte im Grunde auch den Peonen Zapatas vor, die sich die Madonna von Guadalupe an den Hut steckten.

Mit der Einfuhr unverstandener westlicher marxistischer und kommunistischer Ideen wurde der ursprünglich nationale und soziale Charakter der mexikanischen Revolution verdreht. An die Stelle des nationalen Sozialismus trat ein verschwommener internationaler Marxismus als Schild für den ausbeuterischen Kapitalismus der Revolutionsgrößen. Das von Mestizen geschwungene rotschwarze Banner kommunistischer Gewerkschaften verdrängte die grünweißrote Fahne, die den indianischen Peonen „Land und Freiheit“ bedeutet hatte.

Aber genau so wie die ursprüngliche grünweißrote Freiheitsfahne zum Symbol der Unterdrückung gestempelt wurde, mag das rotschwarze Gewerkschaftsbanner einmal ein ähnliches Schicksal ereilen.

30.

Politik mit Pistolen

Garci Crespo

Politik wird in Mexiko mit der Pistole gemacht. Die ist das A und das O aller politischen Betätigung in diesem Lande, der Anfang und das Ende. Wer auch immer an die Macht kam, seit der Gewinnung der Unabhängigkeit, gelangte letzten Endes mit Hilfe der Pistole auf seinen Platz, und sie endete in der Regel auch seine Laufbahn, sei es, daß ihn die Kugel traf oder daß er unter vorgehaltenem Revolver seine Abdankung unterschreiben mußte. Das muß man im Auge behalten, will man sich durch all die großen Worte, schönen Reden und feierlichen Versicherungen über Menschenrechte, Volkswohlfahrt und dergleichen nicht den Blick trüben lassen.

Wir haben in Garci Crespo für ein paar Tage Station gemacht. Garci Crespo ist ein berühmtes mexikanisches Modenbad, das „Karlsbad“ Mexikos. Die Wirkung seines Wassers soll märchenhaft sein. Ich kann das nicht beurteilen. Ich weiß

nur, daß es ein vorbildlich geleitetes, entzückendes Hotel ist mit einem geradezu herrlichen Schwimmbad. Das haben wir reichlich benützt, das Trinken dieses Wassers aber lieber anderen überlassen, obgleich man hierzu, höchst romantisch, tief in den Felsen hinuntersteigt, aus dem die Mineralquelle entspringt.

„Garci Crespo wird im allgemeinen nur von Regierungsmitgliedern und Ausländern besucht. Wer anders kann auch die hohen Preise bezahlen!“ entgegnete mir ein mexikanischer Bekannter, dem gegenüber ich das Hotel lobte. Dabei ist es nach amerikanischen Begriffen gar nicht teuer, aber der Peso ist heute ja stark entwertet.

Als wir nach Garci Crespo kamen, war es so besetzt, daß wir kaum Unterkommen fanden. Es waren gerade Regierungsferien, und Calles weilte hier, damals noch Mexikos heimlicher Diktator. Jeder der Regierungsleute hatte mindestens einen Leibwächter mit, und jeder trug, wenn auch nicht sichtbar, ständig die Pistole bei sich. Auch andere Regierungsoberhäupter werden bewacht, aber ich glaube, es gibt kein Land, wo dieser Schutz derartigen Umfang annimmt. Trotzdem hat dieses übergroße Aufgebot von Bewaffneten bisher noch kaum einen der mexikanischen Machthaber vor einem gewaltsamen Tod geschützt. Nur allzu häufig fielen sie gerade durch die Pistolen, die sie beschützen sollten. Es wiederholt sich stets von neuem in der mexikanischen Geschichte, daß ein General — die führenden Politiker sind ausnahmslos gleichzeitig Generale — von seinen eigenen Offizieren und Soldaten umgebracht wird. Ein Böswilliger könnte beinahe sagen, daß dies zur Tradition des mexikanischen Heeres gehört. Dieses Heer entstand durch Verrat. Es wurde gebildet von den königlich spanischen Offizieren, die nicht etwa aus Überzeugung oder Begeisterung auf die Seite der Unabhängigkeitskämpfer übertraten, sondern gegen Bezahlung. Die gleichen Truppen, die zehn Jahre lang alle Abfallsbewegungen blutig und grausam niedergeschlagen hatten, standen plötzlich auf seiten der

Revolution, als sich der hohe Klerus mit seinen unbegrenzten Mitteln von der Krone abwandte. Kommandeur für Kommandeur wurde gekauft und bezahlt nach der Zahl der Soldaten, die er in das andere Lager mit sich herüberzog.

Dieser Geist des Verrates hat sich seitdem im mexikanischen Heer erhalten. Er hat in allen Revolutionen eine entscheidende Rolle gespielt.

Selbst die Führer der letzten großen Revolution, die doch angeblich anders als alle anderen gewesen sein soll, eine wirkliche ideale Volkserhebung, wurden fast sämtlich von ihren früheren Freunden umgebracht. Madero fiel durch seinen General Huerta, der ihn verriet, verhaftete und erschießen ließ. Zapata wurde von seinem Mitkämpfer Carranza beseitigt, Villa von einer Regierung aus dem Wege geräumt, die ihm Sicherheit von Leib und Leben garantiert hatte. Carranza selbst, dem obersten Führer der Rebellion, erging es nicht besser. Als seine Stellung ins Wanken kam und er an Flucht denken mußte, telegraphierte er vorher an seinen Generalstabschef Sanchez, damit dieser seinen Abzug nach Vera Cruz decke. Dieser deseschierte zurück: „Mein Präsident und Vater, wenn auch alle Sie verraten sollten, ich nicht. Und wenn nur ein Mann zu ihnen steht, so ich.“ Worauf Carranza beruhigt nach Vera Cruz fuhr, und Sanchez ihn prompt unterwegs überfiel und niedermachte.

Obregón glaubte, den blutigen Bann gebrochen zu haben. „Ich habe bewiesen“, meinte er zu seinem Schützling und erwählten Nachfolger Calles, „daß der Präsidentenpalast nicht unbedingt der Vorhof zur Leichenkammer sein muß.“ Er hatte diesen Ausspruch noch nicht lange getan, als eine Kugel in den Kopf seinem Leben ein Ende setzte.

Auch Calles wurde von seinem nächsten Vertrauten betrogen, verraten und gestürzt, wenn er auch mit dem Leben davon kam. Cardenas, der von Haus aus Drucker und Gefängniswärter in einem Landstädtchen gewesen war, hatte unter Carranza gegen Huerta gefochten, dann unter Obregón gegen Villa,

Zapata und schließlich Carranza. Nach der Ermordung von Obregón diente er Calles. Diesem erschien er so unverdächtig und zuverlässig, daß er ihn als Nachfolger erwählte. Seit Porfirio Diaz hat sich ja kein mexikanischer Machthaber mehr getraut, die Diktatur auf Lebenszeit anzustreben. Der Kampf gegen Diaz war ja gerade unter dem Schlagwort eines Verbotes der Wiederwahl des Präsidenten geführt worden. Die Bestimmung, daß ein Präsident nach Ablauf seiner Amtszeit nicht zum zweiten Male kandidieren dürfe, wurde auch in die Verfassung aufgenommen. Unter Obregón wurde sie allerdings dahingehend geändert, daß niemand in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Amtsperioden die höchste Würde des Staates bekleiden dürfe. Damit schien das Problem gelöst, sich ein Leben lang an der Macht zu halten, vorausgesetzt, daß man über einen genügend zuverlässigen Vertrauten verfügte, der in der Zwischenzeit als Strohhalm und Platzhalter dienen konnte.

Obregón hatte allerdings eine Kugel verhindert, das von ihm erfundene System auszuprobieren. Aber Calles hatte zunächst Glück. Ein Jahrzehnt lang herrschte er unumschränkt durch seine Vertrauensleute, die er je nach Bedarf durch den Kongreß erwählen und wieder abberufen ließ, wenn sie in irgendeinem Punkt seinen Wünschen nicht gefügig waren. Von seinem Palast in Cuernavaca aus regierte er das Land durch seine Puppen im Präsidentenpalais.

Nachdem die Amtszeit von Rodriguez, dem vierten dieser Stellvertreter, abgelaufen war, bestimmte Calles Cardenas als nächsten Präsidenten. Der war immer ein besonders zuverlässiger und unterwürfiger Gefolgsmann gewesen. So schien er gerade der geeignete Mann.

Allein Cardenas handelte Calles gegenüber nicht anders als Obregón gegen Carranza. Jahrelang heuchelte er Ergebenheit, um heimlich für sich Stimmung zu machen. Er mußte sehr vorsichtig vorgehen, Calles verfügte nicht nur über den Machtapparat der Partei, er hatte auch überall seine Vertrauensmänner in Heer und Regierung, und schließlich umwob ihn

ein fast legendärer Ruhm. So sicherte sich Cardenas erst einmal die Volksstimmung, indem er unentwegt im Land umherreiste, überall Versprechungen machte und sie nach Möglichkeit auch erfüllte. Dann wartete er die erste Blöße des heimlichen Diktators ab und schlug zu, indem er dessen Vertrauensleute aus Armee und Regierung entfernte. Der empörte Calles, der solchen Verrat von seinem Schützling, den er erst in den Sattel gesetzt, nicht erwartet hatte, dachte zu spät an Widerstand. Ehe er noch an dessen Organisation gehen konnte, hatte Cardenas ihn samt seinen nächsten Mitarbeitern in Flugzeuge verfrachtet und unter Polizeibedeckung nach den Vereinigten Staaten abgeschoben.

Calles war dank seiner noch immer starken Anhängerschaft, wahrscheinlich auch infolge seiner amerikanischen Beziehungen, mit dem Leben davongekommen, aber er mußte im Exil erleben, wie er, der ehemalige Heros des Volkes, jetzt als Verräter und Schädling gebrandmarkt wurde. Denn da sich schließlich der dümmste Indianer darüber wundern muß, daß es ihm immer noch so hundeelend geht, obgleich die Verfassung von 1917, die ihm Land und die Enteignung der Fremden versprach, bereits seit 20 Jahren in Geltung ist, muß von jeder neuen Regierung nicht nur der Wille zur revolutionären Tat verkündet, sondern müssen auch die „Verräter an der Revolution“ gebrandmarkt werden, die die restlose Durchführung des revolutionären Programms bisher immer wieder zu verhindern wußten.

Zu solchen Schädlingen werden — ganz nach russischem Vorbild —, falls erforderlich, selbst die Männer gestempelt, die dem Volk gestern noch als waschechte Marxisten und proletarische Heroen angepriesen wurden. Niemand ist in dieser Hinsicht so rücksichtslos mit seinem Vorgänger umgesprungen wie Präsident Cardenas. Noch 1935 durfte der Namen von Calles nur mit scheuer Ehrfurcht genannt werden. Ein bis zwei Jahre später war er nicht nur ein Verräter an Besitz und Freiheit des Volkes, sondern seine ehemaligen Freunde und

Mitarbeiter, die rechtzeitig auf die Seite des neuen starken Mannes übergegangen waren, ergingen sich in beinahe sowjetrussischen Selbstanklagen und Beichtigungen. So erklärte der Arbeiterführer Candido Aguilar nach der Vertreibung von Calles: „Wir haben das mexikanische Volk ebenso betrogen wie die Arbeiter unsres Landes.“ Diese Erklärung gab ein Mann in der Öffentlichkeit ab, der es seit den Tagen Carranzas verstanden hatte, sich an der Macht und innerhalb der jeweils herrschenden Gruppe zu halten.

Eine solche Äußerung soll natürlich nur dem Ruhm Cardenas' dienen, des neuen „wahren Revolutionärs und Volksbefreiers“. Diese Absicht spricht ein anderer Führer der „radikalen Linken“ noch deutlicher aus, Soto Reyes, der in einer Parlamentsrede erklärte: „Die ganze Revolution ist nichts als Lüge und Betrug gewesen bis zu dem Augenblick, in dem Cardenas mit Calles brach.“

Nun ist es allerdings eine durch Überlieferung geheiligte mexikanische Methode, den Amtsvorgänger für alle Sünden der Vergangenheit verantwortlich zu machen. Allein, so offen und unverblümt ist sie doch noch nie angewandt worden. Alle Anklagen gegen Calles können schließlich die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß Cardenas so lange sein ergebenster Freund und vertrautester Mitarbeiter war, bis er sich sicher genug fühlte, ihn aus dem Sattel zu heben und sich selbst an seine Stelle zu setzen.

Cardenas hat auch nur mit Calles persönlich gebrochen, nicht mit dem „System Calles“, das im Grunde das „System Obregón“ ist. So energisch der neue Präsident auch an die Landverteilung gegangen ist, so laut er verkündet hat, daß nunmehr mit der Verfassung von 1917 Ernst gemacht werden soll und nicht nur der Boden, sondern auch alle Bodenschätze in den Besitz des Volkes überführt werden sollen, so ist bisher weder das Eigentum der großen amerikanischen Gesellschaften noch das der Calles-Gruppe angetastet worden. Das neue nationalmexikanische Industriekapital, das sich unter Calles bildete,

ist heute noch in den alten Händen, vermehrt durch die Neureichen aus der Umgebung von Cardenas, unter denen sich besonders der Bruder des Präsidenten hervortat. Cardenas selber hat sich bisher zurückgehalten. Man kann ihm nicht viel nachsagen, außer daß er einen Tip ausnutzte, den ihm seine amerikanischen Bankfreunde zukommen ließen. Der rechtzeitige Hinweis auf die bevorstehende Silberankaufspolitik Roosevelts veranlaßte ihn zu einer kleinen Spekulation in Silber, die ihn immerhin zum Millionär machte.

Dabei ist nicht einmal gesagt, daß Cardenas es mit dem mexikanischen Volk nicht ehrlich meint. Im Anfang meinten sie es vielleicht alle ehrlich: die Carranza, Obregón und Calles. Mit der Zeit aber erlagen sie der altüberlieferten Bestechlichkeit des Landes, ihrer Selbstsucht und ihrer eigenen Demagogie. So ist es in Mexiko beinahe zu einer Selbstverständlichkeit geworden, daß die politischen Machthaber, einerlei, ob sie nun die Pistole gebrauchen oder nicht, sich über alle bestehenden Gesetze hinwegsetzen. Es ist dahin gekommen, daß sich niemand darüber aufregt, wenn ein Mann, der gestern noch der allmächtige Abgott des Volkes war, ohne jedes gerichtliche Verfahren, ja ohne daß überhaupt Anklage gegen ihn erhoben wurde, wie ein lästiger Vagabund über die Grenze abgeschoben wird. Er hat sich eben die Macht entgleiten lassen, das ist Verbrechen genug.

Was von den großen Machthabern gilt, trifft in entsprechender Abschwächung auf die kleinen zu. Ich will nicht all die Geschichten wiedergeben, die mir von den Gewalttätigkeiten jedes beliebigen Generals erzählt wurden, aber daß für einen solchen oder einen einflußreichen Politiker — im allgemeinen sind die Begriffe General und Politiker ja überhaupt identisch — die allgemeinen Vorschriften nicht gelten, konnte ich an einem kleinen Beispiel selbst erleben:

Ich hatte in Mexiko City an einer verbotenen Stelle geparkt. Als der Verkehrspolizist mich aufschreiben wollte, entschuldigte ich mich und betonte, daß ich gutgläubig hier

geparkt hätte, zumal ein anderer Wagen vor mir stand. Der Polizist sah mich entgeistert an; ob ich denn nicht sähe, daß in dem Wagen vor mir ein General säße. Er war beinahe sprachlos über soviel Naivität, von einem General Befolgung der allgemeinen Verkehrsregeln erwarten zu wollen.

Später hatte ich verschiedentlich Auseinandersetzungen mit Verkehrspolizisten. Man wird sehr leicht angehalten wegen allen möglichen wirklichen oder angeblichen Verstößen. Ich hatte jedoch bald heraus, daß es völlig belanglos war, ob ich mich im Recht befand oder nicht, daß es jedenfalls ein sehr einfaches Mittel gab, jede Auseinandersetzung sofort zu beenden und jedes Strafmandat ohne weiteres zu vermeiden. Man brauchte dem Polizisten nur einen Peso in die Hand zu drücken, worauf er „danke schön“ sagte und einen unbehelligt weiterfahren ließ. Ob es freilich stimmt, was mir von den verschiedensten Seiten berichtet wurde, daß in Mexiko jeder bestechlich und alles durch Geld zu erreichen ist, will ich damit nicht behaupten.

Aber daß neben der Pistole der rollende Peso eine entscheidende Rolle spielt, ist nicht zu leugnen. Darin liegt ein noch größrer Krebschaden der mexikanischen Regierung. Bisher hat es in der ganzen mexikanischen Geschichte seit Gründung der Unabhängigkeit kaum einen führenden Mann gegeben, der den Verlockungen des Goldes nicht erlag. Hielt er selbst sich aber intakt, so konnte oder wollte er doch nicht verhindern, daß seine Freunde sich bereicherten.

Das gilt auch von allen Revolutionsregierungen seit Madero, die doch eine Regierung des Volkes sein wollten mit dem ausschließlichen Ziel, seiner bisherigen Ausplünderung durch eine herrschende Kaste ein Ende zu machen. Dies ganze Garci Crespo beispielsweise gehört dem Expräsidenten General Rodriguez. In Cuernavaca steht sein Palast dem von Calles gegenüber, ebenso prächtig und großartig. Da es sich bei Garci Crespo um den Besitz eines der herrschenden Männer handelte, bekam der „Ort“, der anfangs nur aus dem einen Hotel

bestand, eine Bahnlinie mit eigener Station, eigenes Postamt und natürlich eigene Polizeiwache. Das ganze Land ringsherum gehört gleichfalls General Rodriguez. Man hat es den ehemaligen Besitzern, großen Haziendados spanischen Blutes, genommen und unter Indios verteilt. Diese konnten sich jedoch nicht lange daran freuen. Unter dem Vorwand, daß sie es schlecht bewirtschafteten, wurde es dem General überwiesen.

Von andern führenden Männern gilt Ähnliches. Der Landwirtschaftsminister unter Calles, der seine kommunistische Gesinnung nicht laut genug betonen konnte, war gleichzeitig einer der größten Grundbesitzer des Landes, wenn nicht der größte, dem 300 000 Hektar in Tamaulipas gehörten. Calles, der als armer Landschulmeister begonnen hatte, besaß bei seinem Sturz außer dem Schloß in Cuernavaca und dem Palais in Mexiko City die vier großen Haziendas Trinidad, Soledad de la Mota, Santa Barbara und El Tambor. Und das alles im Namen der proletarischen Revolution und des Kampfes gegen Kapital und Großgrundbesitz!

Der Grund für diese unausrottbare Korruption und all die Mißstände der mexikanischen Politik liegt in erster Linie darin, daß man einem Land eine Regierungsform gab, die in keiner Weise zu ihm paßt. Mexiko ist ein farbiges Kolonialland, das jahrhundertlang von einer weißen Herrenschaft regiert wurde. Indem man diese Schicht zerstörte, oder indem die Schicht sich selbst zerstörte, ehe die farbigen Massen fähig waren, sich allein zu regieren, mußte man das Chaos heraufbeschwören, das seit hundert Jahren für Mexiko kennzeichnend ist.

Die Schuld an den mexikanischen Zuständen liegt letzten Endes bei Europa, genauer gesagt bei der Französischen Revolution. Die kritiklose Übernahme von deren Glaubenssätzen auf die bisher von Europa beherrschten Kolonien wird in naher Zukunft nicht als das Aufleuchten der Zivilisation in der Neuen Welt gepriesen, sondern als der Anfang vom Ende der Herrschaft des weißen Mannes beklagt werden.

Für die Erlösung Mexikos aus dem Chaos, der ununterbrochenen Folge von Revolutionen, Gegenrevolutionen, Aufständen und Meutereien sehe ich nur zwei Möglichkeiten: entweder die weiße Herrschaft wird wiederhergestellt, freilich unter gerechter Berücksichtigung der indianischen Belange, oder das Aztekenreich wird wiederaufgerichtet, das heißt also ein rein indianischer Staat gebildet. Das eine ist nur möglich durch die aktive Intervention der Vereinigten Staaten, bis zum andern erscheint bei dem heutigen Bildungsstand der roten Massen noch ein weiter Weg.

Deshalb wird in Mexiko wohl noch auf lange hinaus Politik mit Pistolen gemacht werden.

31.

Der „Untergang des Abendlandes“ in Mexiko

Guernavaca

Cuernavaca ist die Sommerfrische der mexikanischen Herrscher. Von Cortez bis Calles bauten sie hier ihre Landhäuser. Noch heute steht der Palast des Cortez wohlerhalten, in dem der große Eroberer nach Beendigung der Konquista mit Vorliebe weilte. In Cuernavaca pflanzte Cortez das erste Zuckerrohr, das er von Kuba herübergebracht hatte. Hier baute er die erste Zuckermühle, und von hier aus verwaltete er den riesigen Grundbesitz, den ihm Spaniens König übertragen hatte.

Von der Loggia des Cortez-Palastes hat man einen wunderbaren Blick, weithin über das Land, bis an die Schneegipfel des Popocatepetl und der „Schlafenden Frau“. Aber weitaus bemerkenswerter als diese herrliche Aussicht sind die Fresken, mit denen Diego de Rivera, Mexikos berühmtester Maler, sie ausschmückte. Ich meine bemerkenswert nicht so sehr in künstlerischer Hinsicht, als vielmehr durch die Auffassung der dargestellten geschichtlichen Ereignisse.

Die Fresken Riveras in Cuernavaca betiteln sich: „Ge-

schichte Mexikos, insbesondere seiner Eroberung durch Cortez.“ — „Glück und Ende des weißen Mannes“ wäre eine bessere Bezeichnung. Aber Name hin, Name her, in jedem Fall ist diese Bilderfolge die größte Schmähung nicht nur von Cortez und der Spanier in Mexiko, sondern der weißen Rasse überhaupt. Die vier Jahrhunderte weißer Herrschaft werden dargestellt als eine ununterbrochene Folge von Mord, Raub, Folterung und Schändung. Auf den Konquistador, der die unglücklichen Indianer mit glühenden Eisen brennt, in den Bergwerken zugrunde richtet, ihre Frauen vergewaltigt, folgt der Priester, der sie für sich fronen läßt und an Pfähle gekettet lebendig verbrennt, und schließlich der weiße Grundherr, der sie schlimmer als Tiere behandelt und von seinen Schergen zu Tode peitschen läßt.

Gewiß befindet sich auch die Gestalt des Paters Las Casas im Bild, des großen Freundes und Wohltäters der Indianer, allein auch er ist in einer Weise dargestellt, die auf naive Gemüter nur aufreizend wirken kann. Auf das naive Gemüt des indianischen Arbeiters sind ja die Fresken Riveras in erster Linie berechnet, nicht nur die von Cuernavaca, sondern auch jene im Nationalpalast in der Hauptstadt, im Unterrichtsministerium oder wo sie sich sonst noch befinden mögen. Sie alle behandeln das gleiche Thema, die Unterdrückung und Mißhandlung des roten Mannes durch den Weißen, bis zur letzten siegreichen Revolution des indianischen Proletariats. Dabei wird ohne weiteres „weiß“ mit kapitalistischem Ausbeuter gleichgesetzt und „rot“ mit ausgebeutetem Proletarier, obgleich Porfirio Diaz, gegen den diese Revolution zum Ausbruch kam, doch zum mindesten Halbblutindianer war, und Venustiano Carranza, der oberste Führer der Revolution, rein kastilischer Abstammung.

Aber das alles ist noch nicht einmal das Erstaunlichste. In einer indianischen Sowjetrepublik und von dem Pinsel eines Vollblutindianers geschaffen, wäre eine solche Beschimpfung und Herabsetzung alles dessen, was der Weiße in vier Jahr-

hundertens immerhin geschaffen und geleistet hat, verständlich. Es wäre begreiflich, daß man dafür ausgerechnet den Palast des spanischen Eroberers wählte. Mexiko wird jedoch trotz aller fortschreitenden Indianisierung einstweilen noch überwiegend von weißem Blut regiert. Die nachrevolutionären Kabinette bestanden vorwiegend aus Kreolen und Mestizen. Vollblutindianer kamen in ihnen immer nur vereinzelt vor.

Noch verblüffender aber ist, daß die Fresken Diego de Riveras von einem Weißen gestiftet wurden. Ein Amerikaner bestellte und bezahlte sie, ein Angehöriger der gleichen Rasse wie der gleichen hochkapitalistischen Schicht, die Rivera auf seinen Bildern als geldgierige und blutrünstige Schurken brandmarkt. Eine solche soziale wie rassische Instinktlosigkeit, mit der Ausführung von Fresken über die Geschichte Mexikos ausgerechnet einen indianischen Kommunisten zu betrauen, ist nun allerdings unter den reichen Amerikanern keineswegs vereinzelt. Der amerikanische Snobbismus, der kennzeichnend für die hochkapitalistische Oberschicht der Staaten ist, stürzte sich geradezu auf Rivera, sobald er zu Ruhm gelangt war, und überhäufte ihn mit Aufträgen. Er wurde nach San Franzisko gerufen, um dort die Wände des — Frühstücksklubs der Börse auszumalen, nach Detroit, der Stadt Fords, und schließlich nach New York. Dort beauftragte ihn Rockefeller mit der Lieferung von Fresken für das Rockefeller-Center, das riesige Monument des Hochkapitalismus. Allein, daß der indianische Kommunist aus Mexiko an dessen Wänden eine Apotheose Lenins malte, war selbst für den Snobbismus eines amerikanischen Milliardärs zuviel. Das Porträt des bolschewistischen Herrschers wurde abgekratzt, Rivera bezahlt, und Rockefeller verzichtete auf seine weiteren Dienste.

Der in den finanziell führenden Schichten der Vereinigten Staaten so häufig anzutreffende Salonkommunismus und das theoretische Liebäugeln mit dem Bolschewismus und der Sowjetunion sind zum Teil sicher eine Verfallerscheinung der herrschenden Zivilisation. Auf der andern Seite wähnt man sich so

sicher, daß man glaubt, ungestraft mit zerstörerischen Gedanken und Ideen spielen zu können. (Seit dem Auftreten von Lewis und den Sitzstreiks beginnt sich allerdings die Einstellung gegenüber dem Kommunismus in USA. merklich zu ändern.) Trotzdem hieße es einen Mann wie Rockefeller gewaltig unterschätzen, wollte man annehmen, daß er bei der Auftragserteilung an Rivera lediglich einer künstlerischen Modeströmung folgte.

Das gleiche gilt von dem Mann, der einen indianischen Kommunisten mit der Ausschmückung des Palastes von Cortez in Cuernavaca beauftragte. Das war kein geringerer als Dwight Morrow, Botschafter der Vereinigten Staaten und Mitinhaber des Hauses Morgan. Wenn ein so kluger und gerissener Finanzmann sich, vom ersten Tag seiner Ankunft in Mexiko an, als ein rücksichtsloser Bewunderer alles Mexikanischen gab, einerlei, ob indianisch oder kommunistisch oder beides zugleich, wenn er begeistert die Hände der Indianer auf dem Markt schüttelte, denen er Töpfe und Serapes abkaufte, wenn er eine Frühstückseinladung der kommunistischen Partei annahm, und auch wenn er Rivera mit den Fresken für Cuernavaca beauftragte, so wußte er, was er tat.

Im Grund war es die gleiche Demagogie, die Calles anwandte. Vielleicht verstanden sich die beiden deshalb auch von Anfang an so gut. Morrow gab sich als rückhaltloser Bewunderer des mexikanischen Volkes, der mexikanischen Kunst und Kultur, des mexikanischen Proletariats, um jeder Gegnerschaft zu begegnen, die in der Öffentlichkeit gegen seine zweifelhaften Ölgeschäfte hätte entstehen können, die er mit Calles abschließen wollte. Die allgemeine Schmähung der weißen Rasse nahm er gern in Kauf, wenn er nur die besonderen Interessen des amerikanischen Kapitals sicherte. Der Gedanke, daß die grundsätzliche Untergrabung des weißen Ansehens einmal sehr bedenkliche Folgen auslösen könne, kam ihm wahrscheinlich gar nicht.

Das gleiche gilt von jenen weißen oder halbweißen Kreisen

in Mexiko selber, die heute den Indianer und alles Indianische in den Himmel heben.

Rivera selbst war höchstens zur Hälfte indianischen Blutes. Außerdem hatte er eine europäische Frau. Das Liebäugeln mit einem indianischen Kommunismus ist auch in Mexiko selbst mehr eine Modesache. Wie man früher in Amerika stolz war auf sein weißes Blut, so heute auf das rote — auch in den Vereinigten Staaten übrigens. Suchte man ehemals die Tatsache indianischer Abstammung zu verleugnen, so hebt man sie heute hervor. Man kann häufig Mestizen, die in der Politik eine Rolle spielen oder spielen möchten, versichern hören: „Soy puro Indio“ — „Ich bin reinblütiger Indianer.“ Noch verblüffender aber ist, wenn ein Mann wie Vasconcelos, der Unterrichtsminister unter Obregón, in seiner Schrift „Das mexikanische Problem“ versichert: „Wir sind Indianer mit Blut und Seele.“ Vasconcelos hätte vor diesem Bekenntnis besser seinen Namen abgelegt; denn der weist auf älteste spanische Abstammung hin und ist gleichzeitig ein Symbol für die ibero-amerikanische kulturelle Einheit.

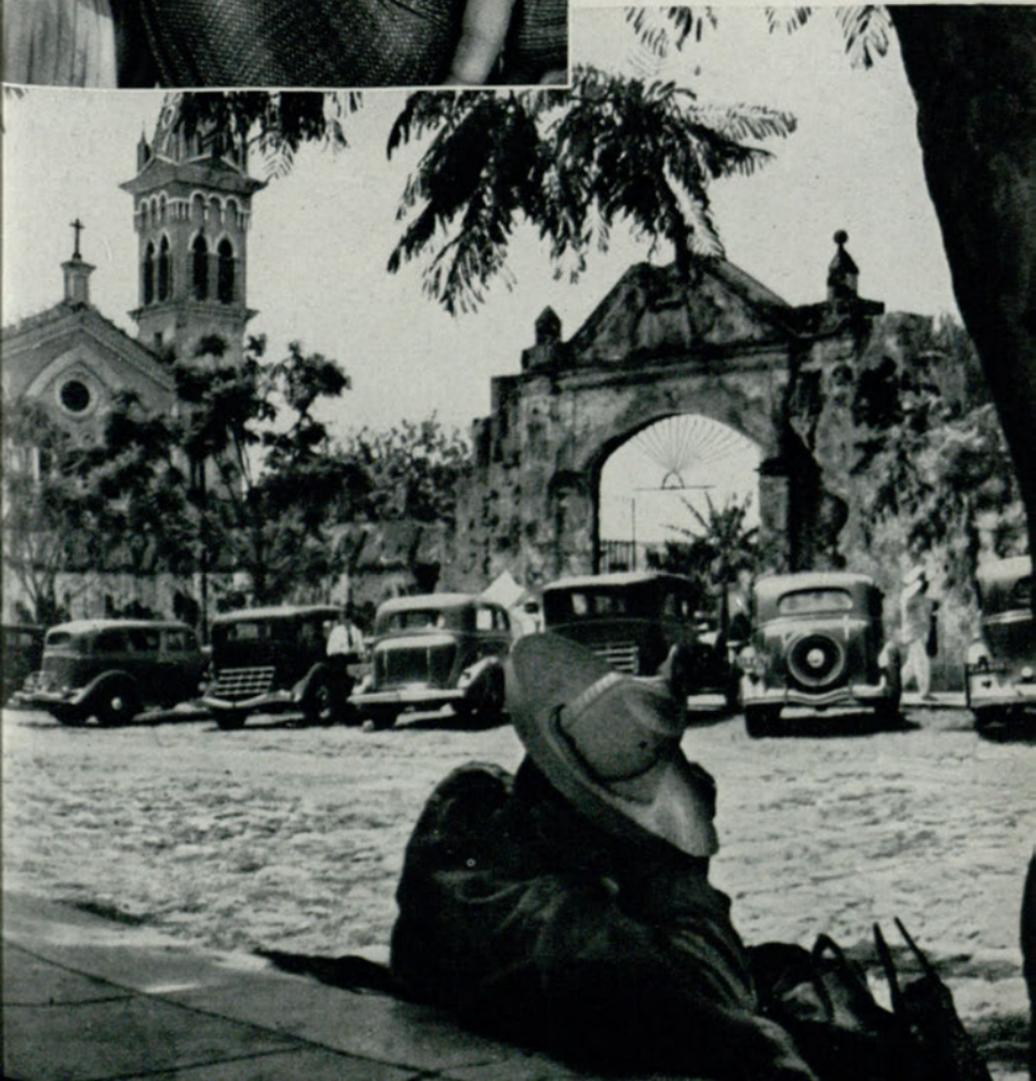
All diese Fälle — man kann ruhig sagen von Rasseverrat — sind nicht vereinzelt für das heutige Amerika, das nordische wie das lateinische, sondern typisch. Man hat in der Neuen Welt den Indianer entdeckt, und so sehr man ihn früher verachtete, so sehr überschätzt man ihn heute. Eine ganze Reihe bekannter amerikanischer Gelehrter und Schriftsteller haben Werke über Mexiko veröffentlicht, in denen sie die ursprüngliche indianische Kultur weit über die eingeführte europäische stellen. Nach ihnen sind die vier Jahrhunderte europäischer Herrschaft in Mittelamerika nichts als ein ständiges Herabsinken von einer hochentwickelten Zivilisation mit vorbildlicher sozialer Ordnung in immer tiefere Barbarei und Unkultur.

Europa, von Australien abgesehen, der kleinste der fünf Erdteile, ja im Grunde lediglich eine Halbinsel des Mutterkontinents Asien, dankt seinen Aufstieg zur Macht zwei Um-

Indianermädchen
aus St. Maria del Tule



Pfingstsonntag vor der Kathedrale
von Cuernavaca. Die Kirche, wo
einst Cortez betete — heute eine
Sehenswürdigkeit für Touristen
(S. 172)





Beim „Kakaostündchen“ auf dem Markt von Oaxaca

ständen. Der erste war die Uneinigkeit der farbigen Völker. Auch Mexiko wurde letzten Endes nicht so sehr durch die 500 bis 600 spanischen Soldaten des Cortez erobert, sondern durch seine 50 000 bis 60 000 indianischen Bundesgenossen. Der zweite, noch wichtigere Umstand war die geistige Einigkeit und Entschlossenheit der weißen Rasse, bei aller Uneinigkeit seiner Völker. Mochten sich in der Epoche der großen Eroberungen Spanien, Portugal, England, Frankreich und Holland gegenseitig auch noch so sehr befehden, in dem einen Punkte waren sie sich einig: in der unbedingten Überzeugung von der Überlegenheit ihrer Rasse, Religion und Kultur und in dem festen Glauben an ihr Recht, ja ihre Pflicht zur Eroberung der Welt.

Mit der Jahrhundertwende änderte sich das. Die übrigen Kontinente zogen Vorteil aus der Selbstzerfleischung Europas im Weltkrieg, und dessen Völker wurden unsicher an sich selber, an ihrer Religion, ihrer Kultur, ihrer Rasse, vor allem aber an dem Glauben an ihre Berechtigung, über die andern zu herrschen.

Das Ende einer jeden Herrschicht, eines jeden herrschenden Volkes beginnt mit dem Zweifel an der eigenen Berufung. Das Ende Europas als der Weltbeherrscherin beginnt mit dem Glauben an den „Untergang des Abendlandes“. Wir in Europa sind bisher noch weit vom Schuß; in Mexiko aber beginnt jeder Weiße bereits zu spüren, wie benachteiligt und gefährdet er um seiner weißen Haut willen ist. In Mexiko fängt der „Untergang des Abendlandes“ an, aus einer im Salon diskutierten, angenehmes Gruseln einflößenden Sensation schreckenerregende Wirklichkeit zu werden.

Im ehemaligen Palast des Cortez in Cuernavaca pilgern Sonntag für Sonntag Scharen von Indianern, die von den umliegenden Dörfern hereinkommen, an den Fresken Riveras vorbei. Lange stehen sie vor jedem einzelnen Bild; regungslos verharren sie davor, kein Zug bewegt sich in ihrem Gesicht, kein Wort tauschen sie aus. Dann gehen sie wieder, ebenso

starr, ebenso unbewegt, wie sie gekommen sind, ohne daß jemand weiß, was in ihrem Innern vor sich geht, welche Erschütterungen sich in ihrem Herzen vorbereiten.

32.

Die Stunde des Mestizen

Cuernavaca

Wenn die Ideologie der heute in Mexiko herrschenden Schichten indianisch ist, wenn die jungen Intellektuellen, auch soweit sie ganz oder teilweise europäischer Abstammung sind, sich bemühen, „rot“ zu denken, wenn sie das spanische Erbe ihres Landes schmähen und das indianische rühmen, so nicht, weil die Herrschaft des Indios heute bereits eine Tatsache wäre oder auch nur unmittelbar bevorstünde, sondern ganz im Gegenteil. Die P. N. R. (Partido Nacional Revolucionario), die regierende Partei ebenso wie die Regierung, die Arbeiterorganisationen, die Studenten- und Künstlerschaft reden nur deshalb soviel von den Rechten des roten Mannes und der Wiedergutmachung des ihm angetanen Unrechts, weil sie den „indianischen Traum“ eben wirklich nur für einen Traum halten. Ja, ich glaube, die wenigsten sind fähig, sich überhaupt nur in allen Folgen durchzudenken, was die „Wiederaufrichtung des Aztekenreiches“, die tatsächliche Herrschaft des Indios, für Mexiko und insbesondere auch für sie selber bedeuten würde.

Es gibt Vorstellungen, die so unwirklich scheinen, daß sie gerade deshalb gedacht werden, und zwar von den Kreisen, Ständen oder Völkern, gegen die sie sich richten. Gerade weil sie unwahrscheinlich dünken, so bar jeder Verwirklichungsmöglichkeit, kann man sich spielerisch mit ihnen beschäftigen. So schuf die gedankliche Grundlage für jeden Umsturz in der Weltgeschichte fast immer die herrschende Schicht selber. Das gilt vom Römischen Reich wie von der Weltherr-

schaft der katholischen Kirche, vom Frankreich der Ludwige wie dem zaristischen Rußland, und es ist nur bezeichnend, daß auf dem Höhepunkt der weißen Herrschaft das intellektuelle Europa sich für die unterdrückten farbigen Rassen zu begeistern begann, daß Engländer gegen die „Unmoral und das Unrecht der britischen Herrschaft in Indien“ aufstanden.

In Mexiko kommt noch ein Zweites hinzu. Hier ist es überaus populär, für die Indianer einzutreten und überaus billig — der Tag scheint so fern, wo der Indianer mit den Brocken des enteigneten weißen Landes, die man ihm hinwirft, nicht mehr zufrieden ist, sondern auch dem Mestizen seine Rechnung vorlegt und die Erfüllung der ihm gemachten Versprechungen fordert.

Mexiko wird heute von Mestizen regiert. Selbst wenn die leitenden Männer in Regierung, Partei, Presse und Gewerkschaften rein europäischen oder indianischen Blutes sein mögen, sind ihre Gedankengänge die der Mestizen. Die Ideologie ist mestizisch, die Terminologie aber indianisch.

Dabei machen jedoch die Mestizen heute den gleichen Fehler wie seinerzeit die Kreolen. Als diese die spanische Herrschaft stürzten und den „Plano de Iguala“ aufstellten, das Programm der Gleichheit, da dachten sie lediglich an die Gleichheit mit den Gapuchines, den in Europa geborenen Spaniern, die ihnen bisher auf Schritt und Tritt vorgezogen worden waren, nicht etwa an die der Mestizen mit ihnen oder gar die der Indianer.

Aber es ist eine uralte Erfahrung, daß man Ideen nicht ungestraft in die Welt setzen kann. Jeder einmal geformte und in Worte gefaßte Gedanke ist eine Kraft, die nach Verwirklichung trachtet, einerlei ob dies ihren Urhebern erwünscht ist oder nicht. So wirkte auch der nach der Erklärung der mexikanischen Unabhängigkeit feierlich verkündete Gleichheitsplan. Während der ersten Epoche der Republik wurden die Gapuchines so weit zurückgedrängt, daß heute ein aus Spanien Gebürtiger in Mexiko ein rechtloser, ungern gesehener Land-

fremder ist. In der Epoche, die mit den Namen Obregón und Calles zu Ende geht, vollendet sich das Schicksal der Kreolen in der gleichen Weise. Die in Mexiko geborenen Weißen sind heute ohne Macht, ohne Ansehen, fast wäre man versucht zu sagen: ohne Ehre. Jedenfalls können sie in dem Land, das auch ihre Heimat ist, und das ihre Vorväter in erster Linie mitgeschaffen haben, erst dadurch zu Einfluß gelangen, daß sie sich ihrer weißen Erstgeburt begeben und womöglich noch lauter als die andern den Charakter Mexikos als eines indianischen Landes betonen.

Dabei ist es — das muß nochmals ausdrücklich betont werden — bis zu einer wirklichen indianischen Herrschaft noch ein weiter Weg. Das fällt einem immer wieder sofort auf, wenn man vom Lande, womöglich aus entlegenen Staaten wie Oaxaca, in die Hauptstadt zurückkommt. Man ist dann jedesmal überrascht, wie hell doch noch die allgemeine Hautfarbe in Mexiko City ist, auch auf den Ämtern und Behörden. Der Indianer zählt nur in der Idee mit, als Masse, die man in Wahl- oder Revolutionszeiten für die eigenen Pläne mobilisiert. Die Bezeichnung „Indio“ ist in den Kreisen des verstärkten indianischen Proletariats häufig genug noch immer eine Beleidigung. Die Regierenden und Gebildeten aber, die die ursprünglichen indianischen Lebensformen so laut preisen, sind weit davon entfernt, sie anzunehmen.

Im Verlaufe der Revolution haben die Mestizen die Indianer bewaffnet. Sie haben ihnen nach dem Sieg dieser Revolution einen Teil des Landes gegeben, das man dem weißen Grundbesitzer genommen hatte — das beste hat man für sich selber behalten —, allein, an die Verwirklichung all der schönen Reden von Mexiko als einem Indianerland, an eine wirkliche Einordnung der indianischen Massen in den modernen oder vielmehr übermodernen Staat, den man aufzubauen im Begriffe ist, hat wohl kaum einer der führenden Männer je ernstlich gedacht.

In den Adern des Präsidenten Cardenas fließt neben wei-

ßern das Blut taraskischer Indianer. Aber nicht allein er handelt und denkt als Mestize, sondern die gesamte Einstellung und Denkweise im politischen wie überhaupt im öffentlichen Leben ist die des Indianermischlings.

Aber die Entwicklung wird weitergehen. Wie der Kreole den Spanier verdrängte, der Mestize den Kreolen, so wird der Indianer schließlich den Mestizen beiseiteschieben. Tritt nicht eine Gegenwirkung von außen ein, so wird Mexiko schließlich wieder Indianerland werden.

33.

Wiederaufrichtung des Aztekenreiches?

Guernavaca

Besteht wirklich die Möglichkeit, daß Mexiko wieder rot wird? Daß das Aztekenreich neu entsteht?

Einem Europäer, der die Indios bisher für eine aussterbende oder bereits so gut wie ausgestorbene Rasse hielt, mag die bloße Frage grotesk erscheinen, aber wer die fortschreitende Rückindianisierung Mexikos in den letzten Jahrzehnten miterlebte, muß sie sich ernsthaft vorlegen.

Die Idee, daß die auf dem mexikanischen Hochland lebenden Indianer die rechtmäßigen Erben des Reiches Montezumas seien und die Weißen nichts als Räuber und Eindringlinge, ist keineswegs eine Errungenschaft der letzten Revolution. Sie tauchte bereits zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges auf. Damals erklärte der Bandenführer der Sierra des Alicia an der Spitze von 1800 Bewaffneten: „Die eingeborene Rasse wird nie ihre Würde, ihre Ehre, ihre Länder, ihren Wohlstand wiederhaben, wird nie den indianischen Traum erfüllen können, solange in dem weiten mexikanischen Lande noch ein einziger weißer Mann lebt.“

So alt ist also der „indianische Traum“! Vielleicht ist er noch älter? Vielleicht lebt er seit der Konquista in den Herzen

der Indianer! Der rote Mann kann schweigen und warten. Etliche Jahre später gab Carlos Maria Bustamente als erster mexikanischer Schriftsteller der gleichen Idee Ausdruck. Er schrieb: „Für alle Zeiten werden die Eroberer Mexikos als barbarische Eindringlinge gelten, die unter der Vorspiegelung, uns den Himmel bringen zu wollen, uns unsere Erde nahmen und die Ursache alles Übels wurden.“

Als Bustamente weiter Mexiko als Nachfolger des Aztekenreiches hinstellte, wurde diese Idee jedoch von der Öffentlichkeit als eine Absurdität und Lächerlichkeit zurückgewiesen. So stark war damals doch noch ganz allgemein das „weiße Denken“. Aber trotzdem wuchs die Idee und gewann im Verlauf der Jahrzehnte Popularität. Juarez, der erste Indianer auf dem Präsidentenstuhl, bezeichnete sich bereits stolz als Azteke.

Trotz aller Rückschläge, die das indianische Element als politischer wie als wirtschaftlicher Faktor im weiteren Verlauf der mexikanischen Geschichte erlitt, war der Gedanke an das aztekische Erbe in ihm nicht mehr auszurotten. Selbst Porfirio Diaz, der — obgleich selbst Halbblut — Mexiko mit Gewalt wieder weiß zu machen versuchte, mußte dem Rechnung tragen. Unter seiner Regierung wurde auf Mexikos Prachtstraße, dem Paseo de la Reforma, das Denkmal Guatimozins, des letzten Herrschers der Azteken, aufgestellt.

Bezeichnend ist, daß es weder in der Hauptstadt noch sonst im ganzen Lande auch nur ein einziges Monument von Cortez gibt. Noch bezeichnender, daß auf dem Sockel des Denksteines von Guatimozin ein Relief seiner Folterung durch Cortez gezeigt wird. Im Jahre 1926 wurde diese Folterung sogar als Motiv für eine Stempelmarke verwendet. Wie lebendig im mexikanischen Volk die Erinnerung an den letzten Aztekenherrscher ist und gleichzeitig an die Niedertracht seines Überwinders, der seinen ritterlichen Gegner so schmähdlich behandelte, geht aus der Feier des 21. August hervor. An diesem Jahrestag der Marter des letzten Aztekenherrschers versammeln

sich die Indianer in ihren Kostümen um das Denkmal und führen vor ihm Tänze auf.

All diese zunehmende Idealisierung des Aztekenreiches und seiner Herrscher bliebe jedoch bedeutungslos, bewegte sich nicht auch Mexiko ethnologisch gleichzeitig in derselben Richtung. Mexiko wird rassenmäßig tatsächlich immer „röter“. Im Jahre 1805 zählte die mexikanische Bevölkerung eine Million Weiße, zwei Millionen Mestizen und zweiundeinhalb Millionen Indianer. 1910 waren es an Weißen 1 150 000, an Mestizen acht Millionen und an Indianern sechs Millionen. Das heißt, die weiße Bevölkerung ist praktisch die gleiche geblieben, die indianische hat sich mehr als verdoppelt, die Mestizen aber haben sich vervierfacht. Die maßgebende Rolle, die die Mischlinge heute in Mexiko spielen, ist also auch rein zahlenmäßig begründet. Heute ist die Zahl der Weißen schätzungsweise auf eine halbe Million gesunken, während man sich über das Zahlenverhältnis von Mestizen zu Indianern nur in Vermutungen ergehen kann.

Die mexikanische Bevölkerungsstatistik ist ja noch unzuverlässiger als andere, nicht etwa weil die statistischen Ämter Mexikos nichts taugten, sondern weil hier genaue Zahlen sehr viel schwerer zu erfassen sind, und insbesondere, weil die Bezeichnungen Weiße, Mestizen und Indios keineswegs unumstößliche Begriffe bedeuten. Um 1805 mögen sich viele als weiß bezeichnet haben, die blutsmäßig darauf keinen Anspruch erheben konnten. Die Kolonisation Mexikos vollzog sich ja in der Weise, daß wenige Tropfen weißen Blutes in ein rotes Meer fielen. In Mexiko lebten zur Zeit der Konquista schätzungsweise 6 Millionen Indianer, während im ganzen im Lauf der gesamten Kolonisationsperiode überhaupt nur 300 000 Spanier einwanderten.

Von diesen hat sich die Mehrzahl mit den Eingeborenen vermischt. Nur die wenigsten spanischen Einwanderer brachten ihre Frauen mit, und Mädchen war die Einreise nicht gestattet. Cortez selbst nahm sich eine indianische Frau, und die meisten Unterführer folgten seinem Beispiel. So gelangte

indianisches Blut bis in die ältesten kastilischen Familien. Aber trotzdem galt während der ganzen spanischen Herrschaft und auch in der Republik bis zum Sieg der Revolution das rein spanische Blut als das vornehmere.

Mit der Änderung der Wertschätzung des weißen Blutes in Mexiko mag sich in der Statistik auch die Zahl der Weißen vermindert haben. Allein, sie hat auch tatsächlich abgenommen. Zunächst einmal kostete bereits der Unabhängigkeitskrieg Mexiko viel weißes Blut. Als Folge von ihm wanderten zahlreiche Spanier in ihre Heimat zurück. Später sind nicht viele mehr nachgekommen, und heute ist jede weiße Einwanderung praktisch so gut wie völlig unterbunden. Selbst die Einreise zu geschäftlichen Zwecken macht bereits unvorstellbare Schwierigkeiten.

So ist das zahlenmäßig ohnehin überaus schwache, rein weiße Element zum Aufgehen in der entstehenden mexikanischen Mischrasse verurteilt. Ob diese sich jedoch in der Richtung entwickelt, die die heute herrschenden Mestizen erhoffen, ist noch sehr die Frage.

Nach der Statistik bilden die Mischlinge aus europäischem und indianischem Blut 53 vom Hundert, also etwas mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung. In Wirklichkeit ist jedoch das Verhältnis wesentlich ungünstiger. Von den 8 Millionen Mestizen leben etwa zwei Drittel als Indianer, und man kann sie auch in körperlicher und geistiger Hinsicht als solche rechnen. Damit verschiebt sich die Ziffer sehr erheblich zugunsten des indianischen Bevölkerungselementes.

Das indianische Element hat sich in biologischer Hinsicht von erstaunlicher Kraft erwiesen. Es hat das Negerblut so gut wie aufgesogen. In vereinzelt Gegenden gibt es noch Zambos, Kreuzungen von Roten und Schwarzen und deren Abarten, aber im großen ganzen sind die Spuren der eingeführten Negerklaven im indianischen Volkskörper fast völlig verschwunden. Es ist möglich, daß sich diese Assimilierungskraft auch gegenüber der weißen Rasse bewahrt. Wenigstens

schlug bisher in allen Mischungen der indianische Partner wesentlich stärker durch. Hält die gegenwärtige Sperre für weiteren weißen Zuzug an, so ist es möglich, daß Mexiko im Lauf der Jahrhunderte auch in biologischer Hinsicht wieder überwiegend indianisch wird. Die indianische Geburtenziffer ist heute im Steigen und die bisher außerordentlich hohe Todesrate, vor allem die Säuglingssterblichkeit, in dauernder Abnahme dank der hygienischen Fürsorge der Regierung.

Eine andere Frage ist, ob ein solches rückindianisiertes Mexiko imstande ist, sich selbst zu verwalten und seinen Platz in politischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht zu behaupten. Bei aller Bewunderung für die Kulturtaten der vorkolumbianischen Indianerreiche, die in mancher Hinsicht, wie beispielsweise in Astronomie, dem zeitgenössischen Europa entschieden überlegen waren, darf man doch nicht vergessen, daß es die Mayas wie die Azteken doch nicht über eine Bilderschrift gebracht haben, so daß die wissenschaftlichen und kulturellen Errungenschaften nur das Gut einer kleinen Schicht von Priestern und Adligen gewesen sein können. Diese Schicht wurde in den Kämpfen mit den Spaniern zum größten Teil aufgerieben. Was übrigblieb, war das gemeine Volk, über dessen wirkliche Kulturhöhe wir nicht viel wissen, das aber zum Teil in Sklaverei lebte.

In jedem Fall brachen sämtliche indianische Kulturen mit der Konquista jäh ab, und nur ein sehr geringer Teil der Indianer hat sich die aufgezwungene spanische Kultur wirklich anzueignen vermocht. Einzelne Genies wie Juarez ändern nichts an der Tatsache, daß die Indianer in der Gesamtheit noch den Befähigungsnachweis zu erbringen haben, ob sie im Maschinenzeitalter als selbständige Nation ohne weiße Führung lebensfähig sind.

Bei der starken Betonung alles Indianischen im heutigen Mexiko und bei der Schulpolitik der gegenwärtigen Regierung, die unendliche Anstrengungen macht, den Indios auch der entlegensten Distrikte die spanische Sprache wie Lesen und

Schreiben beizubringen, besteht kein Zweifel an der ständig wachsenden Rolle des mexikanischen Indios in der Politik. Der Mestize wird das bald genug zu seinem Leidwesen erfahren. Aber ob der Indianer es besser als der Kreole und der Mestize verstehen wird, ein einheitliches Mexiko zu schaffen, das ist doch noch sehr die Frage.

Man darf nicht vergessen, daß die mexikanischen Indianer ja durchaus keine einheitliche Masse bilden. Bei der Rückindianisierung Mexikos handelt es sich ja nicht nur um eine Wiederaufrichtung des alten Aztekenreiches, falls diese überhaupt durchführbar wäre, sondern daneben gleichzeitig um die Reiche der Mayas, der Otomis, der Mixteken und Zapoteken, um nur die wesentlichsten Völkerschaften zu nennen. Im ganzen gibt es 270 verschiedene Stämme und Dialekte. Zwei Millionen Indianer verstehen heute noch kein Spanisch, und weitere zwei Millionen sprechen neben der offiziellen Landessprache noch ihre eigene. Bis heute ist der Indio ein ausgesprochener Lokalpatriot, der im Grunde nur an seiner engeren Heimat hängt.

Ginge es in der Welt von heute an, einen Staat sich selbst zu überlassen, so wäre es durchaus möglich, daß ein rückindianisiertes Mexiko ganz allgemein in die primitiven Lebensformen und die Sozialordnung zurückfallen würde, in denen ein großer Teil der mexikanischen Indianer heute noch lebt.

Bei den heutigen Verkehrsverbindungen erscheint jedoch ein solcher Verlauf kaum möglich. Dagegen könnte es sein, daß der indianischen Rasse ein großer Führer ersteht, der sie eint und mit einem Ruck in die andere Zeit und die Existenz einer großen, starken, selbstbewußten Nation hineinreißt.

Die größere Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, daß ein solcher Führer, selbst wenn er der indianischen Rasse erstehen sollte, eine vorübergehende Erscheinung sein wird, und daß ein indianisches Mexiko kein anderes Schicksal haben wird als das kreolische und das mestizische, das heißt, daß auch es aus einer Folge von Intrigen, Revolten und dauernden Kämpfen um die Macht bestehen würde. Diese Kämpfe können zu

einem völligen Chaos führen und schließlich Mexiko reif für eine zweite Konquista machen, die dann nicht aus dem Osten, sondern aus dem Norden kommen würde.

34.

Der Schatten des großen Nachbarn

Mexiko D. F.

Am 28. Dezember 1933 erklärte Präsident Franklin D. Roosevelt feierlich, es sei von nun ab die endgültige Politik der Vereinigten Staaten, sich in Zukunft jeder bewaffneten Einmischung in die übrigen amerikanischen Staaten zu enthalten. Das hieße auch für Mexiko, daß es endlich und endgültig von dem lastenden Druck und der ewigen Furcht vor einem neuen amerikanischen Einmarsch und dem Verlust weiteren Gebietes befreit wäre, wenn — ja wenn sich auch die feierlichsten Versicherungen im Verlauf der Weltgeschichte nicht noch immer als leere Worte erwiesen hätten. Ich glaube, ein Statistiker hat einmal ausgerechnet, daß sich die Durchschnittsdauer aller „für die Ewigkeit“ geschlossenen Staatsverträge auf etwa — ein halbes Jahr beläuft. Was soll man da von einseitigen Erklärungen erwarten! So wird der Schatten des großen Nachbarn auch weiterhin auf das Land südlich des Rio Grande fallen.

Die Beziehungen Mexikos zu den Vereinigten Staaten lassen sich mit einem Satze umreißen; ersteres hat 16 Millionen Einwohner, letzteres 125. Das sagt alles. Erschwerend kommt hinzu, daß von den 16 Millionen nur etwa eine halbe Million Weiße sind, von den 125 dagegen 113 Millionen. Die einen haben alles Geld, alle Maschinen, die andern sind in beidem von dem großen Nachbar abhängig. Mexiko ist zwar eins der reichsten Gold- und Silberländer der Welt, allein 80 Prozent von dem gesamten Wert aller seiner Minen befinden sich in Händen der Yankees. Mit den Ölschätzen steht es nicht viel

besser, und die übrigen Industrien, insbesondere Elektrizitäts- und Wasserwerke, Straßenbahnen, Telegraph und Telephonanlagen, beginnen die Amerikaner langsam in die Hand zu bekommen, nicht zum wenigsten durch Auskaufen der bisherigen britischen Eigentümer. Von der gesamten mexikanischen Einfuhr entfallen zwei Drittel auf die Vereinigten Staaten, von den etwa 75 000 in Mexiko laufenden Autos sind 99 Prozent in den USA. hergestellt.

Roosevelt mag es noch so ehrlich meinen mit seiner Nicht-interventionspolitik, es mag sein, daß die Umstände sich als stärker erweisen als er oder seine Nachfolger. Im Grunde ist die Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber ihrem südlichen Nachbarn immer die gleiche geblieben, ganz unabhängig davon, wie der jeweilige Präsident hieß und was dessen offizielle Politik war. Die maßgebende Triebfeder war immer der Drang nach dem warmen, reichen und — wehrlosen Lande. Das Ziel blieb immer dasselbe, mochten die Mittel, mit denen es angestrebt wurde, auch voneinander abweichen. Bald waren es abenteuernde Flibustier, die die Abtrennung von Texas herbeiführten, bald offener Krieg, der Mexiko Kalifornien und Arizona kostete, bald erzwungene Verkäufe wie der „Gadsden-Verkauf“, bald „friedliche wirtschaftliche Durchdringung“ wie in den letzten Jahrzehnten. Die Folge war für Mexiko immer ein Verlust, sei es an Land und Leuten, an politischer und wirtschaftlicher Selbständigkeit oder an Einfluß und Eigenart.

Noch belastender aber und gefährlicher für Mexikos Unabhängigkeit war der Bau des Panamakanals. Damit hat die Union ihr Ziel gesteckt und Mittelamerika endgültig von dem übrigen Lateinamerika abgeschnitten. Die Monroedoktrin bedeutet heute nicht mehr so sehr den Schutz beider Amerika vor etwaigen Kolonisationsversuchen und Annexionswünschen Europas, als in erster Linie die Beanspruchung der ganzen Neuen Welt für die USA. In Südamerika wird sich trotz allen Vordringens der Amerikaner dieser Anspruch nicht einmal in wirtschaftlicher Hinsicht voll verwirklichen lassen. Die pan-

amerikanische Idee ist ein Luftgespinnst trotz aller panamerikanischen Konferenzen. Amerika vom Pol bis Panama aber ist ein realpolitischer Begriff, der nach Verwirklichung trachtet.

Diese Überlegungen erscheinen im Augenblick nicht aktuell, der Vormarsch nach Panama ist seit einiger Zeit zum Stillstand gekommen, die USA. bemühen sich sogar um eine besonders freundliche Haltung Mexiko gegenüber. Außerdem haben die Amerikaner jetzt und für die nächste Zukunft derartige Schwierigkeiten im eigenen Land, daß sie an außenpolitische Abenteuer nicht denken können.

Aber deswegen wird der Weg nach Panama doch weiterverfolgt, wenn auch mit andern Mitteln. Wenn man es sich überlegt, sind diese Mittel richtig und zeitgemäß. Das starke Nationalgefühl, das Mexiko ebenso wie alle übrigen Völker der Erde ergriffen hat, läßt heute eine amerikanische Invasion unvergleichlich schwieriger erscheinen als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die größere Schwierigkeit liegt jedoch nicht in der Aneignung, sondern in der Angleichung mexikanischen Gebietes. Diese Angleichung ist selbst mit manchen Gegenden von Texas nach hundertjähriger Besetzung noch nicht restlos gelungen. Sie würde heute wahrscheinlich unmöglich sein, falls nicht die innerpolitischen Verhältnisse wenigstens einem erheblichen Teile der Bevölkerung Mexikos Annexion wie Amerikanisierung wünschenswert erscheinen lassen.

Diesem Zustand aber treibt das heutige Mexiko zu. Es ist gegenwärtig ein Mestizenstaat, der noch ohne die ihm gemäße Form und Lebensordnung ist. Es hat sich noch keine neue Rasse gebildet noch eine neue Kultur, die dem Lande gemäß ist. Die Spanier haben indianische Kultur, Religion und Sozialstruktur ausgerottet, soweit ihnen das möglich war; die Mestizen versuchen das gleiche mit der spanischen. Da sie jedoch nichts Eigenes an deren Stelle zu setzen haben, weder an materiellen noch an ideellen Werten, so wußten sie nichts Besseres als entweder zurück zum indianischen Ideal oder voraus zum amerikanischen.

Diese beiden Tendenzen haben im Verlauf der letzten Jahrzehnte miteinander abgewechselt. Augenblicklich verfolgt man beide gleichzeitig, indem man „Mexiko den Mexikanern“ ruft, wobei jeder sich etwas anderes darunter vorstellt und sich ein anderes Bild von dem erträumten Idealland macht.

Diese gleichzeitige Indianisierung und Amerikanisierung könnte unter einem überragenden genialen Führer zu einem Zusammenschluß führen, zu einer Ineinanderfügung von an sich gegensätzlichen Teilen, zu einem harmonischen Ganzen. Ein derartiger Versuch ist jedoch nur mit Hilfe einer weitblickenden und selbstlosen Oberschicht durchführbar. An dieser aber fehlt es einstweilen. Der alte Adel ist ausgerottet, demoralisiert oder beiseitegeschoben, und eine neue Elite hat sich kaum in Ansätzen gebildet. Was ich von studentischem Nachwuchs erlebte, war ein Muster hoffnungsloser Disziplinlosigkeit und ideenmäßiger Zerfahrenheit.

Eine Politik gleichzeitiger Indianisierung und Amerikanisierung ist nur aussichtsreich bei sorgfältiger Auslese und Dosierung. Sie ist durchführbar bei Teilung des Volkes in einen „indianischen“ und einen „amerikanischen“ Teil. Beide können und sollen zwar gleichberechtigt und gleichwertig sein, allein, in einer politisch wie wirtschaftlich nun einmal im wesentlichen „amerikanisierten“ Welt kann ein solcher Staat sich doch nur dann behaupten, wenn die „amerikanische“ Schicht die Führung in Händen hält.

Dazu aber ist sie in Mexiko zahlenmäßig zu schwach. Weiß, Mestizisch und Indianisch sind im lateinischen Amerika von je nicht nur Rassen-, sondern auch Klassenunterschiede gewesen. Ein Indianer, der ein kleines Geschäft aufmachte, rückte in die Kaste der Mestizen, kam er zu Geld und Ansehen, so wurde er damit ein „Weißer“ und auch gesellschaftlich als solcher anerkannt. Das hat sich in manchen Ländern wie insbesondere in Mexiko geändert oder fast ins Gegenteil verkehrt. Geblieben aber ist, daß Rassenunterschiede nicht das gleiche bedeuten wie bei uns. So könnte die „amerikanische“ Führer-

schicht sich auch zu einem gewissen Teil aus Mestizen, ja aus Vollblutindianern zusammensetzen. Voraussetzung aber wäre, daß sie das Wesen dieses „Amerikanismus“ in seiner Bedeutung für Mexiko erfaßte, vor allem zum Ausgleich gegen die angestrebte Rückindianisierung der Masse der Bevölkerung.

Davon ist heute jedoch auch nicht im entferntesten die Rede. Weder ist man sich bewußt, welche Teile des indianischen Kultur- und Gedankengutes erhalten oder dem Volke wiedergegeben werden sollten, noch trifft man die geringste Auslese der amerikanischen Güter, Ideen, Sitten und Gedanken. Man amerikanisiert ebenso wahllos wie man indianisiert, indem man entwurzeltes Landproletariat zur Wirtschaftsform der Ejidos zurückzuführen versucht.

Als wohlmeinender Fremder — ich glaube nicht nur als Europäer, sondern selbst als kritisch eingestellter Amerikaner — kann man nur entsetzt sein über den Wust amerikanischer Dinge und Gedanken, der ununterbrochen auf das mexikanische Volk herabregnet, wenigstens soweit es in Städten lebt. Diese Amerikanisierung umfaßt Schlagzeilen der Zeitungen wie Drugstores, Patentmedizinen wie Anbetung von Hollywood-Filmstars, Anglisierung der spanischen Sprache wie Verbrecherkult.

Die Hauptkanäle dieser Amerikanisierung sind Zeitungen und Zeitschriften, Kino und Radio, wie die Schicht der mexikanischen Wanderarbeiter in USA., deren Zahl die Million überschreitet. Der Nachrichtendienst der mexikanischen Zeitungen, der vor etwa zwei Jahrzehnten noch aus europäischen Quellen gespeist wurde, liegt heute restlos in amerikanischen Händen. Selbst über die Vorgänge in ihrem eigenen Land werden die Mexikaner hauptsächlich auf dem Weg über die amerikanischen Agenturen unterrichtet. Mexikanische Journalisten sind gleichzeitig Vertreter dieser Agenturen und somit amerikanisch beeinflußt, ganz abgesehen von dem Druck des amerikanischen Kapitals auf die Zeitungen durch den Anzeigenteil.

Die Filme sind trotz der Versuche, eine mexikanische

Filmindustrie ins Leben zu rufen, so gut wie restlos amerikanisch. Da es sich überwiegend um Tonfilme in englischer Sprache mit spanischen Titeln handelt, wird die Sprache angelsächsisch beeinflußt wie auch durch Sport und Technik. In letzterer ist mindestens die Hälfte aller Bezeichnungen und Ausdrücke englisch.

Die Annahme amerikanischer Lebensweise und die Gewöhnung an amerikanische Bedürfnisse wird weiter, insbesondere auch indianischen Schichten, durch die Arbeiterpolitik der Regierung ermöglicht, die durch Druck auf das ausländische Kapital die Löhne dauernd zu heben sucht. Die Wanderarbeiter aus USA. sind ohnehin an beides gewöhnt und in ihren Ansprüchen wie Ansichten weitestgehend amerikanisiert.

Mit dieser Lohnpolitik und dem Anstreben eines möglichst hohen Lebensstandards ist jedoch die gleichzeitige Indianisierung nicht vereinbar. Indianische Wirtschaftsform, wie sie in dem Gemeinschaftsbesitz der Ejidos ihren Ausdruck findet, begnügt sich mit bescheidenster Selbstversorgung. Es genügt ihr, daß alle satt werden, und zwar satt mit Mais und Bohnen. Für amerikanische Luxusbedürfnisse bleibt nichts. Wenn diese neugeschaffenen Ejido-Indianer sie trotzdem befriedigen können, so durch den Raubbau, den sie treiben, und die Unterstützung, die sie von der Regierung erhalten, die selber von dem ausländischen Kapital lebt, das sie bekämpft.

Mit dem Indianisierungsstreben der Regierung und der herrschenden Partei, der Partido Nacional Revolucionario, ist ferner ihr Erziehungsprogramm wie ihre Schulpolitik nicht vereinbar. Man will Mexiko wieder zu einem Indianerland machen und benützt dazu das typisch amerikanische Idol eines Glaubens an die unbegrenzten Wirkungen der Erziehung. Weder die Schul- noch die Kirchenpolitik der Regierung sind geeignete Mittel zur Rückindianisierung Mexikos. Die christliche Religion Mexikos in ihrer heutigen halbheidnischen Form ist ein wesentliches Element des Indianertums. Sie dem Indio zu nehmen, ohne ihm etwas Gleichwertiges an ihrer





Die Halle der Monolithen

und der Gang der Mosaiken in Mitla (S. 202)



Statt zu geben, heißt ihn seelisch entwurzeln und zu einem gefährlichen Flugsand zu machen, der chaotische Folgen auslösen kann.

Das Mexiko der Obregón, Calles und Cardenas macht eine revolutionäre Ruhepause durch. Zahlreiche europäische wie amerikanische Reisende, Gelehrte wie Schriftsteller, haben sie als den Anbruch einer völlig neuen Zeit gepriesen, einer Epoche des Friedens, der Ordnung und des ununterbrochenen Aufschwunges. Ich vermag das nicht zu glauben, so sehr ich es dem geplagten Lande wünschen möchte. Die Revolution von 1914 bis 1924 war ein furchtbarer Aderlaß. Das Volk ist heute einfach erschöpft und zu enttäuscht, um sich so leicht in einen neuen großen Aufstand um Grundsätzliches stürzen zu lassen. Das bedeutet nicht, daß es an Aufruhr fehlt. Der hat im Gegenteil bereits wieder eingesetzt, wenn auch wenig davon in die Öffentlichkeit dringt. Es sieht beinahe so aus, als sollte das uralte Spiel des Kampfes um die Macht weitergehen.

Nur die Bedingungen dafür werden immer schwieriger, die Masse ein immer gefährlicheres, ständig schwerer zu kontrollierendes Element. Außerdem hat das Anwachsen der fremden Kapitalsinteressen, insbesondere der amerikanischen, die außenpolitische Lage kompliziert und eine Intervention der Vereinigten Staaten nähergerückt.

Die USA. haben sich nach dem Zusammenbruch des maximalianischen Kaiserreichs wie zur Zeit der Villaschen Überfälle auf amerikanisches Gebiet die Gelegenheit zu weiterer Annexion mexikanischen Bodens entgehen lassen. Beide Male aus innerpolitischen Gründen; beim letzten Male spielte allerdings auch die Weltlage mit. Auf den ersten Blick scheint die Union günstige Möglichkeiten verpaßt zu haben, von weiten, weltpolitischen Gesichtspunkten aus hat sie aber vielleicht richtig gehandelt.

Die Zeit der Eroberung fremden Landes mit den Waffen ist vorüber, wenigstens muß man seine Bevölkerung vorher erst mit andern Mitteln gewonnen oder reif gemacht haben. Geht

in Mexiko die unorganische gleichzeitige Amerikanisierung und Indianisierung weiter und bricht in ihrer Folge neues Chaos aus, so mag eine Lage eintreten, in der weite Bevölkerungsschichten, und zwar auch der indianischen Massen, eine Intervention der Staaten herbeisehnen mögen.

Im Zusammenhang damit ist es außerordentlich interessant, sich an die grundsätzliche Änderung der amerikanischen Indianerpolitik zu erinnern. Nachdem man sich jahrhundertlang bemüht hatte, zuerst die Indianer auszurotten, dann durch Erziehung und Unterricht in Weiße zu verwandeln, wurde unter Präsident Franklin Roosevelt die Haltung den Rothäuten gegenüber von heute auf morgen in das Gegenteil verkehrt. Die Indianer sollten nicht mehr Weiße werden, sondern Indianer bleiben. Wo der Zivilisierungsprozeß bereits zu weit fortgeschritten war, versuchte man sie wieder zu indianisieren. Dazu wurde das Unterrichtswesen von Grund aus geändert. Die Kinder verblieben bei den Eltern auf den Reservationen. Jeder Zwang zum Besuch des christlichen Religionsunterrichts und des Gottesdienstes wurde verboten, im Gegenteil größtes Gewicht auf die indianische Überlieferung gelegt, in religiöser wie in kultureller Hinsicht. Auch die alte soziale Ordnung wurde wiederhergestellt und der indianische Privatbesitz wieder in Stammesland zurückverwandelt.

Das heißt, dieser Umwandlungsprozeß ist erst im Gange. Er soll auch nur mit dem vollen Wissen und Willen der einzelnen Stämme durchgeführt werden. Einzelne sind wohl bereits zu zivilisiert, zu sehr an weiße Lebens- und Denkformen gewöhnt, wenn auch in deren unterster Form, um in die alten Stammesbindungen und die rote Tradition zurückzufinden. Aber gerade im Süden, in den ehemals mexikanischen Gebieten, mag der Versuch gelingen. Vorbedingung dafür ist allerdings, daß es die Regierung den einzelnen Stämmen wirtschaftlich nicht zu sehr erschwert, das heißt, daß sie ihnen, was vor allem erforderlich ist, genügend große und gute Ländereien zur Verfügung stellt, und daß sie jeden Versuch weißer Unter-

nehmer, die Rothäute neuerdings zu prellen und zu betrügen, im Keime unterdrückt.

Gelingt dies, so werden im Gebiete der Union ein oder mehrere rote Staaten im weißen Staatenbund entstehen. Den Indianern soll auf diesen Gebieten ja auch volle politische Selbständigkeit gegeben werden. Alle Agenten-, Polizisten- und Beamtenstellen sollen mit Roten besetzt werden, ebenso alle Posten in der Abteilung für Indianer-Angelegenheiten im Ministerium des Innern, sobald nur genügend vorgebildete Anwärter dafür vorhanden sind.

Diese autonomen Indianerstaaten wären in den heutigen USA. politisch bedeutungslos, sie sind ein roter Tropfen in einem weißen Meer. Aber es ist bedeutsam, daß man ihn in Zukunft rein und unvermischt zu erhalten sucht. Das ist eine Haltung, die aller bisherigen amerikanischen Bevölkerungspolitik ins Gesicht schlägt, die, abgesehen von den Schwarzen, auf möglichste Vermischung abzielte.

Trotzdem erscheint zunächst bei der geringen Zahl der noch in der Union lebenden Rothäute diese neue Indianerpolitik nichts als ein Experiment, eine großzügige Geste gegenüber den Ureinwohnern, deren Land man in Besitz nahm und deren Kultur man sich nunmehr auch noch aneignen möchte. Im Zusammenhang mit der Rückindianisierung Mexikos aber, der die des nördlichen Südamerika folgen wird, gewinnt diese grundsätzlich veränderte Haltung dem roten Manne gegenüber entscheidende Bedeutung. Ja, man ist fast versucht, an zwangsläufige Entwicklungen zu glauben, die unabhängig von Menschen und Maßnahmen in den verschiedensten Ländern einsetzen und zu ganz großen neuen Gestaltungen führen können.

In Amerika, dem ganzen großen Amerika, das von Alaska bis Feuerland reicht, handelt es sich darum, ob es weiß bleibt oder wirklich weiß wird. Das ist nur möglich durch rechtzeitige und richtige Rückindianisierung. Das heißt, es muß verhindert werden, daß die noch in Stammesbindungen lebenden

Indianer in ein haltloses, farbiges Proletariat abgleiten. Die alte indianische Kultur muß erhalten werden, ebenso wie die ursprüngliche Sozialordnung. Der erste Wunsch des Indianers ist, auf seinem Grund und Boden in Ruhe gelassen zu werden. Erfüllt der Weiße diesen Wunsch, so mag er mit dem übrigen Land und seinen Reichtümern so ziemlich nach Gutdünken schalten und walten. Autonome indianische Kommunen im Rahmen eines weißen Gesamtstaates scheinen um so eher möglich, als die Indianer ja in zahlreiche Stämme gespalten sind, deren Patriotismus und Heimatgefühl im allgemeinen nicht über den Rahmen des Stammesverbandes hinausgeht.

Am ehesten kann ein derartiger Versuch naturgemäß in den Vereinigten Staaten gemacht werden, da hier das weiße Element derart übermächtig ist, daß es den roten Kommunen ohne die geringste Gefahr weitgehende Rechte und Freiheiten gewähren kann, und da sie auch reich genug sind, ihnen trotz primitivster Gemeinwirtschaft zu einem verhältnismäßig hohen Lebensstandard zu verhelfen.

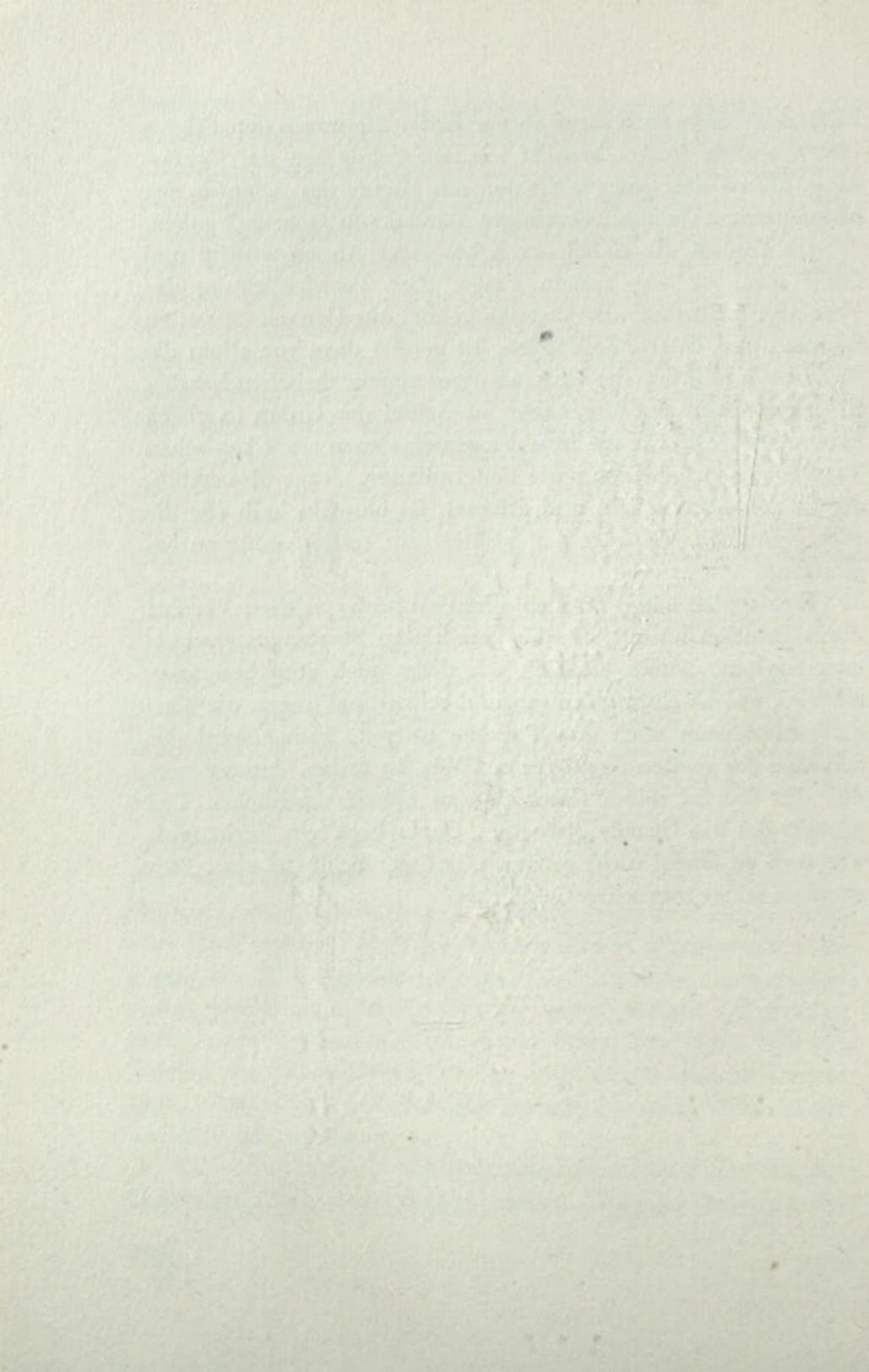
Mit derartigen autonomen Indianerstaaten aber hätte die Union ein überaus wirksames Mittel in Händen, um auf die mexikanischen Indianer einzuwirken. Wenn die gegenwärtige Mischung von anorganischer und im Grund seelenloser gleichzeitiger Amerikanisierung und Indianisierung zu neuen Revolutionen und neuem Chaos führt, so mag ein erheblicher Teil des „weiß“ lebenden Mexiko, einerlei ob weißen Blutes oder Mestizen, das Aufziehen des Sternenbanners fast als das kleinere Übel ansehen. Die indianischen Massen könnte man nicht gegen die Eindringlinge ausspielen, wenn man diese vorher durch geschickte Propaganda und entsprechende Einwirkung ihrer roten Brüder in USA. davon überzeugt hätte, daß die Staaten das bessere Land für den roten Mann sind, in dem er freier, besser und unbelästigter in der Art und Weise seiner Vorväter leben kann. —

Es sind ganz große Entwicklungslinien und Zukunftsmöglichkeiten, die hier gezeichnet werden. Aber sie liegen in der

Luft, man kann auch sagen in der Erde. Sie waren den Pilgervätern ebenso dunkel bewußt wie den Schöpfern der Verfassung, als sie den jungen Staaten am Rande des Atlantik den prophetischen Namen „Vereinigte Staaten von Amerika“ gaben.

Ob freilich die Enkel des Erbes ihrer Ahnen würdig und fähig sind, ist eine andere Frage. Zur Verwirklichung der Vereinigten Staaten von Amerika gehört ein Denken in weiten Räumen und langen Zeitläufen. Es gehört dazu vor allem die Aufgabe der Fiktion der USA. als eines angelsächsischen Landes. Es gehört dazu, den Mexikaner im Gebiet der Union in gleich liebevoller Weise für die Idee des gemeinsamen amerikanischen Vaterlandes zu gewinnen wie den Indianer. Jeder Mexikaner, der in den Staaten lebt und arbeitet, ist ohnehin halb für die Idee gewonnen. Es wäre ein leichtes, ihn restlos dafür zu begeistern.

Einstweilen hängt freilich alles davon ab, welchen Verlauf die Revolution nimmt, die die Vereinigten Staaten zu erschüttern beginnt. Allein einerlei, wie diese auch ausgehen mag, einerlei, welche Entwicklungen und selbst Spaltungen die Vereinigten Staaten noch durchmachen mögen, immer wird der Schatten des großen Nachbarn auf Mexiko fallen. Immer werden die Würfel seines Geschickes zu einem erheblichen Teil jenseits des Rio Grande geworfen. Darin liegt sein Verhängnis wie auch zu einem nicht geringen Teil der Schlüssel zum Verständnis seines tragischen Geschickes.



35.

Chinesische Götzen in der zapotekischen Totenstadt

Mitla

So schön es auf dem mexikanischen Hochland auch ist, sich bin ganz froh, als wir die Mesa Central hinter uns lassen und die Reise nach Süden fortsetzen. Es gibt Probleme, die so vielfältig, so verwirrend sind, daß sie einen quälen, auch wenn sie einen nichts angehen; und Mexiko ist ein einziges, großes, unheimliches Problem. Es ist in der Vergangenheit verankert. Es greift in die Zukunft, und dazwischen hängt die Gegenwart wie an brüchigen, rostigen Federn in völliger Ungewißheit.

Es ist ja nun allerdings nicht so, als ob es im südlichen Mexiko keine Probleme gäbe. Im Gegenteil, zunächst ergibt sich für uns das Problem des weiteren Reiseweges. Die „Expeditionsmitglieder“ sind sich da nicht ganz einig. Renate, unsere Zoologin, möchte möglichst viel Zeit auf die Urwälder von Chiapas verwendet sehen. Sie hat große Pläne in bezug auf all das Getier, das sie dort zu fangen gedenkt. Ralph dagegen ist augenblicklich ganz und ausschließlich Archäologe oder genauer gesprochen Maya-Spezialist. Das hat schon in Chicago angefangen. Dort hat er im Fieldmuseum Professor Thompson kennengelernt, der an einer der Rockefeller-Ausgrabungen in Chich'en Itzá teilgenommen hat. Der Gelehrte hat den Jungen in reizender Weise für voll genommen und mit ihm ernsthaft über die untergegangenen altindianischen Kulturen gesprochen, ihm sogar eins seiner Bücher gewidmet.

Soweit ist das ganz gut und schön, es hat nur den einen

Nachteil, daß wir dauernd mit altmexikanischen Problemen gelöchert werden, und ich habe doch an den gegenwärtigen bereits genug zu kauen. Wir haben schon Strafen auf das bloße Erwähnen von Chich'en Itzá aussetzen müssen, um einigermaßen unsere Ruhe zu haben; denn meinem Reisekameraden und mir geht es jetzt mit Pyramiden und Ruinen wie seinerzeit in Japan mit Tempeln. Wir können keine mehr sehen. Deshalb haben wir zu Ralphs sittlicher Entrüstung Yukatan nicht in unsern Reiseplan aufgenommen. Selbst seine leicht höhnischen Fragen, wie ich mir denn ein Buch über Mittelamerika ohne Chich'en Itzá denke, lassen mich kalt. Ich erwidere ihm mit dem gleichen Spott, indem ich ihm erkläre, daß wir doch ein paar Weltsehenswürdigkeiten für seine Hochzeitsreise aufheben müssen. Ein wenig ist er dadurch getröstet, daß wir wenigstens die Gräber- und Ruinenstädte und -stätten Monte Alban und Mitla im Staate Oaxaca aufsuchen.

Hierher wäre ich auch ohne Drängen meines Sohnes gegangen. Die regen selbst mich auf, und zwar insbesondere der Funde wegen, die man in Monte Alban gemacht hat. Der Gold- und Juwelenschmuck, den man hier fand, hält den Vergleich mit den Kostbarkeiten Tut-ench-Amuns im Museum von Kairo aus. In dem einen wie dem andern Fall verblüfft einen die Modernität dieser Kunst, die schließlich nichts anderes ist als ihre Zeitlosigkeit.

Was mich persönlich jedoch noch viel stärker beeindruckt, ja ich kann sagen, geradezu aufregt, sind die ostasiatischen Anklänge altindianischer Funde. Manche von ihnen wirken ausgesprochen althinesisch, so ein bronzenes Idol aus einem Zapotekengrab bei Huehuetlan. Eine chinesische Autorität hat sein Alter auf dreitausend Jahre geschätzt.

Auf welchem Wege gelangten althinesische Götzen zu den Zapoteken? Woher rührt der chinesische Einschlag der altindianischen Kunst im südlichen Mexiko? — Wir sind mitten im heftigsten Streit, als wir die Pyramiden, Wälle und Mauerreste des Monte Alban hinauf- und hinabklettern.

Chamule in der Rancheria
der Kaffeefinka (S. 206)



Colin Roß „mit Kind und Kegel“ auf dem Ritt zur Kaffeefinka im Urwald (S. 202)





Auf der Veranda der Finka Germania lauschten wir den Stimmen der alten Heimat,
die aus dem Lautsprecher zu uns drangen (S. 209)



Der deutsche Farmer ist
sehr beliebt bei seinen
Leuten (S. 210)

An sich ist diese Ruinenstätte enttäuschend. Alles, was Wert hat, verbrachte man in das Museum der Hauptstadt. So ist nicht viel mehr zu sehen als die Grundmauern großartiger Paläste und einzelne Kammern und Gewölbe. Einstweilen! Denn das läßt sich bereits übersehen, daß hier einmal eine volkreiche Stadt stand. All die grünen überwucherten Kuppen gehörten wahrscheinlich dazu. Es läßt sich nur vermuten, was sie noch an überraschenden Funden bergen mögen. Man hat mit den Ausgrabungen ja eben erst begonnen!

War Monte Alban die Stadt des Lebens, so Mitla die des Todes. Auf zapotekisch heißt der Ort Grab, Tal des Todes, auf aztekisch Unterwelt. Jetzt ist man plötzlich an das alte Ägypten erinnert, wo ja auch zu jeder Stadt eine Totenstadt gehörte. Monte Alban liegt, wie schon der Name sagt, auf luftiger Höhe, Mitla im Tal oder vielmehr in einem Kessel, einer Staubschale, in die unerträglich die Sonne senkt. Als wir anlangten, wurde unser Wagen sofort von einer Schar indianischer Mädchen und Frauen umringt, die lärmend auf uns einredeten und uns alle ihre Altertümer verkaufen wollten.

Wir waren die einzigen Fremden, aber keineswegs die einzigen Besucher. Die andern waren allerdings sämtlich Indianer. Mexiko hat seit kurzem seine indianische Vergangenheit entdeckt. Die Pyramiden, Tempel, Paläste und Gräber aus aztekischer, zapotekischer und mixtekischer Zeit gelten als nationale Ehrenmale. Schulen und Gesellschaften werden dorthin geführt, ja sogar die indianischen Bauern aus den Dörfern. Die von der Zivilisation noch unberührten Indios sehen allerdings mit äußerstem Mißtrauen auf die Ausgrabungen. In ihren Augen bedeutet es eine Heiligtumsschändung, die Ruhe der Toten zu stören. Die mexikanischen Gelehrten, die die Ausgrabungen leiten, sind fest davon überzeugt, daß in der Umgebung von Mitla Indianer leben, die wissen, wo noch Schätze vergraben sind. Aber um keinen Preis würden diese auch nur eine Andeutung darüber fallen lassen, so fest sind sie davon überzeugt, daß solch ein Verrat ihren jähen Tod bedeuten

würde. In sengender Sonne klettern wir über die freigelegten Treppen der Totenpaläste. In einem von ihnen befindet sich die berühmte Halle der Monolithen, riesiger Säulen, der einzigen ihrer Art in ganz Amerika. In einem andern ist der Gang der Mosaiken, eine enge Kammer mit einzigartigen Mosaiken. Dann klettert man einen engen Schlund hinab in das finstere Grabgewölbe. Der Boden dröhnt hohl. Unter dieser Kammer soll sich noch eine ganze Reihe anderer Räume befinden. Allein, aus Gründen, die man nicht näher in Erfahrung bringen kann, hat man noch nicht versucht, sie freizulegen.

Nach ein paar Stunden sind wir alle reichlich müde. Aber Ralph ist unersättlich. „Wenn ich schon nicht nach Chich'en Itzá soll — du wirst es später bereuen, nicht hingefahren zu sein —, will ich mir wenigstens Mitla gründlich ansehen!“ ist seine Begründung. Mit einem Male sehe ich ihn jedoch totenblaß werden. Ich kann ihn gerade noch auffangen. Auf den Armen trage ich ihn zu dem einen einsamen Baum, der spärlichen Schatten gibt. Nach einer Weile kommt der Junge wieder zu sich, bricht, will jedoch seine Kletterpartien gleich wieder fortsetzen. Ich bin alles andere als abergläubisch, aber unwillkürlich kommt mir doch die indianische Überlieferung in den Sinn, nach der niemand ungestraft allzu eingehend den Geheimnissen Mitlas nachforscht. In jedem Fall schien es mir für heute genug; denn inzwischen war es Mittag geworden, und die Totenstadt strömte eine geradezu tödliche Hitze aus.

36.

Ritt durch den Urwald

Finka Germania

Wo der Weg für das Auto unfahrbar wurde, trafen wir die Maultiere, die uns der Finquero entgegengesandt hatte. Der Finquero war ein deutscher Kaffeepflanzer in Soconusco, der uns auf seine Plantage eingeladen hatte.

Soconusco ist der südwestlichste Zipfel von Chiapas und dieses selbst der südlichste Staat des mexikanischen Bundes. Eigentlich ist es überhaupt gar nicht mehr Mexiko. Es hat auch früher nicht dazu gehört. In spanischer Zeit war es ein Teil des Generalkapitanats von Guatemala, und die Azteken hatten lediglich Kolonien im feuchtheißen Küstenstrich, des Kakaos wegen und des Quetzals, jenes betörend schönen Paradiesvogels, aus dessen Federn sie ihre farbenschillernden Gewänder fertigten.

Aber das braucht man gar nicht zu wissen, um sofort zu empfinden, in einem andern Land zu sein. Zwar gibt es auch hier Vulkane, aber sie stehen nicht als Hoheitszeichen über einer kahlen, weiten Hochebene, wie unentrinnbares Schicksal, sondern sie steigen aus Urwäldern, die aus Lianen, Orchideen und Farnen gewoben wie ein Festkleid um ihre Schultern hängen.

Dieser Wald kommt uns entgegen, wie wir jetzt den steilen Pfad hinanreiten. Allerdings ist es eigentlich seine zweite Ausgabe; er wurde schon einmal geschlagen. So lebens- und fruchtbarkeitsstrotzend er auch wächst, es ist dem Menschen doch gelungen, ihn in Schach zu halten. Weite Lücken klaffen, in denen die Milpas grünen, die Maisfelder der Indianer. Mitunter windet sich der Weg an einem steilen Abhang entlang, und dann tut sich ein weiter Blick auf über den schmalen Küstenstreifen, der zwischen den Pazifik und die Sierra gepreßt ist.

Die Sierra steigt jäh wie eine Mauer an, vom Meer bis auf ein paar tausend Meter. Stellenweise läßt sie dem Küstenvorland kaum Platz, allein, in seiner feuchten Schwüle wächst und wuchert alles mit solcher Fruchtbarkeit, daß jede Saat vielfache Ernte trägt und es einer der reichsten Teile von Mexiko ist.

Man behauptet das vom ganzen Chiapas. Dieser Staat ist der reichste, gleichzeitig aber auch der unbekannteste und ursprünglichste. Seine Reichtümer sind noch nicht gehoben. Nur eine Bahnlinie führt durch ihn hindurch oder vielmehr an ihm entlang; denn sie durchquert lediglich den pazifischen

Küstenstreifen, ohne das Innere zu erschließen. In das führen kaum Straßen, höchstens Pfade. In Chiapas beherrscht das Maultier noch fast restlos Verkehr und Transport.

Ohne die Initiative der Finqueros wäre das Land noch unzugänglicher. Wer im Innern pflanzen will, muß sich zuerst selber eine Straße bauen oder wenigstens einen Pfad durch den Urwald schlagen. Auch die Straße, auf der wir reiten, ist von dem Deutschen gebaut, der uns zu sich geladen hat.

Wir steigen rasch. Unsere Maultiere sind gut. An der nächsten Wegbiegung sehen wir meilenweit über die Küste. Am Horizont verdämmt der Pazifik wie ein lichter, blaßblauer Schleier, der über das tiefsatte Grün der Küste geworfen ist. Unten liegt Huixtla, das kleine Landstädtchen, von dem wir aufgebrochen sind.

Als wir das nächste Mal hinunterblicken, flimmert und blitzt die Stadt bereits wie blinkendes Kristall. Es ist plötzlich Nacht geworden. Wir sind spät daran und haben noch einige Stunden Ritt durch die Dunkelheit vor uns. Allein, Renate ist selig, wieder einmal im Sattel zu sitzen, und auch Ralph, der eigentlich restlos ein Kind des Maschinenzeitalters ist, genießt den Ritt.

Freilich wird der Weg immer schlechter. Er ist eigentlich als Autostraße gebaut, aber nur in der trockenen Zeit als solche benutzbar. Jetzt haben die Regen bereits seit vier Wochen eingesetzt. Der Weg ist teilweise unterwaschen, große Teile der Böschung sind heruntergerutscht. Es kostet dem Besitzer alljährlich 1000 Pesos, ihn nach der nassen Jahreszeit wieder instand zu setzen.

Wir hatten bisher Glück, so undurchweicht davanzukommen. Eigentlich ist der Regen bereits um Mittag fällig. Aber kurz nach Anbruch der Dunkelheit setzte er heftiger ein. Wer Tropenregen nicht kennt, kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen. Es regnet nicht, es gießt mit Kübeln. Wir haben natürlich unsere Regenmäntel mit, außerdem ziehen wir noch die schweren, dicken Gummiumhänge über, die man

in Chiapas anfertigt, und die außer dem Reiter fast das ganze Tier einhüllen. Trotzdem klatscht nach ein, zwei Stunden das Hemd auf dem Leib. Es fängt an, ungemütlich zu werden, zumal der Weg so schlecht wird, daß das Tier meines Reisekameraden stolpert und ihn kopfüber aus dem Sattel wirft.

Glücklicherweise ist nichts passiert, und mit der Zeit verrieselt auch der Regen. Der Mond geht auf und entschleierte ein unwahrscheinlich schönes Landschaftsbild. Wir sind bereits über 1000 Meter hoch. Tief unten braust ein silberblinkender Fluß. Zeitweise sieht man weiße Kaskaden wie flüssiges Mondlicht über Felsen stürzen. Urwaldbäume stehen am Abhang, die ihre Äste wie ein schimmerndes Dach breiten. Lianen, Schlingpflanzen und Farne bauen Triumphpforten und Gewölbe.

Es ist, als ritten wir mitten hinein in die Wunderwelt dieses riesigen Urwaldes, der in seinem Herzen eins der größten Rätsel der Menschheit birgt; die „namenlosen Ruinen“, das heißt, man nennt sie die „Ruinen von Palenque“ nach dem nächsten Indianerdorf. Allein, wie die Stadt der Tempel und Paläste wirklich hieß, die sich in einer Ausdehnung von über 30 Kilometern durch den dichtesten und verschlungensten Urwald erstreckt, das weiß niemand, darüber wagen nicht einmal die spekulativst veranlagten Archäologen eine Vermutung zu äußern.

Ein Volk von einer ganz ungewöhnlich hohen Kultur hat diese Stadt erbaut. Das springt in die Augen. Aber wie es hieß, wie es aussah, woher es kam, woran und warum es zugrunde ging, das weiß kein Mensch. Manche Gelehrte haben geglaubt, nach Palenque die Wiege der Menschheit verlegen zu müssen, so beeindruckt waren sie von den steinernen Palästen, den Monumenten eines ungewöhnlich hochentwickelten Kunstsinnens, die die wuchernde Wildnis des Urwaldes auch in Jahrhunderten nicht zu zerstören vermöchte.

Das anfangs breite Tal verengt sich zu einem von den Berglehnen zusammengehaltenen Kessel, der wie ein Nest zwischen den Steilhängen schwebt. Lichter blitzen auf; freund-

liches, warmes Licht, nicht das ungewisse flimmernde Blinken der großen Leuchtinsekten des Urwaldes. Der magische Schleier, der uns eine geheimnisvolle Zauberwelt vorspiegelte, reißt. Wir sind nicht in einer Ruinenstadt, sondern in — Deutschland. Ein deutsches Wohnhaus, deutsche Laute, ein ganzes deutsches Gut, ein kleines Deutschland mitten im Urwald. Es heißt „Germania“ und ist die Finka unseres Gastfreundes.

37.

Auf der deutschen Finka

Finka „Germania“

Die Kaffeefinka wirkt wie eine Welt für sich; der große Trockenplatz, um den sich alles übrige gruppiert, das Verwalterhaus, die Maschinenhalle, die Waschtanks und Trockentrommeln, Ställe, Vorratsräume und Laden. Darüber auf der einen Berglehne das Haus des Besitzers, gegenüber die „Rancheria“, die Arbeiterhäuser. Zwischen ihnen das Amtshaus des „Richters“ mit Gefängnis, Schule und Kirche — letztere verschlossen und versiegelt; denn in Chiapas werden die antikirchlichen Gesetze besonders streng gehandhabt. Ringsherum die „Cafetales“ in den Urwald eingesprengt, dem sie Stück für Stück abgerungen wurden. Das Ganze von der nächsten Ortschaft stunden-, nein fast tagereiseweit entfernt, durch Waldwildnis von ihr getrennt, die lediglich ein schmaler Maultierpfad durchschneidet.

Dieser Urwaldbetrieb, der mit seinen Hunderten von Leuten so auf sich selbst gestellt und auf sich allein angewiesen scheint, hängt in Wirklichkeit durch einen dünnen Faden mit der Weltwirtschaft zusammen. Reißt der, so muß er jämmerlich zugrunde gehen. Die mexikanische Hazienda alten Stils war wirtschaftlich unabhängig von der übrigen Welt. Sie war Selbstversorger. Die Finka dagegen ist eine reine Monokultur-Wirt-

schaft. Nicht einmal der Mais für die Arbeiter wird selbst angebaut. Im Stall stehen nur die wenigen Tiere für Besitzer, Verwalter und Aufseher. Alle übrigen Transporte — Lebensmittel und Materialien aus der nächsten Ortschaft —, die Beförderung des Kaffees nach der Ernte, besorgt der Arriero, der berufsmäßige Maultiertreiber.

Der Grund ist der gleiche wie bei jeder Monokultur. Das eine erzeugte Produkt ist so wertvoll, bringt so viel ein, daß es rentabler ist, jeden verfügbaren Fleck damit zu bepflanzen und Lebens- und Futtermittel zu kaufen, statt sie selber anzubauen. In dieses System hat die Weltkrise Bresche geschlagen, auf den Kaffeefinkas in Chiapas freilich noch zu wenig, obgleich man auch hier dazu übergeht, wenigstens den Mais selbst anzupflanzen. In der schweren Krise, die der Kaffeemarkt durchmacht, und die das Kaffeeland Brasilien von einer Revolution in die andere stürzte, hat sich der Chiapas wie der Guatemalakaffee verhältnismäßig gut gehalten. Der Grund liegt in der Kaffeevernichtungspolitik Brasiliens wie den Beschränkungen, die dieses Haupterzeugungsland dem Kaffeeanbau auferlegt, um einen allzu katastrophalen Preissturz zu vermeiden. Davon haben natürlich die übrigen Kaffeeanbauenden Länder Vorteile, genau wie Ägypten, der Sudan und Turkestan aus der untergepflügten Baumwolle in den amerikanischen Südstaaten Nutzen ziehen. Der Chiapaskaffee wie der von Guatemala sind von hoher Güte. Deutschland zahlt ihn gut, allerdings nicht in Devisen, sondern in Mark. Die Markzahlungen werden den mittelamerikanischen Exporteuren in Deutschland als „Kaffeemark“ bei einer Bank gutgeschrieben. Sie verkaufen die Kaffeemark mit einem Disagio, das 25 bis 30 vom Hundert beträgt, an mittelamerikanische Importeure, die damit die Waren bezahlen, die sie aus Deutschland einführen. Auf diese Weise werden die hohen Preise, die Deutschland für Kaffee bezahlt, zum Teil wieder wettgemacht und die deutsche Ausfuhr durch eine versteckte Prämie unterstützt, die die Währungsentwertungen der übrigen Länder

ausgleicht. So ist allen geholfen, den Pflanzern, die ihren Kaffee loswerden, den deutschen Exporteuren, denen man ermöglicht, billig zu liefern, und schließlich dem deutschen Volk, das nicht auf seinen Kaffee zu verzichten braucht.

Soweit die Pflanzler ihre Kaffeemark nicht loswerden, müssen sie freilich die Beträge in Deutschland stehenlassen. Allein, die mexikanischen wie die guatemalischen Finqueros sind Deutsche, wenn sie heute auch zum größten Teil die fremde Staatsangehörigkeit angenommen haben, ja, bereits in Amerika geboren wurden. Die meisten sind in Deutschland erzogen, schicken ihre Kinder dorthin zur Erziehung und heiraten deutsche Frauen. Sie reisen in regelmäßigen Abständen in die alte Heimat, und manche beschließen hier ihren Lebensabend. So können sie ihre Kaffeemark in Deutschland selbst verbrauchen.

Darin liegt natürlich auch eine erhebliche Schwierigkeit und ein nicht leicht zu lösendes Problem. Es ist wunderschön, hier mitten im mittelamerikanischen Urwald in einem deutschen Hause zu sitzen, nur Deutsch zu hören, mit deutsch Empfindenden Gedanken zu tauschen und zu sehen, wie noch der letzte Arbeiter in den Cafetales einen Stempel deutschen Wesens, deutscher Ordnung trägt. Allein, der deutsche Kaffeebau in Chiapas hat nicht nur eine deutsche, sondern auch eine mexikanische Seite. In mexikanischen Ohren klängen Namen wie Germania, Prussia, Hannover, Hamburgo, Bremen und wie die deutschen Finkas alle heißen, weniger schön. Mexikaner sind nicht sehr davon begeistert, daß sich 80 v. H. der großen Finkas in deutschen Händen befinden.

Aus zwei Richtungen wendet sich das mexikanische Empfinden gegen den ausländischen Finquero, vom nationalen Standpunkt aus wie vom sozialistischen. Der erstere hat heute die Naturalisierung aller fremden Kaffeepflanzer durchgesetzt. Das Gesetz verbietet Ausländern Grundbesitz im Grenzland innerhalb einer Hundertkilometerzone. Auch im übrigen Mexiko ist ihnen der Erwerb von Grundbesitz außerordentlich



Bei der Arbeit im Cafetal (S. 211)

Blick über die in den Urwald gebettete Finka (S. 212)





Ritt durch den Urwald der Finka Germania (S. 213)

erschwert. Soconusco aber liegt dicht an der guatemalischen Grenze.

Ferner fordert das Gesetz, daß in jedem Betrieb 90 v. H. aller Angestellten Mexikaner sind. So haben sich auch so gut wie alle Deutschen, die in Mexiko leben und arbeiten wollen, naturalisieren lassen.

Für den in der Heimat Lebenden ist es billig, von den Auslandsdeutschen unbedingte Treue zur alten Heimat zu fordern, und in denen, die eine fremde Staatsangehörigkeit annehmen, womöglich Verräter am Deutschtum zu sehen. Für diese selbst war es oft die einzige Möglichkeit, ihre Arbeit, auch die für Deutschland, in der Fremde fortsetzen zu können. Der Aufstieg der im Ausland zu Reichtum und Erfolg Gekommenen erscheint in Deutschland mitunter wie ein Märchen, aber jeder, der in Übersee lebt, zahlt seinen Preis. Der aber ist heute höher als je. —

Wie wir nach einem Tage, der uns die ganze Größe des aus dem Nichts Geschaffenen zeigte, all den aus dem Urwald gewonnenen Reichtum, auf der breiten Veranda des Herrenhauses sitzen, das in ewig blühende Gärten gebettet alle Schönheit umgibt, die Tropen nur bieten können, alle Behaglichkeit und Bequemlichkeit besitzt, die Reichtum zu schaffen vermag, kommen trotz aller Fröhlichkeit, aller angeregten Unterhaltung, doch leise die Sorgen und trüben Gedanken, die den Hausherrn und seine Frau in schlaflosen Nächten quälen, wie schwarze Vögel zu mir angeflattert. Zwei Kinder fielen dem Klima zum Opfer. Von dem einen herangewachsenen, das in Deutschland erzogen wird, hieß es sich bereits trennen. Das zweite wird bald folgen müssen. Das Schwanken der Kaffeepreise ist eine unablässige Sorge. Von heute auf morgen können der Betrieb und die wirtschaftliche Grundlage erschüttert werden. Viel schlimmer aber ist die ständige Drohung, die aus der sozialistischen Haltung des heutigen Mexikos erwächst.

Nach dem Landgesetz sind all die großen Kaffeefinks nicht mehr zulässig und müßten aufgeteilt werden. Nun weiß

allerdings die Regierung von Chiapas, daß eine solche Aufteilung den Ruin des Staates bedeuten würde, dessen Finanzen auf dem Kaffee-Export beruhen. Bei den heutigen Weltmarktpreisen läßt sich Kaffee nur in einem aufs äußerste rationalisierten Großbetrieb mit Gewinn erzeugen. Aber die Bundesregierung kann eingreifen, eine neue revolutionäre Welle mag aufrauschen, die in blinder Wut alles zerstört, wie vor etlichen Jahren sämtliche Zuckerhazien in Morelos, deren Besitzer so gut wie ausnahmslos erschlagen wurden. —

Die Unterhaltung ist verstummt. Aus dem Garten strömt der schwere, süße Duft tropischer Pflanzen herein. In den Regentropfen, die noch an ihren Blättern hängen, glitzern die Sterne eines südlichen Himmels. Da tönt aus dem Radio eine Stimme, die die Tagesneuigkeiten aus Deutschland berichtet. Weit über Ozean und Urwald klingt der Ruf aus der alten Heimat; für einen Augenblick ist alle Sorge verweht.

38.

Das deutsche Urwalderbe

Finka „Germania“

Ogleich wir am Morgen forttritten, trafen wir bereits kurz hinter der Finka Indianer, die von der Arbeit zurückkehrten. Sie hockten am Bach und wuschen sich die Füße. Neben sich hatten sie die Traggestelle liegen, auf denen sie die jungen Kaffeepflanzen aus der Baumschule in die neuen „Cafetales“ (Kaffeepflanzungen) hoch oben in den Bergen hinaufgetragen hatten. Sie waren um 2 Uhr morgens aufgebrochen, ein paarmal hin- und hergetrottet und jetzt für den Rest des Tages mit ihrer Arbeit fertig.

Sie grüßten, und der Finquero wechselte mit ihnen ein paar freundliche Worte. Er kennt fast jeden von ihnen, und bei den Älteren ist er über alle Einzelheiten ihrer Familienverhältnisse unterrichtet. Es herrscht noch ein patriarchalischer Ton auf der Finka, aber die Arbeitsverhältnisse sind

streng tariflich geregelt. Obgleich kaum einer lesen und schreiben kann, sind alle Arbeiter gewerkschaftlich organisiert. Die achtstündige Arbeitszeit wird genau eingehalten. Einstellungen und Entlassungen unterstehen nicht dem Belieben des Arbeitgebers, sondern dem Ermessen der Gewerkschaft. Alle paar Wochen kommt irgendein Beamter, Gewerkschaftssekretär oder Vertrauensmann der Partido Nacional Revolucionario, um die Arbeitsbedingungen und Arbeiterwohnungen zu kontrollieren. Modernste sozialistische Arbeiterorganisation im Urwald unter Indianern, die vor einer Generation noch reine Wilde waren!

„Im allgemeinen komme ich mit den Leuten gut aus“, sagt der Finquero im Weiterreiten. „Die meisten gehören seit Jahrzehnten zur Finka. Mit vielen habe ich als Kind gespielt. Auch die Erntearbeiter kommen gewöhnlich jedes Jahr wieder. Es gibt selten Schwierigkeiten. Ab und zu ist natürlich ein Hetzer darunter, der den Leuten erzählt, daß das Land ihnen gehört und sie eine Eingabe auf entsprechende Zuteilung machen sollten. Aber meist findet er keinen Anklang und verschwindet wieder. Aber ob das bleibt?“ Er zuckt die Achseln und reitet weiter.

Oben auf der Berglehne ist ein Trupp Arbeiter mit der Anlage eines neuen Cafetals beschäftigt. Ein Loch wird gegraben, die junge Pflanze dareinversenkt und die Erde darumgehäufelt. Allein, damit ist es nicht getan. Kaffee braucht Schatten. Deshalb ist das Setzen von Schattenbäumen ebenso wichtig wie das von Kaffeepflanzen. Für den Anfang kann man sich mit rasch wachsenden Bananen als Schattenspendern begnügen, aber später braucht man bestimmte Bäume, die auch die Feuchtigkeit regeln und deren abfallende Blätter den nötigen Humus liefern.

Nach sechs Jahren sind aus den Pflänzchen zwei bis drei Meter hohe Sträucher geworden, die bereits tragen. Infolge des regelmäßigen Wechsels von Regen mit kurzen Trockenperioden trägt ein und derselbe Baum Knospe, Blüte und Frucht gleichzeitig. Infolgedessen erstreckt sich die Ernte über mehrere

Monate, was mit Rücksicht auf die Arbeiterbeschaffung natürlich ein großer Vorteil ist.

Mit dem Pflücken allein ist es aber auch nicht getan. Jetzt erfolgt vielmehr eine lange, mühsame Aufbereitung mittels einer teuren Maschinerie im sogenannten „Beneficio“. Sie macht Kaffeebau zur landwirtschaftlichen Industrie und ist mit schuld an den großen Kapitalien, die zu einer Kaffeepflanzung gehören. In Afrika sah ich freilich Anlagen von Eingeborenen, die wesentlich primitiver waren. Da begnügte man sich, die Frucht zu entkernen, die Bohnen zu entschälen und in der Sonne zu trocknen. Das ging alles von Hand oder mit den primitivsten Maschinen. In Mexiko und Guatemala aber werden die Früchte erst in Waschtanks geschwemmt, dann sortiert und in weiten Zementbecken entschält und fermentiert. Auf diese nasse Behandlung folgt die Trockene, und an die Sontentrocknung auf dem Patio schließt sich eine zweite in künstlich geheizten, mechanisch angetriebenen Trockentrommeln, um der Bohne die innere Feuchtigkeit zu entziehen.

Der Pflanzler weist auf die Zementtenne, die wir tief unter uns in der Sonne blinken sehen. „Das war das schwierigste für meinen Vater, einen ebenen Trockenplatz zu schaffen. Als er hierherkam, gab es ja nichts als steile, urwaldbedeckte Hänge. Er ließ von dem Bergbach Land anschwemmen. So bildete sich das kleine Plateau, auf dem jetzt die Finka steht.

Hier oben war übrigens Vaters erstes Haus!“ fährt der Finquero fort. „Es bestand lediglich aus Palmbllättern. Jahrelang hat er mit Mutter unter den primitivsten Verhältnissen gehaust, und ich wundere mich manchmal, wie sie all die Mühsale und Schwierigkeiten überstehen konnten.“ —

Jetzt war der Urwald weithin gerodet. Der Blick schweift fast unbegrenzt über die Kaffeestauden, die dick voll grüner Früchte hängen. Die Schattenbäume halten ihre Zweige über sie wie schützende Hände. Unten liegt die Finka in Blüten und Blumen.

Der Sohn des Mannes, der alles dies geschaffen hatte, seufzte leicht auf. Er wies auf den Urwald, in den wir jetzt einritten. Hier war er nicht zweite Garnitur wie der, durch den wir während unseres Rittes nach der Finka gekommen waren. Hier standen noch die uralten Bäume, hier war Dickicht, das nie die Axt des Menschen berührt hatte. Mühsam war ein schmaler Pfad durch die Wildnis geschlagen, die ihn immer von neuem zu überwuchern drohte. Mein Begleiter hielt die scharfe Machete in der Hand, um Wurzeln und Ranken, die über den Weg krochen, zu beseitigen.

Einzelne Bäume waren bis zur Krone hinauf von Blattgewächsen und Wucherpflanzen umstrickt. Manche waren gestürzt und lagen als natürliche Brücke über Abgründe, in denen Wasser zwischen moosbedeckten Steinen sprudelte. Aus allen Astlöchern rankten, sproßten und wucherten Orchideen. Weiße Blütendolden hingen uns auf die Köpfe herab. Violette Knospen tropften auf den Weg. Seltsam und fast unheimlich war es, zwischen Blumen zu reiten, von denen in Europa jede einzelne Blüte mit ein paar Mark bezahlt wird.

Der Weg wurde schmaler, er schrumpfte zur Leiste zwischen Steilhang und Abgrund. Aber beide waren umgrünt, blütenübersät. Es fehlte Schrecken und Drohung. Ein stürzender Bach kreuzte den Pfad. Über hohe Felsblöcke gurgelte das Wasser. Mit unfehlbar sicheren Tritten suchte das Maultier die Furt.

Schließlich verlief sich der Pfad. Wir stiegen ab und gingen ein Stück weiter, die Machete — das breite Haumesser — in der Hand. Dann hielten wir vor dem Urwald, der wie eine haushohe Wand vor uns stand, dicht, abweisend, undurchdringlich.

„Ich wollte eigentlich bis hierher Cafetales anlegen“, erklärte der Pflanzer. „In diesem Jahre läuft die Frist ab. Danach wird uns alles Land über eine bestimmte Größe genommen, das nicht mit Cafetales besetzt ist. Aber die Zeit hat nicht gereicht.“

Er lachte ein wenig bitter: „Nun, solange sie uns die Cafe-

tales lassen, geht es ja, aber wer weiß?“ Er deutete ins Tal. „Sehen Sie, da unten habe ich schon eine Gruppe Agraristas sitzen, landfremde Indios und Mestizen, die sich einfach auf meinem Grund und Boden einnisteten. Ich kann sie nicht wegjagen. Nach einem halben Jahr können sie Anspruch auf das Land erheben, auf dem sie sich niedergelassen haben.“

Wir setzen uns auf einen gefällten Baum. Eine große, grüne Schlange ringelte langsam vor uns davon. Ein Kolibri, das nichts war als ein winziger schwirrender Farbfleck, flog über unsere Köpfe. Der Finquero fuhr fort: „Ich bin selbst geborener Mexikaner. Ich liebe dieses Land, ich liebe dieses Volk. Niemand erkennt besser als ich das Recht des Indios auf den Boden an, von dem er vertrieben wurde. Aber hier liegen die Verhältnisse anders. Chiapas war leer; es ist es heute noch. Heute noch gibt es hier unermessliche Strecken Urwald. Sie können hier weiterreiten, Stunden um Stunden, Tage um Tage, ohne auf eine menschliche Siedlung zu stoßen. Als die ersten Deutschen hierherkamen, fanden sie nichts vor als Wildnis. Sie haben gesehen, was sie daraus geschaffen haben. Wer hat nun Anrecht auf dies Land?“

„Ich bin geborener Mexikaner, aber die Menschen dieses Landes erkennen mich trotzdem nicht als einen der Ihren an. Ich kann es ihnen nicht verübeln; denn ich bin dem Blut nach Deutscher und deutsch mit jedem Herzschlag. Aber in der alten Heimat sehen sie in mir doch ein wenig den Ausländer. Ich zersehne mich nach Deutschland, und bin ich dort, zieht es mich mit allen Fasern hierher zurück. Ich habe hier ein Erbe zu verwalten, ein Werk auszubauen. Was bin ich in Deutschland? Ich bin Pflanzler, ich bin Tropenmensch. Hätten wir Kolonien, ich verkaufte hier alles und zöge unter die deutsche Flagge, und wenn ich wieder von unten anfangen sollte.“

Ich schwieg. Was hätte ich antworten sollen? Ich kannte die Tragik der Deutschen in Übersee. Aber vielleicht ist sie nirgends so groß wie in den Urwäldern von Chiapas. Die Deut-

schen fanden hier Wildnis und Wilde. Sie kolonisierten, sie pflanzten nicht anders wie sonst die weiße Herrenrasse in einem farbigen Land. Sie waren kleine Könige auf den Reichen, die sie sich selbst geschaffen. Die Regierungen in dem fernen Tuxtla Gutiérrez, der Hauptstadt von Chiapas, und in dem noch fernerem Mexiko City ließen sie unbehelligt. Warum nicht? Die Fremden brachten Geld, sie zahlten Steuern, sie entwickelten das Land.

Dann kam die Revolution und der Weltkrieg. Der Mantel des Weißen fiel, der weiße Herzog mußte nach. Farbige wurde Trumpf. Weiße Haut war keine Ehre und kein Vorteil mehr, sondern eher das Gegenteil. „Mexiko den Mexikanern“ war die Losung, in dem Sinne von „Aztekenland den Azteken“; denn Mexikaner ist nur ein anderer Name des Aztekenvolkes.

Jetzt sitzen die Deutschen immer noch auf ihren Finkas als die Herren, aber ohne Herrenrechte. Im Grunde hat der letzte Arbeiter vor dem Gesetz mehr Recht als sie. Sie halten sich nur durch ein ungewöhnliches Maß von Geduld, von Takt, von Entschlossenheit. Aber auf die Dauer zehrt die ewige Ungewißheit und Unsicherheit, auch die von Leib und Leben, an den Nerven. Halten die gegenwärtigen Zustände an oder verschlimmern sie sich, so wird schließlich manch einer die Flinte ins Korn werfen und das Werk aufgeben, das sein Vater im fremden Land begann, das ihm schließlich Heimat wurde.

Das indianische Mexiko fühlt sich reif, das deutsche Urwalderbe anzutreten, aber es fragt sich, ob es wohl einen Gewinn für das Land bedeutet, die Männer hinauszudrängen, denen es so viel verdankt, und die willens sind, an dem Neuen, das im Entstehen begriffen ist, zu ihrem Teile mitzuarbeiten.

Wir brachen auf. Der Himmel hatte sich bezogen. Wie wir unsere Tiere bestiegen, fielen die ersten Tropfen. Als wir aus dem Urwald herausritten, war die Finka verschwunden. Sie lag begraben unter den Wassern, die vom Himmel stürzten.

Mittelamerika

Ostasien an der pazifischen Küste

Mariscal

Es wurde Abend, bis wir an den Suchiate gelangten, und so blieb uns nichts anderes übrig, als in Mariscal zu übernachten. Nach Einbruch der Dunkelheit arbeiten weder die mexikanischen noch die guatemalischen Zollbehörden.

Der Suchiate ist der Grenzfluß zwischen Mexiko und Guatemala und Mariscal das südöstlichste Städtchen von Chiapas. Das heißt, Städtchen ist wirklich zuviel gesagt. Der ganze Ort besteht aus nicht viel mehr als Zollamt und Gasthof, und beides sind nach europäischen Begriffen nichts als baufällige Schuppen.

Begreiflicherweise waren wir nicht sehr davon begeistert, hier die Nacht verbringen zu müssen. So herrlich Chiapas oben auf den Hängen der Sierra Madre ist, so wenig einladend erscheint es unten im Küstentiefland, von jeglichem Fehlen der primitivsten Voraussetzungen europäischer Zivilisation abgesehen. Nach den herrlich kühlen Nächten in den sauberen Betten der gastlichen deutschen Pflanzung empfanden wir die Treibhausschwüle in Mariscal doppelt. Da sowohl die Drahtgitter der Fenster wie die Netze über den Betten zahlreiche Löcher aufwiesen, wuchs unsere Sehnsucht nach der moskitofreien Finka Germania ins ungemessene.

Die ganze „Expedition“ hatte auf der in den indianischen Urwald gebetteten deutschen Kaffeepflanzung eine glückliche Zeit verlebt, obgleich weder Renate all die erhofften unbekannteren Tierarten im Urwald aufspürte noch Ralph unter Lianen und Schlingpflanzen die Trümmer einer noch unbekannteren Mayastadt entdeckte, womit er im geheimen doch gerechnet hatte. Die langen Ritze durch den unberührten Urwald waren trotzdem herrlich gewesen.

Auch unser jüngstes Expeditionsmitglied „Tortuga“ war auf seine Rechnung gekommen. Sie hatte uns bis jetzt rechte Sorge gemacht. Sie wollte nicht fressen, so daß wir fürchteten,

unsere Schildkröte nicht lebend nach Europa zu bringen. Das wäre recht schade gewesen. Abgesehen davon, daß es sich um ein besonders schönes Stück einer seltenen Art handelte, war sie der ganzen Familie ans Herz gewachsen durch ihre würdige, man kann schon beinahe sagen weltweite Art. Aber trotz allem liebevollen Zureden hatte sie bisher jegliche pflanzliche wie tierische Nahrung zurückgewiesen. Das einzige, was sie ab und zu verspeiste, waren Teppichfransen. Oben auf der Finka aber hatten wir zu unserer Freude entdeckt, daß sie geruhte, auch frisch im Urwald gepflückte Orchideen zu sich zu nehmen. Glückliche und stolz wie Eltern, deren Erstgeborener zum erstenmal Nahrung zu sich nimmt, sahen wir zu, wie Tortuga die kostbarsten Cattleyen und Odontoglossen mit einer an ihr völlig ungewohnten Gier verschlang. In unserm Glück übersahen wir ganz, daß Teppichfransen und Orchideen auf die Dauer in Europa doch eine zum mindesten recht kostspielige Diät darstellen würden. Einstweilen ging es, solange wir noch nicht allzu weit von dem Orchideenparadies entfernt waren.

Eigentlich war schon hier unten im Küstenland Schluß mit dem Paradies für Tortuga wie für uns. Immerhin ist die Tierra Caliente an der pazifischen Seite noch angenehmer als an der atlantischen. Es ist hier trotz aller Hitze nicht ungesund. Trotzdem zogen bereits die Indianer das Hochland vor. An der pazifischen Küste gab es lediglich einige wenige geschlossene Siedlungen im Gebiet des heutigen Costa Rica und Nicaragua. Die weiten, fieberheißen Niederungen im Osten dagegen waren, als die Spanier dort landeten, nur von wenigen schweifenden Indianern bewohnt. Einmal hatte hier freilich die geheimnisvolle Kultur der Mayas geblüht, aber warum die Mayas je in dieses heiße, ungesunde Klima gezogen waren, blieb ebenso ein Rätsel wie die Gründe des raschen und plötzlichen Zerfalls des Mayareiches. Wahrscheinlich liegt der Grund für beides in Klimaschwankungen. Jedenfalls trachteten die Spanier auf allen ihren Eroberungszügen danach, das Küsten-

land möglichst rasch hinter sich zu bringen. So blieb es unentwickelt und in weiten Teilen fast unbewohnt. Mit der Zeit siedelten sich auf der atlantischen Küste entlaufene Negerklaven an, die sich mit Indianern und einzelnen verkommenen und abenteuernden Weißen vermischten. Der wachsende Handel führte zur Entwicklung einiger weniger Hafenplätze, aber die wirtschaftliche Blüte setzte erst ein, als die Amerikaner begannen, hier Bananen zu pflanzen.

Die Banane ist ja ein Geschenk der Alten Welt an die Neue. Dominikaner brachten sie von Afrika nach den Kanarischen Inseln und von dort nach dem tropischen Amerika. Zum Welthandelsartikel haben sie jedoch erst die Amerikaner gemacht. Der amerikanische Kapitän Baker brachte in den siebziger Jahren die ersten Bananen von Westindien nach Boston. Sein Nachfolger wurde Ch. Keith, der die „United Fruit Company“ gründete. Keith baute Bahnen in Mittelamerika und legte Bananenplantagen an, um Fracht für seine Bahnen zu haben. Die von Keith gegründeten „International Railways of Central America“ beherrschen auch in Guatemala den ganzen Verkehr. Sie sind im Betrieb heute noch so amerikanisch, daß beispielsweise die Strecken in Meilen angegeben sind und die Höhenangabe auf den Stationen in Fuß, obgleich doch in Guatemala das metrische System gilt.

Keith selber machte zweimal Bankrott, aber die von ihm begründete „United Fruit Company“ erwies sich als glänzendes Geschäft. Bis vor wenigen Jahren zahlte sie 100 Prozent Dividende.

Beherrschen die Amerikaner somit restlos Verkehr und Großhandel, so haben die Ostasiaten sich des Kleinhandels bemächtigt. Bereits in der Tierra Caliente auf der atlantischen Seite trafen wir gelegentlich auf Chinesen und Japaner, letztere insbesondere als Apotheker und — Hebammen. Hier an der Pazifikküste aber spielen sie in manchen Orten im Kleinhandel eine entscheidende Rolle.

Guatemala hat zwar infolge amerikanischen Einspruches den Gelben die Einreise sperren müssen. Auch in Mexiko macht

man ihnen in letzter Zeit immer größere Schwierigkeiten. Die Parole „Mexiko den Mexikanern“ läßt den weiteren Zuzug von Asiaten als ebenso unerwünscht erscheinen wie den von Europäern. Die Chinesen kommen aber trotzdem herein. Nach den gesetzlichen Bestimmungen muß jeder Chinese bei der Einreise einen Betrag von 500 Dollar vorweisen. Nun, diesen Betrag borgt er sich von Landsleuten, um ihn nach der Landung zurückzuerstatten. Dann taucht er in den Chinesenvierteln der Städte an der pazifischen Küste unter. Von Niederkalifornien angefangen, über Sinaloa bis hinunter nach Chiapas trifft man Ostasiaten als Krämer und Händler. In Tapachula, der letzten größeren Stadt in der Tierra Caliente von Chiapas, die wir auf dem Wege hierher berührten, beherrschen 500 Chinesen zusammen mit 50 Syrern den gesamten Kleinhandel, während alle Ärzte und Apotheker Japaner sind.

Die chinesischen Händler und japanischen Ärzte beunruhigen mich, während ich mich schweißgebadet und schlaflos auf dem schmutzigen Lager in dem stickigen Raum wälze. Unvergleichlich schlechter, heißer und ungesünder hausen die gelben Einwanderer in den Löchern ihrer engen „Gettos“. Aber sie gedeihen und kommen voran. Sie gründen Geschäfte und Unternehmungen und umgehen die gesetzlichen Bestimmungen, nach denen 90 v. H. aller Angestellten Mexikaner sein müssen, indem sie alle ihre Gehilfen zu Teilhabern ernennen. Sie bringen keine Frau mit, aber sie nehmen sich indianische Halbblutmädchen, mit denen sie eine schlitzäugige braunhäutige Mischrasse zeugen, die Chinos. Während das mexikanisch-zentralamerikanische Hochland langsam wieder indianisch wird, bilden sich im Küstenvorland Mischrassen. Auf der atlantischen Seite ist sie überwiegend mulattisch, während auf der pazifischen der chinesische Blutzusatz eine erhebliche Rolle spielt.

Während mir all das durch den Kopf geht, fallen mir die chinesischen Funde in Oaxaca wieder ein. Es gibt eine Theorie, die behauptet, sie rührten von den Chichimeken her, die nichts anderes waren als — Chinesen. Diese chinesischen Eroberer

stürzten das Reich der Tolteken und vermischten sich mit den Unterworfenen.

Die chinesischen Eindringlinge von heute kommen bescheiden und demütig durch die Hintertür. Aber wer weiß, ob sich nicht die chichimekische Eroberung in anderer Form einmal wiederholt. Als Balboa in mühsamen Märschen die Landenge von Panama überquert hatte, ritt er, die Fahne mit dem Bild der Heiligen Jungfrau in Händen, in die Fluten und nahm von dem neu entdeckten Ozean im Namen Ihrer kastilischen und aragonischen Majestäten Besitz. Und als Cortez das Aztekenreich eroberte, galt sein nächster Gedanke dem Pazifik. An seiner Küste wollte er eine gewaltige Flotte bauen, aus mexikanischen Hölzern, mit Hilfe indianischer Arbeiter. Der Stille Ozean sollte zu einem spanischen Meer werden. In Weiterverfolgung dieses Gedankens wurden 1564 die Philippinen dem mexikanischen Vizekönigreich angegliedert.

Die spanische Macht verging, ehe sie den Pazifik noch richtig in Besitz genommen hatte. Mit den Philippinen schienen die Vereinigten Staaten das spanische Erbe wie die spanischen Ansprüche auf das größte Meer der Erde zu übernehmen. Aber die Philippinen wurden wieder aufgegeben, und anstatt sich auf der asiatischen Gegenküste festzusetzen, sucht Amerika sich lediglich der gelben Einwanderung zu erwehren. Bis heute mit Erfolg. Auch nach Mexiko und Mittelamerika haben die Ostasiaten immerhin erst Vorläufer und Vorposten entsandt. Aber damit ist das letzte Wort über das Rassenschicksal des Pazifik und der amerikanischen Westküste nicht gesprochen. Man wird sehr nachdenklich und bescheiden, wenn man die wechselnde Geschichte altindianischer Kulturen an sich vorbeiziehen läßt. —

Schließlich schief ich über all dem Grübeln und Sinnen trotz Hitze und Moskitos ein. Ich erwachte von einem heftigen Klopfen. Es war Tortuga, die in die Sonne hinauswollte. Sie hat sich angewöhnt, sich gegen die verschlossene Tür zu stemmen und so lange immer wieder mit dem schweren Schild auf den Boden fallen zu lassen, bis man ihr öffnet.

Die Zöllnerinnen von Ayutla

Ayutla

Wenn wir glaubten, am Morgen weiterzukommen, so hatten wir nicht mit der Bequemlichkeit der mexikanischen Zöllner gerechnet. Die waren vor elf Uhr nicht zu sprechen. Dies Ausgeschlafensein brachte jedoch auch seine Vorteile mit sich; denn die Zollbeamten waren äußerst gnädig gesinnt. Sie sahen unser Gepäck kaum an. Das war nicht zu unterschätzen; denn wenn wir auch keine verbotenen Goldschätze ausführten, so lagen doch immerhin etliche Tonscherben und Obsidianschlingen in unseren Koffern. Man hätte verschiedener Meinung sein können, ob es gestattet sei, sie auszuführen. Inzwischen war es bereits erheblich warm geworden, und so schien es verständlich, daß die vier Zöllner nur geringe Lust zeigten, sich zu überanstrengen. Nachdem sie die mühsame Arbeit hinter sich gebracht hatten, auf jedes unserer Gepäckstücke ein Zeichen zu machen, wünschten sie uns gute Weiterreise und setzten sich in ein altes, klappriges Auto, um zum Lunch zu fahren. Das Zollhaus wurde wieder geschlossen, und es sah so aus, als ob seine Ruhe nunmehr für eine ganze Weile nicht wieder gestört werden würde.

So kamen wir ohne langen Aufenthalt über den Fluß. Allein, auf der guatemalischen Seite hatte man inzwischen auch bereits Mittag gemacht. Deshalb blieb uns nichts anders übrig, als im Zollamt zu warten, bis die Beamten wieder zu erscheinen geruhen würden. Ich sagte „im Zollamt“; denn angenehmerweise ließ sich dieses nicht absperren. Es bestand einfach aus vier Pfählen mit einem Dach darüber. So konnten wir wenigstens im Schatten auf unserem Gepäck sitzen. Augenscheinlich hatte man hier Zeit, der Ochsenkarren, der unser Gepäck vom Fluß heraufschaffte, schien symbolisch für alle Amtshandlungen, ja, das ganze Leben in Ayutla, dem guate-

Lauter „Mayas“ und alle gleich angezogen. Ein jedes Dorf im Mayahochland hat sein bestimmtes Hüfttuchmuster



Unser Einzug in Guatemala. Das Gepäck wird auf einen Ochsenkarren verladen (S. 224)





In Guatemala sind die Häuser infolge der Erdbebengefahr meist einstöckig, die Fahrdämme der Überschwemmungen wegen mit Stegen überbrückt (S. 230)

Die alte Wasserleitung von Guatemala



malischen Grenzstädtchen, mit dem wir uns zunächst abzufinden hatten. Nach endlosem Warten erschienen — zwei schwarzgelockte, weißgepuderte und rotgeschminkte junge Mädchen und verlangten, daß wir ihnen unsere Koffer öffneten. Als wir sie vor Verblüffung bloß sprachlos anstarrten, erklärten sie, die Zollbeamten zu sein. Nun, wir hatten ja schon mancherlei an Zollkontrolle erlebt, aber die durch die jungen, lächelnden Mädchen schien die allerangenehmste zu werden.

Wir sollten uns getäuscht haben. Binnen kurzem sehnten wir uns nach den rauhen Pistolenträgern auf der andern Seite des Flusses zurück. Diese freundlichen jungen Mädchen zeigten eine echt weibliche Neugierde. Es war gar nicht einmal böser Wille oder Schikane oder auch nur Amtseifer, die sie das Unterste unserer Koffer zuoberst kehren ließ, sondern nichts als das weibliche Interesse, insbesondere an den Toilettegegenständen ihrer Geschlechtsgenossinnen. Ich wundere mich, daß noch kein anderer Staat auf die im Grunde doch so naheliegende Erkenntnis kam, daß weibliche Wesen die idealsten Zöllner sind. Mit solch unermüdlicher Hingabe und wahrer Wollust kann nur eine Frau in fremden Sachen wühlen.

Allerdings steht auch nicht an allen Grenzübergängen soviel Zeit zur Verfügung wie in Ayutla. Ich wußte, daß diese Route ihrer übergroßen Unannehmlichkeiten wegen von Fremden kaum begangen wird. Müssen Ausländer von Mexiko nach Mittelamerika, so fliegen sie oder nehmen das Schiff. Daß einer über Land reist, kommt kaum vor. Aber auch Einheimische scheinen die Grenze nur höchst selten zu überschreiten. Wir blieben jedenfalls den ganzen Tag über die einzigen. Einen so interessanten Bissen wie uns schienen die Zöllnerinnen noch nie gehabt zu haben. Sie brachten tatsächlich den ganzen Nachmittag damit zu, unser Gepäck zu untersuchen, so daß wir wieder nicht weiterkamen und in Ayutla übernachten mußten.

Wenn ein Devisenschieber oder Juwelenschmuggler angemeldet ist, kann die Kontrolle nicht sorgfältiger sein. Jedes

Stück wurde herausgenommen und sorgfältig untersucht, betrachtet, betastet und wieder betrachtet. Das größte Interesse fanden natürlich Kleider und Wäsche der weiblichen Expeditionsmitglieder. Die beiden freundlichen jungen Mädchen konnten in ausführliche Debatten über einen Büstenhalter von Renate geraten oder einen Schlüpfer meines „Reisekameras“. Anfangs versuchte ich zu protestieren und fragte die beiden, nach was sie denn so eifrig forschten. Ich erhielt zur Antwort, wir kämen aus dem bolschewistischen Mexiko, und sie hätten strengste Weisung, nach verbotener kommunistischer Literatur zu fahnden. Auf meinen bescheidenen Einwurf, die könnte doch unmöglich in Büstenhalter und Schlüpfer eingewirkt sein, erwiderten sie, man könne nie wissen, und begannen, die Nähte abzutasten.

Es hat nie Sinn, sich auf Reisen über etwas zu ärgern. So nahmen wir die Sache von der humorvollen Seite und begannen uns über die beiden zu amüsieren. Langsam wurde die ganze Zollkontrolle zu einer Art Volksfest. Augenscheinlich hatte es sich herumgesprochen, welch interessanten Dinge es zu sehen gab, und so rückte die gesamte Einwohnerschaft von Ayutla an, einschließlich der Garnison.

Letztere war sogar besonders zahlreich vertreten; denn die Kaserne lag gerade gegenüber dem Zollamt. Kaserne ist freilich reichlich viel gesagt, oder vielmehr: die Kaserne war genau so guatemalisch wie das Zollamt. Die Unterkünfte für die Soldaten bestanden gleichfalls nur aus Dächern auf Pfählen. Darunter waren säuberlich und ordentlich die Betten aneinandergereiht, ein jedes tadellos gemacht und mit Moskitonetz versehen.

Ebenso „landesüblich“ waren die Uniformen. Die Soldaten trugen lediglich kurze Hosen und leichte offene Blusen, dazu Sombreros und Sandalen. Trotzdem wirkten sie nicht unordentlich und banditenhaft, sondern ordentlich und militärisch.

Für diese indianischen Soldaten war die Vorführung, die unsere beiden Zöllnerinnen veranstalteten, erst recht ein nie

gesehenes Schauspiel. So konnte man es ihnen nicht einmal verdenken, wenn sie uns in Scharen umstanden.

Wir behielten unsere gute Laune, bis die beiden Zollbeamtinnen ihre weibliche Neugier bis aufs letzte befriedigt hatten und es beim besten Willen nichts mehr zu untersuchen gab. Trotzdem konnte ich mir nicht versagen, eine Bemerkung über diese Art von Zollkontrolle fallen zu lassen, als mich der Präsident von Guatemala später zu einer Unterredung empfing. Ob die beiden allzu eifrigen Beamtinnen daraufhin einen Ruffel erhielten, weiß ich nicht. Aber als wir Guatemala auf der Weiterreise nach Süden verließen, meldete sich an der Grenze der Zolldirektor bei mir und erklärte, er hätte Weisung vom Präsidenten, dafür zu sorgen, daß wir rasch und zuvorkommend abgefertigt würden.

In Ayutla selber war uns freilich nichts übriggeblieben, als uns abzufinden und den Rest des Tages damit zu verbringen, die „Sehenswürdigkeiten“ zu besichtigen. Wenn es auch in den zwei sich kreuzenden Straßen, aus denen Ayutla bestand, nicht viel zu besichtigen gab, so sind die Orte ohne Sehenswürdigkeiten oft genug gerade am interessantesten. Dieses Ayutla erwies sich jedenfalls als ein so völlig unberührtes und abgelegenes Städtchen der guatemalischen Küstenniederung, wie ich es mir nicht besser hätte wünschen können. Rings um den Ort hockten noch auf den Bäumen die Zopilotes, ganz wie in den alten Mayazeiten. Diese großen schwarzen Vögel, von den Mayas Zotlpilotl genannt — Dreckaufleser —, versehen in Mittelamerika seit alters her das Amt des Müllabfuhrunternehmers, ja der Sanitätspolizei. Sie verschlingen jede Art Unrat. Deshalb werden sie geschont und geehrt.

Erst in unsern Tagen hat man herausgefunden, daß die Zopilotes ihr Amt in keiner sehr hygienischen Art und Weise ausüben. Ihre Verdauung ist nämlich derart rasch, daß die von ihnen in Aas und Unrat aufgenommenen Bakterien keineswegs abgetötet werden, so daß sie diese mit ihrem Kot, den sie überall ablegen, lediglich weiterverbreiten.

Deshalb ist man auch bereits darangegangen, die Vögel zu vernichten, die sich unter falschen Vorwänden das Straßenreinigungsamt angemacht haben. Bis nach Ayutla schien diese Erkenntnis allerdings noch nicht vorgedrungen zu sein; denn hier holten sie sich noch derart ungestört und selbstverständlich Abfälle von Straßen und Höfen, daß man ohne weiteres erkannte, wie sehr sie dies als ihr verbrieftes Recht, ja als ihre Pflicht betrachteten.

Auch wir fanden, als wir am nächsten Morgen in aller Frühe Ayutla wieder verließen, „amtliche Bescheinigungen“ ihrer Tätigkeit neben den Zollzetteln auf unsern Gepäckstücken vor.

41.

Das „Pompeji Amerikas“

Antigua

Wie von Kinderhänden am Strand spielerisch aus dem feuchten Sande geformt, ein spitzer Kegel hübsch neben dem andern, so steigt steil und wohlgestaltet die Kordillere aus dem pazifischen Küstenvorland. Auf einer topographischen Karte erscheinen Guatemala und Salvador wie von Pockennarben übersät, derart abgezirkelt grenzen sich die einzelnen Bergkuppen von dem Gebirgsstock ab. Hat man aber das Glück, diese Kette untadelig konischer Gipfel sich über die in weißen Brandungskämmen zerstiebende Bläue des Pazifik und das lichte, blütendurchsetzte Grün des schmalen Küstenstreifens aufbauen zu sehen, so starrt man zuerst ungläubig auf dieses Wunder am Horizont.

So vollkommen erscheinen sie, daß man sie für Luftspiegelungen halten möchte, vergänglichem Spuk, den eine Geisterhand auf den zarten Dunst des Himmels zeichnete. Aber der Spuk bleibt, das Wunder erweist sich als Wirklichkeit.

Ein Bild überirdischer Schönheit und überirdischen Friedens breitet sich vor einem aus, daß man es sich zunächst gar nicht klarmacht, daß jeder dieser berauschend schönen Bergkegel ein Tod und Verderben in sich bergender Vulkan ist.

Es ist sehr seltsam, daß die Vulkane Mexikos von je viel ungefährlicher waren als die Guatemalas. Das Land der Azteken wurde nie auch nur in ähnlichem Maße wie das der Mayas durch Vulkanausbrüche und Erdbeben gefährdet. Trotzdem erscheint die Landschaft des ersteren herb und hart, ja teilweise von unerbittlicher Grausamkeit, während die des letzteren wie ein Blüentraum des Friedens wirkt, wie ein Garten Eden, in dem man den Odem Gottes zu spüren wähnt, über dem noch wie ein beglückendes Lächeln das Wort des letzten Schöpfungstages zu schweben scheint „und siehe da, alles war sehr gut“.

Aber im Grunde ist dies ja gar nicht absonderlich. Auch das Paradies Guatemala unterliegt lediglich den Naturgesetzen von Traum und Tod. Wie unerklärlich wir Menschen es auch finden mögen, wie erbittert wir dagegen anrennen, unerbittlich trägt jeder Schönheitstraum den Keim der Vernichtung in sich. Wie Menschen, die vom Tode gezeichnet sind, oft einen beinahe überirdischen Reiz und Zauber ausströmen, so auch Länder und Völker. Vielleicht liegt hier die Erklärung für das bisher ungelöste Rätsel der dahingegangenen Kunst und Kultur der Mayas.

Die Bewohner Guatemalas, weiße wie rote, haben je und je den Preis für die Schönheit zahlen müssen, die ein gütiger Gott ihnen geschenkt hat. Wie die Tempelstätten des Mayareiches auf geheimnisvolle Weise der Vernichtung anheimfielen, so hat auch das spanische Guatemala bereits die dritte Hauptstadt. Zweimal mußte man sie verlegen, weil Naturgewalten das Menschenwerk zerstörten. Nach der zweiten Katastrophe suchte man lange nach einem erdbebensicheren Platz. Man glaubte ihn auf der Hochfläche gefunden zu haben, auf dem sich das heutige Guatemala Ciudad befindet. Lange Zeit

ging alles gut. Dann setzten unausgesetzt Beben ein, die die Nerven erzittern ließen, bis im Jahre 1918 ein schwerer Stoß folgte, der die Stadt fast völlig vernichtete.

Man hat sie auf der gleichen Stelle wiederaufgebaut. Was sollte man auch tun? Einen besseren Platz als den sorgfältig ausgesuchten schien es nicht zu geben. So ist die letzte Hauptstadt heute eine völlig neue Stadt, der man nichts von Zerstörung ansieht. Jede neu erbaute Hauptstadt erbte den Namen ihrer zerstörten Vorgängerin „Santiago de Guatemala“. Um sie voneinander zu unterscheiden, heißt die letztvergangene Guatemala la Antigua, kurz Antigua, die „Alte“, genannt. Die früheste Hauptstadt führte einstmals den langatmigen stolzen Namen „La Muy Noble y muy Leal Ciudad de Santiago de los Caballeros de Guatemala“ (die überaus vornehme und loyale Stadt Santiago der Ritter von Guatemala). Heute hat man nicht mehr die Zeit, so etwas auszusprechen, nicht einmal mehr in Mittelamerika. So heißt die heutige Hauptstadt kurz Guatemala und die früheste statt des langen Namens „Ciudad Vieja“. Man kann übersetzen: die ganz alte Stadt.

Die Katastrophe, die Ciudad Vieja zerstörte, war die grauenvollste. Die Stadt lag an den Hängen des Vulkans Agua. Die Spanier waren hierher gezogen, als sie die von Alvarado, dem Eroberer Guatemalas, gegründete erste Siedlung gegen die Angriffe der aufständischen Kakchiquelstämme nicht mehr halten konnten.

Alvarado selber weilte zu der Zeit in Spanien, sonst wäre es kaum zu dem Rückzug gekommen. Er, den die Azteken „Tonatiuh“, die „Sonne“, getauft, hatte sich bereits unter Cortez bei der Eroberung Mexikos ausgezeichnet. Danach war er mit 300 Mann Fußvolk und 120 Reitern zur Eroberung des Südens aufgebrochen und hatte ein Heer von 30000 Maya-Quiché in die Flucht geschlagen, das sich ihm entgegengestellt hatte.

Alvarado wurde von den Indianern, Azteken wie Mayas, bewundert ob seiner Schönheit und Kühnheit, gefürchtet wegen

seiner Grausamkeit. So machte er nach seiner Rückkehr auch mit den Aufständischen kurzen Prozeß. In der neuen Hauptstadt aber begann sich eine pomphafte Hofhaltung zu entfalten.

Alvarado hatte sich in Spanien nicht nur als Adelantado (Gouverneur) von Guatemala bestätigen lassen, sondern dort auch um eine Dame von hoher Geburt geworben, die wegen ihrer Schönheit berühmte Donna Beatriz de la Cueva. Mit großem Gefolge von Dienern, Negersklaven und 20 adeligen Hofdamen war sie eingezogen.

Den Adelantado aber hielten weder Würden und Ehren seines Amtes noch die Liebe seiner jungen Frau. Den Sechsfünfzigjährigen trieb sein unruhiges Blut zu neuen Abenteuern. Im Juni des Jahres 1540 zog er aus, die sagenhaften sieben Städte von Cibola aufzufinden und zu erobern. Auf dieser Expedition kam er um.

Die Trauerbotschaft traf Donna Beatriz wie ein Blitz. Sie ließ den Palast schwarz ausschlagen, sie wies den Priestern, die sie trösten wollten, die Tür. Sie verlor sich in leidenschaftlichen Klagen, ja sie schrie zum Himmel, er solle ein Ende machen, nun könne nichts Schlimmeres mehr über sie kommen. Ihre Umgebung begann unruhig zu werden. Man raunte sich zu, daß so hemmungslose Trauer, so leidenschaftliche Anklage die Strafe Gottes herabrufen müsse.

Man hatte der Witwe des Adelantado die Regierungsgewalt übertragen. So herrschte über das blühende schöne Land eine Frau in Trauer, die in tiefstes Schwarz gehüllt ging und nur an Tod und Ende dachte. Wenn sie ein Schriftstück zu unterzeichnen hatte, so schrieb sie darunter „La Sinventura“, die „Unglückliche“.

Unruhe und Unwillen in der Bevölkerung wuchsen. Die Überzeugung wurde allgemein, daß so gotteslästerlicher Kummer den Zorn des Himmels erregen, eine solch maßlose Übersteigerung erlittenen Unglücks nur neues Unheil herbeirufen müsse. Tatsächlich brach es herein, so jäh, so plötzlich wie die Todesnachricht über das junge Liebesglück der Beatriz.

Am 8. September begann es zu regnen. Es regnete den ganzen Tag und die ganze Nacht. Am 9. steigerten sich die Niederschläge zum Wolkenbruch. Ohne Unterlaß strömten die Fluten vom Himmel, den Tag, die Nacht und wieder den Tag. Als am 10. September die Dunkelheit hereingebrochen war, begann die erweichte Erde zu erzittern. Der Berg, an dessen Flanke die Stadt gelehnt war, begann zu erbeben. Über den Kraterrand des Vulkans, der „Agua“ (Wasser) heißt, ergoß sich eine furchtbare Sturzflut. Erde, Bäume und riesige Felsblöcke riß sie mit sich. Das alles ergoß sich über die unglückliche Stadt. Der rauschende Strom brach die Mauern, drückte die Wände ein, spülte die Menschen aus den Betten, das Vieh aus den Ställen.

Die lebensmüde Unglückliche, die das Ende herbeigeseht hatte, flüchtete mit ihren Hofdamen in die Kapelle auf dem Dache ihres Palastes. Die Wasser aber stiegen bis dorthin. Sie drangen in die Kirche und rissen die vor dem Altar Knienden mit sich fort.

Als am folgenden Tage die Flut sich zu verlaufen begann, schwamm auf dem trüben Wasser der Leichnam der schönen Beatriz, mit den Haaren an einen treibenden Baum gefesselt, in dessen Ästen sich ihre langen Flechten verstrickt hatten. Die überlebenden Bewohner der Stadt aber forderten in ihrer Wut, daß der Urheberin des Unglückes das christliche Begräbnis versagt und ihr Körper den Hunden vorgeworfen werden solle. —

Wo die Stadt Alvarados und der Beatriz stand, ist heute ein freundliches Indianerdörfchen. Die weißen Blütendolden der Agaven schimmern über zerfallenem schwärzlichem Mauerwerk. Darüber aber heben sich die klaren Linien des Agua ab. Man kann ihn heute in aller Bequemlichkeit besteigen und ohne jede Gefahr in seinen Krater hinabschauen. Weder Feuer noch Wasser droht auf seinem Grund, und es wird wohl niemand je enträtseln, wie das Unglück entstand.

Ciudad Vieja wurde nicht wiederaufgebaut. Die Kata-



Antigua — das „Pompeji Amerikas“ (S. 233)



... unter den geborstenen Schwibbogen des Karmeliterklosters hocken Marktfrauen
(S. 233)

strophe war zu furchtbar gewesen. Man zog vom Hang des unheimlichen Berges fort in den nahe gelegenen, lieblichen Talkessel. Hier gründete man 1542 die neue Hauptstadt, die heute Antigua heißt, die „Alte“, denn im Jahre 1776 wurde auch sie zerstört und mußte geräumt werden.

In den dazwischenliegenden 234 Jahren aber blühte die Stadt zu einer der schönsten und reichsten Amerikas heran. Unter der Leitung spanischer Künstler errichteten indianische Kunsthandwerker Wunder des Barocks. Auch wer für diesen Stil nichts übrig hat, wem er zu überladen dünkt, kann sich dem Zauber nicht entziehen, den er in seiner spanisch-indianischen Form entwickelte. Vielleicht trägt auch der Himmel dazu bei, die Palmen, das wuchernde Grün, die brennenden, leuchtenden Blüten, daß nirgendwo auf der Erde das Barock solch beschwingte Leichtigkeit und gleichzeitig solch pompöse Pracht entfaltete wie im lateinischen Amerika.

Dieses „Pompeji Amerikas“ ist wenigstens in Trümmern erhalten. Noch steht die Fassade des Palastes der Capitania General, von dem aus ein Gebiet verwaltet wurde, das von Mexiko bis an die Landzunge von Panama reichte. Durch die niedergebroschenen Kuppeln der Kathedrale blickt man in den blauenden Himmel. Verschwunden sind die elfenbeinernen Statuen der Apostel und die mit Schildpatt belegten Säulen. Aber die machtvolle Gewalt des Gotteshauses ist erhalten geblieben. Fast ein halbes Hundert Kirchen besaß die Stadt in ihrer Glanzzeit, als die Einwohnerzahl das zweite Hunderttausend überstieg.

Heute ist Antigua ein kleiner Ort, den man zwischen die Trümmer gebaut hat. In dem Palasthof des einstigen Generalkapitäns parken Ochsenkarren; zwischen den Steinfliesen der Kathedrale sprießen Dahlien und Sonnenblumen; Ziegen weiden in den Trümmern der Altäre; unter den geborstenen Schwibbogen des Karmeliterklosters, die jeden Augenblick einzustürzen drohen, hocken Marktfrauen.

Rings um die Stadt aber breitet sich ein Blütengarten, über

den die untadeligen Kegel der drei Vulkane Agua, Fuego und Acatenango gen Himmel ragen, gleich gerundeten Pyramiden, die ein Riesengeschlecht zu Ehren der Götter getürmt.

42.

Der „König der Indianer und Sohn Gottes“

Guatemala City

Es sind gerade Wahlen. Wahlen ist nicht ganz der richtige Ausdruck, es handelt sich vielmehr um eine Volksabstimmung. Der Präsident Jorge Ubico läßt sich bestätigen, daß er das Vertrauen des Volkes besitzt, und daß es wünscht, ihn weiter an der Regierung zu sehen.

Für diese Abstimmung wird eine lebhaftere Propaganda entfaltet. Überall sieht man Plakate, Werbeinschriften und das Bild des Präsidenten, oft in Lebensgröße hoch zu Roß. Auch die Geschäfte stellen Bildnisse aus, und wo ein besonders eindrucksvolles im Schaufenster steht, staut sich die Menge.

Am Wahltag selbst fahren wir im Auto über Land und sehen uns den Wahlvorgang in verschiedenen Dörfern an. Oft findet er im Freien statt, an einem auf dem Marktplatz aufgestellten Tisch, und wir werden freundlich aufgefordert, unsere Stimme abzugeben. Auf unsere Antwort, daß wir doch Ausländer und Fremde seien, erhalten wir zur Antwort, das machte nichts, deswegen könnten wir ruhig mit wählen.

Und das ist richtig. Auch die fremden Staatsangehörigen wurden ausdrücklich aufgefordert, sich an der Wahl oder an der Vertrauenskundgebung für den Präsidenten zu beteiligen. Die Einwanderung ist in Guatemala genau so gesperrt wie in Mexiko. Ja, wir hatten die größten Schwierigkeiten, nur ein Visum zu vorübergehendem Aufenthalt zu erhalten. Reist man mit der ganzen Familie, so entsteht natürlich gleich der Verdacht, man wolle im Lande bleiben, das aber ist in Guatemala

ebenso unerwünscht wie in der Nachbarrepublik. — Aber wer einmal im Land ansässig ist, gilt als gleichberechtigt, nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. In letzterer ist er im Grunde sogar bevorzugt. Das ausländische Kapital ist eine der Stützen des Diktators Ubico. Darin gleicht er Porfirio Diaz. In einem anderen Punkt unterscheidet er sich jedoch grundsätzlich von dem jahrzehntelangen Beherrscher Mexikos. Während dieser duldete, daß unter seiner Regierung die Indianer verelendeten und nicht zum wenigsten durch das ausländische Kapital ausgesogen wurden, so bilden gerade die Indios den zweiten Pfeiler der Herrschaft des guatemalischen Präsidenten.

Heute am Wahntag sind die Indianer überall in Festkleidung versammelt. Vielfach sind sie vor der Wahlurne in Reihen angetreten, oder sie ziehen in Festzügen mit Fahnen um die Plaza. Wieweit diese Demonstrationen, wie überhaupt die ganze Stimmabgabe, für den Diktator freiwillig sind, wieweit etwa kommandiert, ist für den fremden Besucher natürlich schwer zu sagen. Im allgemeinen sind wir ja geneigt, mit starkem Mißtrauen auf lateinamerikanische Wahlen zu blicken, nicht ganz mit Unrecht. Aber ich habe doch durchaus den Eindruck, daß hier Fremde wie Einheimische mit der Regierung Ubicos zufrieden sind und keine Änderung wünschen.

Warum sollten sie auch? Der Präsident hat dem Land Jahre hindurch Ruhe und Ordnung gesichert und es durch eine schwierige Wirtschaftskrise hindurchgesteuert. Wer nicht mit allem zufrieden ist, braucht nur einen Blick auf das Nachbarland Mexiko zu werfen. Das hat gezeigt, daß es nicht geht, wenn man sich ausschließlich auf die Fremden stützt, aber ebensowenig, wenn man gegen sie Politik macht.

In Guatemala würde das letztere natürlich noch viel weniger möglich sein. Dieses kleine Ländchen ist noch in ganz anderem Maße dem ausländischen Kapital ausgeliefert, in erster Linie natürlich dem amerikanischen. Die Amerikaner kontrollieren den Verkehr. Die Hafenanlagen und Molen sind in Händen amerikanischer Gesellschaften, denen sogar die Regierung

Gebühren zahlen muß. Den gesamten Bananenhandel wie Anbau beherrscht die „United Fruit Company“. In Banken und Zeitungen steckt amerikanisches Geld, selbst in dem Regierungsblatt „Nuestro Diario“. Es gibt keinen Wirtschaftszweig, in dem nicht ausländisches Kapital maßgebend beteiligt ist.

Unter diesen Umständen ist mit schroffen Nationalisierungen und Enteignungen in Guatemala noch weniger zu erreichen als in Mexiko. Im Grund ist natürlich auch die Regierung von Ubico genau so ausschließlich national, ja indianisch, wie die Cardenas', vielleicht sogar noch stärker, nur daß sie wesentlich vorsichtiger vorgeht. Soweit angängig, sucht Ubico die ausländischen Monopole zu brechen. Beispielsweise gilt der mit allen Mitteln geförderte Straßenbau nicht zum wenigsten dem Zweck, Guatemala von den in fremdem Besitz befindlichen Bahnen unabhängig zu machen. Es ist sehr viel erreicht worden in den letzten Jahren. Die guatemalische Teilstrecke der panamerikanischen Autostraße kann als fertig gelten. Ebenso sucht sich die Regierung in den Besitz eigener Hafenanlagen zu setzen. Aber ein Zwergstaat wie Guatemala kann gegenüber den Großmächten natürlich nur sehr langsam und vorsichtig vorgehen.

Das gilt auch von der Hebung der Lage der Indianer. Wie wenig denen mit allzu jähem und allzu radikalem Umsturz gedient ist, hat wiederum Mexiko gezeigt. Nun sind die guatemalischen Indianer sehr viel sanfter und friedfertiger als die mexikanischen. Sie waren dies bereits zur Zeit der Konquista. Zum Teil waren sie Montezuma tributpflichtig, und die Sendlinge von Cortez hatten nichts anderes zu tun, als sie dem spanischen König als dem Nachfolger des Aztekenherrschers huldigen zu lassen. Was Alvarado Widerstand leistete, war die zahlenmäßig schwache Krieger- und Herrenkaste. Die fiel zu einem erheblichen Teil oder wurde niedergemacht, und so ergibt sich die Frage, ob die rote Einwohnerschaft Guatemalas nicht so gut wie ausschließlich aus den Nachkommen der ehemaligen Sklavenschicht besteht, die schon zu Mayazeiten in

demütiger Unterwürfigkeit gehalten wurde. Daß sie trotzdem gefährlich werden kann, zeigte der Indianeraufstand Carreras.

Die Sklaverei bestand in Guatemala gesetzlich bis zum Unabhängigkeitskrieg, praktisch bis in die jüngste Zeit, bis Präsident Ubico durch ein Gesetz der jahrhundertelangen Übung der Schuldverknechtung ein Ende machte. Ob das Vorschußsystem, auf dem diese „Peonage“ beruht, nun auch bis in den letzten Winkel des Landes und bis in die abgelegenste Finka abgeschafft ist, läßt sich natürlich nicht so ohne weiteres sagen. Aber selbst wenn es nicht der Fall sein sollte, hätte man zum mindesten in USA. keinen Grund, sich darüber zu ent-rüsten. In den Baumwollstaaten des Südens gibt es immer noch Schuldknechtschaft.

Das System der „Peonage“ läßt sich ja auch in Ländern, in denen es eingewurzelt ist, gar nicht ohne weiteres beseitigen. Daß es an sich ein Unrecht ist, ist klar, dem Neger wie dem Indianer gegenüber, wie es auch eine Selbstverständlichkeit ist, daß der Indianer nach dem Besitz des Landes strebt, das man ihm genommen hat. Die Rückindianisierung wird sich auch auf wirtschaftlichem Gebiet nicht aufhalten, höchstens verlangsamten lassen. Daß sie nicht überstürzt wird, liegt im Interesse des roten wie des weißen Mannes. Oder sagen wir genauer: man soll sich in erster Linie vor Theorien und Verallgemeinerungen hüten. Dazu liegen die Verhältnisse überall zu verschieden voneinander. Es wird auch nirgends ohne Härten für beide Teile, ohne Unruhe und Gefahr abgehen. Das einzige, was man anstreben kann und muß, ist, einen möglichst gerechten Ausgleich zu schaffen und die Fehler Mexikos zu vermeiden, um nicht von einem Extrem ins andere zu fallen.

Darüber darf man sich jedenfalls durch alle Vorrechte, die der Weiße heute noch südlich des Suchiate genießt, nicht täuschen lassen, daß Guatemala ein Indianerland ist, genau wie Mexiko. Ja, es ist es vielleicht in noch höherem Maß. Nach der Statistik besteht seine Bevölkerung zu 60 v. H. aus Vollblutindianern, zu 30 aus Mestizen und zu je 5 aus Weißen und

Schwarzen. In Guatemala denkt man noch „weiß“. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß nicht wenige reinblütige Indios sich als Mestizen ausgeben und manche Mischlinge als Weiße. Es kann sein, daß die Schätzung, die 80 bis 90 v. H. der guatemalischen Erbmasse der roten Rasse zuschreibt, der Wahrheit sehr viel näher kommt. Auf dem Hochland außerhalb der Städte erlebt man es jedenfalls selber, daß man sich hier unter einer rein indianischen Bevölkerung befindet.

Ebenso wird mir bewußt, daß ich dem Indianerherrscher eines Indianerlandes gegenübersetze, als mich der Präsident zu einer Unterredung empfängt. Zeremonielle Aufmachung wie alle äußeren Umstände sind selbstverständlich rein europäisch, übrigens von sympathischer Einfachheit. Ich weiß auch nicht, wieviel Indianerblut in den Adern Ubicos fließt, allein, seine Hautfarbe ist auffallend dunkel, und seine Gesichtszüge sind indianisch. Er macht auch in der Unterhaltung keinen Hehl daraus, wie sehr ihm das Wohl der Indios am Herzen liegt. Aus allerlei Einzelheiten der Unterhaltung vermag ich zu schließen, daß der Präsident recht gut über die Verhältnisse auf dem Land und auf den einzelnen Finkas unterrichtet ist. Es kommen ja auch Indianerabordnungen aus den entlegensten Gebieten zu ihm in die Hauptstadt.

Ich bringe das Gespräch auf die Indianertruppen, die ich im Lande gesehen habe, und ihre seltsamen Uniformen. Der Präsident erklärt mir, daß er sie nicht nur aus klimatischen Gründen, nicht nur wegen ihrer Bequemlichkeit und Billigkeit eingeführt hat. Nein, ein anderer Grund spielt dabei eine noch größere Rolle: der guatemalische Soldat soll bereits durch seine Uniform daran erinnert werden, daß er als Indianer in einer indianischen Armee dient und gegebenenfalls für seine indianische Heimat kämpft.

Kreolen wie Mestizen haben sich bisher damit begnügt, die Politik zu beherrschen, den Militärdienst überließen sie gern den Indianern. Vielleicht bereuen sie es noch einmal. Vielleicht spielt dieses rein indianische Heer, mit dem bisher

weiße wie mischblütige Präsidenten ihre Herrschaft sicherten, in dem Ringen zwischen weißer und roter Rasse noch einmal eine entscheidende Rolle.

Dieser im Grund Jahrhunderte alte Wettstreit läuft in Mittelamerika ebensowenig geradlinig ab wie in Mexiko, sondern in Wellenlinien. Bisher ist es immer wieder zu Rückschlägen gekommen, wenn ein Indianer die Macht errungen hatte. Auch Guatemala hatte seinen „Juarez“, seinen Vollblutindianer auf dem Präsidentenstuhl. Ja, er hat hier sogar eine noch größere Rolle gespielt. Er ist der eigentliche Begründer Guatemalas, und sein Andenken lebt als Mythe und Legende in den Indianerdörfern weiter.

Dieser Mann war Rafael Carrera, eine der erstaunlichsten Erscheinungen nicht nur der mittelamerikanischen Geschichte. Wie alle Indianer, die eine maßgebende Rolle spielten und an die Macht gelangten, stammt auch er aus einfachen Volksschichten. Seinem Beruf nach war er ursprünglich Schweinehirt. Aber er machte die bemerkenswerteste Karriere, die man sich vorstellen kann; denn bereits mit 25 Jahren war er Präsident von Guatemala.

Als er seine Schweine hütete, regierten in der Hauptstadt Guatemala die „Liberalen“, demokratische Doktrinäre, die von der Idee der Französischen Revolution besessen waren. Nach deren Theorien suchten sie auch die mittelamerikanischen Staaten zu lenken, die Nachfolger des spanischen Generalkapitanats. Gegen sie erhoben sich die Indianer aus dem alten Mayahochland. Ihr Anführer wurde der junge Hirt. Er schlug das Bundesheer der Liberalen, beendete den mittelamerikanischen Staatenbund und begründete den selbständigen Staat Guatemala. Sein Gründer und erster Präsident war also ein Indianer, was man nicht vergessen sollte.

Obgleich Carrera jegliche Schulbildung fehlte und er sein Leben lang nicht einmal lesen und schreiben konnte, hielt er sich über drei Jahrzehnte auf seinem Posten und blieb bis zu seinem Tode der unumstrittene Herrscher des Landes.

Im Gegensatz zu Juarez in Mexiko machte Carrera nicht gegen die Kirche Politik, sondern mit ihr. Er war überhaupt

ein Konservativer, der auch die großen alten „Familien“ nicht antastete. Daß er trotzdem eine indianische Politik trieb und die Interessen der Indianer vertrat, erweist die Liebe und fast göttliche Verehrung, die ihm seine Rassegenossen zollten. „Rey de los indios“ und „Hijo de Dios“ nannten sie ihn, „König der Indianer“ und „Sohn Gottes“.

Als ich das Palais des Präsidenten verlasse, präsentiert der Posten. Ich mustere sein unbewegtes, undurchdringliches Gesicht. Wie wenig wissen wir Weißen trotz jahrhundertlangem Zusammenleben im Grunde von der roten Rasse, muß ich im Weitergehen denken, und welche Überraschungen mögen wir noch erleben!

43.

Das deutsche Haus zwischen den Vulkanen

Amatitlan

Das Haus unsrer Gastfreunde liegt am Steilufer des blauen Amatitlansees. So jäh die Felsen auch abfallen, so bunt überwuchert sind sie von roten, blauen und violetten Blüten. Zwischen der purpurnen Pracht stehen Agaven, deren in stahlscharfe Spitzen auslaufende Blätter sich gleich Lanzenträgern um den königlichen Stengel scharen, den ein goldener Blütenhelm krönt.

Ein Stückchen weiter aber hört dicht am See die Vegetation auf. Ein leichter Dunstschleier liegt über Wasser und Ufer. Hier sind die heißen Quellen. Seine Frühstückseier kann man da hineinhängen, und sie sind im Augenblick gekocht. Längs des Ufers stuft sich die Wasserwärme vom kochenden Dampf zu kühler, klarer Flut ab. Wäscherinnen wie Badende können die ihnen zusagende Wärme nach Gefallen wählen.

Die Deutschen, die am See von Amatitlan ihre Landhäuser, in der Hauptstadt ihre Geschäfte und in den Bergen ihre Finkas haben, sind wohl berechtigt, dieses schöne Land ihre Heimat zu



„Heute am Wahntag sind die Indianer überall in Festkleidung versammelt“ (S. 235)

„Der guatemalische Soldat soll bereits durch seine Uniform daran erinnert werden, daß er als Indianer in einer indianischen Armee dient...“ (S. 238)





Das deutsche Haus
zwischen den Vulkanen
(S. 240)

„Wäscherinnen wie Badende
können die ihnen zusagende Wärme nach Gefallen wählen“ (S. 240)



nennen. Sie haben mitgeholfen, es zu seiner Blüte zu bringen. Diese Blüte beruht auf dem Kaffeeanbau, und unter den ersten Kaffeepflanzern waren zahlreiche Deutsche. Vielfach waren es Kaufleute, die ihr in Mittelamerika verdientes Geld in Pflanzungen anlegten. Es war nur natürlich, daß sie versuchten, ihre Produkte in der alten Heimat abzusetzen. So wurde Deutschland der Hauptabnehmer des mittelamerikanischen Kaffees. Vor dem Weltkrieg nahm Hamburg fast die gesamte guatemalische Ernte auf. Während des Krieges wurde dies natürlich anders, zumal die Alliierten versuchten, die Deutschen auch hier aus ihrem Besitz zu verdrängen. Allein, Mexiko und Salvador blieben neutral, und wenn Guatemala auch wie die übrigen mittelamerikanischen Länder dem amerikanischen Druck nachgeben und Deutschland den Krieg erklären mußte, so haben die hier ansässigen Deutschen nicht viel davon gespürt. Die Regierung weigerte sich hartnäckig, jene deutschen Besitzungen zu beschlagnahmen, deren Eigentümer im Lande geblieben waren. So überstand das Deutschtum die Krise, und nach dem Kriege suchte man, die alten Wirtschaftsverbindungen wieder anzuknüpfen.

Das gleiche gilt von den kulturellen Beziehungen. So klein die deutsche Kolonie zahlenmäßig auch ist, so rege ist ihr geistiges Leben und so groß dementsprechend ihr Einfluß auf das Adoptivvaterland. Es gibt eine deutsche Buchhandlung in der Landeshauptstadt mit einer überraschend reichhaltigen Auswahl neuer und guter deutscher Bücher. Eine deutsche Zeitung erscheint, die, was Nachrichtendienst, Aufmachung und vor allem — gutes Deutsch anbelangt, mancher wesentlich größeren in USA. als Vorbild dienen könnte.

Und dann: die deutsche Schule. Ich glaube, nur wer selber Kinder im Ausland aufgezogen hat, weiß ihre Bedeutung voll zu würdigen. Als unsere Renate mit sechs Jahren in La Paz in die bolivianische Schule kam, sprach sie nach kurzer Zeit mit ihren Puppen wie selbst im Schlaf nur noch spanisch, obgleich wir mit ihr doch nur deutsch sprachen.

Aber die Aufgabe der deutschen Schule in Übersee beschränkt sich nicht nur darauf, den deutschstämmigen Kindern die Muttersprache zu erhalten. Ihre zweite, ebenso wichtige besteht darin, eine Brücke zu der neuen Heimat, dem Gastlande, zu bilden.

Dank des guten Rufs schicken in der Regel ja auch viele Einheimische, und zwar meist aus den angesehensten und einflußreichsten Familien, ihre Kinder in die deutsche Schule. So erhalten sie frühzeitig einen Einblick in deutsches Wesen, und zwischen ihnen und den Deutschblütigen bilden sich Freundschaften, die für das spätere Leben wichtig sind.

Doppelt bedeutsam ist das heute, wo sich auch im lateinischen Amerika das nationale Gefühl gegen die fremden Schulen richtet. Vielfach können sie sich nur mit Mühe gegen die Nationalisierungsbestrebungen halten. Auch in der deutschen Schule von Guatemala muß eine Reihe Fächer auf spanisch gegeben werden, und der Unterricht in amerikanischer Geschichte und Bürgerkunde wird vom Staat sehr sorgfältig überwacht. Aber glücklicherweise sind in Guatemala die Beziehungen zwischen Deutschen und Einheimischen ungetrübt; richtiger müßte man sagen, zwischen deutschblütigen Guatemalen und solchen spanisch-indianischen Blutes.

Die Deutschen in Guatemala haben ja zu einem großen Teil die Staatsangehörigkeit des Landes erworben, in dem sie leben. Viele sind bereits die zweite und dritte Generation im Lande. Auch die Kinder unseres Gastfreundes sind dritte Generation. Trotzdem sprechen sie nicht schlechter Deutsch als wir und sind ebenso gute Deutsche. Wie eng gerade das guatemalische Deutschtum mit der alten Heimat verbunden blieb, erhellt allein daraus, daß man hier viel früher als anderswo den nationalsozialistischen Ideen Verständnis entgegenbrachte. Unter den in Guatemala geborenen Deutschen sind viele, die Hitler bereits in leidenschaftlicher Verehrung anhingen, lange bevor er an die Macht gelangte.

Kommt man aus den Vereinigten Staaten und Mexiko, wo

man sich ständig gegen Angriffe und Verdächtigungen des neuen Deutschlands wehren muß, nach Guatemala, so atmet man beglückt auf und fühlt sich fast wie zu Hause. Dank des frühzeitigen, energischen und doch taktvollen Einsatzes der dortigen Deutschen und Deutschblütigen bringt man hier dem Hakenkreuz ein ganz anderes Verständnis entgegen als in den meisten andern Ländern.

Allerdings haben die Deutschen in Guatemala, im Gegensatz zu denen mancher anderer lateinamerikanischer Republiken, sich nicht damit begnügt, in dem Land, das ihnen zur zweiten Heimat wurde, eine wirtschaftliche Rolle zu spielen. Sie haben sich auch für seine innerpolitischen Verhältnisse interessiert und versucht, auf sie Einfluß zu nehmen. In der Geschichte und Politik Guatemalas tauchen immer wieder deutsche Namen auf. Gemessen an den zwei Millionen spanisch-indianischen Einwohnern ist es zwar nur eine Handvoll guatemalischer Deutscher. Aber wenn irgendwo das Wort gilt: man soll die Namen wägen und nicht zählen, so in Mittelamerika. —

Am Nachmittag rudern wir im Boot zum jenseitigen Ufer hinüber, das noch jungfräulicher Urwald deckt, um die Amates zu sehen. Das sind die Bäume, nach denen Dorf und See ihren Namen tragen; denn Amatitlan heißt „Der Ort, wo die Amates stehen“.

Drüben recken sich die Felsen noch steiler. An einer Stelle gleichen sie Säulen oder Orgelpfeifen. „Organos“, Orgeln, heißen denn auch die Basaltfelsen hier. Man sagt, daß sie im Winde tönen und die Worte wiedergeben, die an bestimmter Stelle im See gesprochen werden. Aber als wir heranrudern, ist der See wie ein Spiegel, und stumm und starr heben sich die schwarzen Säulen aus unlotbar dunkler Tiefe.

Rechts und links ist die „Orgel“ eingefaßt von undurchdringlichem Urwalddickicht. Um seine alten Stämme schlingen sich die Amates. Sie sind Würger. Als leichte Schlingpflanzen ranken sie an den Urwaldriesen hoch, die unstürzbar scheinen. Aber die Amates wachsen und wachsen. Sie zehren am Mark

derer, die ihnen zur Stütze wurden, die ihnen verhalfen, sich zum Licht emporzuranken. Sie schnüren sie ein, sie nehmen ihnen den Atem. Aus Würgepflanzen werden Würgebäume. Schließlich stirbt der ursprüngliche Stamm ab, und an seiner Stelle erhebt sich die Amate. —

Wir rudern zurück. Der Abend sinkt. Basalte und Amates verdämmern. Von dem tiefblauen Nachthimmel erhebt sich der untadelige Kegel des Vulkans; so nah wirkt er und so lockend. „Ich weiß, es ist reichlich spät im Jahr für eine Besteigung“, wende ich mich an unsere Gastherrin, „aber es ist schwer, dies Land zu verlassen, ohne vorher nicht wenigstens dem Agua und dem Fuego einen Besuch abgestattet zu haben.“

Die Frau im Boot blickt auf und meint nachdenklich: „Sie sollten es trotzdem nicht tun, wenigstens nicht, ohne vorher Pablo gefragt zu haben.“

„Wer ist Pablo?“

„Ein alter Indio auf unserer Finka. Der weiß mit Vulkanen Bescheid.“

„Sie fragen also erst einen Ihrer indianischen Arbeiter, ob Sie einen Ausflug machen dürfen“, sage ich lachend.

„Lachen Sie nicht“, ist die ernste Antwort. „Ich dachte, Sie hätten lange genug unter Indianern gelebt, um zu wissen, daß diese von so manchen Dingen mehr verstehen als wir.“

„Doch, doch!“ wehre ich ab. „Erst neulich habe ich diese Erfahrung wieder gemacht. Wir wären nicht zu spät zu Ihnen zum Essen gekommen, hätten wir auf die Indios gehört. Ich wollte von Solola am Atitlansee entlang über Santa Catalina nach Chimaltenango. Die Indios erklärten, wir kämen nicht mehr über den Fluß; er sei bereits zu hoch. Ich versuchte es trotzdem — ich bilde mir ein, Sachverständiger in Überquerung von Wasserläufen zu sein.“

„Und?“

„Ja, und wir blieben natürlich stecken. Um ein Haar wäre es überhaupt böß abgelaufen. Das ganze Dorf hatte zu tun, unsern Wagen mit Stricken wieder herauszuziehen.“

Die deutsche Frau, die in diesem Land der Vulkane geboren wurde, nimmt die Hände von den Rudern und läßt das Boot treiben: „Ich will Ihnen etwas erzählen, wovon ich nur sehr selten und sehr ungern spreche. Es ist zu traurig und zu unheimlich und klingt zu — unglaubwürdig.

Sie wissen, unsere Kaffeefinka liegt unweit eines Vulkans. Ein Teil gerade unserer besten Cafetales zieht sich unmittelbar an seinen Hängen entlang. Eines Tages nun weigerten sich unsere Arbeiter plötzlich, dort nach den Pflanzen zu sehen.

Die Götter verböten es, behaupteten sie. Und, als wir sie drängten, der Vulkan würde sie strafen, wenn sie es trotzdem täten.

Es war zu albern. Der Vulkan war nie so ruhig gewesen. Wir hatten nicht das geringste Beben gespürt. Aber Sie wissen ja, wenn die Indios einmal so sind, ist nichts mit ihnen anzufangen.

Aber wir konnten doch unsere Cafetales nicht einfach im Stich und verkommen lassen, bloß wegen des albernen Aberglaubens der Indianer. So beschlossen meine beiden ältesten Brüder — mein Vater war damals gerade nicht auf der Pflanzung —, den Indianern zu beweisen, daß ihre Furcht und Angst unberechtigt sei. Sie wollten mit dem Administrator an die angeblich verbotene Stelle reiten. Nach langen Bemühungen, durch Versprechungen und Drohungen gelang es endlich, drei Indios zu bewegen, als Pferdehalter mitzugehen. Sie befahlen ihre Seele Gott und allen Heiligen, ehe sie aufbrachen, und erklärten, sie hofften, die Götter würden ihren Frevel nicht strafen.

Am Abend kamen sie aschgrau und angstschlotternd allein zurück. Alles war gut gegangen, bis die Expedition in einer Schlucht am Ende des letzten Cafetales angelangt war. Die Indios hatten nach ihren Berichten die Weißen beschworen, die Götter nicht weiter zu versuchen und hier wenigstens haltzumachen.

Meine Brüder aber dachten wohl, sie ein für allemal von ihrem Aberglauben heilen zu können. Da aber die Indios um keinen Preis zu bewegen waren, weiter mitzugehen, stiegen sie ab, gaben ihnen die Pferde zum Halten und gingen allein weiter. Kaum waren sie in der Schlucht, als sich eine Felswand löste und alle drei unter sich begrub.“ —

Schweigend greifen wir wieder zu den Rudern und lenken das Boot auf das freundlich blinkende Licht zu, das uns den Weg zurückweist, zu dem deutschen Haus im indianischen Land.

44.

Der Mayaschatz in der Pfarre von Chichicastenango

St. Thomas Chichicastenango

Es dämmerte noch, als wir von Guatemala City losfuhren. Alle waren wir todmüde und hundeehend. Ich hatte gestern vor der deutschen Kolonie einen Vortrag gehalten, und es war reichlich spät geworden. Aber daran lag es natürlich nicht. Wir hatten vielmehr trotz aller Vorsicht in Mexiko die Darminfektion erwischt, die dort gerade überhandnahm. Die Ärzte wußten selbst noch nicht genau, was es eigentlich war, allein, ob man schließlich Ruhr, Dysenterie oder was sonst dazu sagte, änderte nichts an der peinlichen Lage, in die man immer von neuem kam. Es war gestern keine Kleinigkeit für mich gewesen, den Vortrag ohne Unterbrechung durchzuhalten. Im Verlauf der Nacht hatte ich es dann freilich nachgeholt, und da mein Reisekamerad und die Kinder ebenso krank waren, schleppten wir uns nur mühsam zum Auto. Allein, wir wollten die Taufe in Chichicastenango auf keinen Fall versäumen, und so fuhren wir los.

Chichicastenango liegt im Quichéhochland, auf dem sich

das letzte Mayareich bis zum Einbruch der Spanier erhalten hatte. Alvarado, der Unterbefehlshaber von Cortez, zerstörte die Burgen und Städte der Mayas und verbrannte ihre Führer. Mit einer erschreckenden Sachlichkeit berichtet er Cortez über die Zerstörung durch Feuer und Schwert: „Da ich wußte, welch schlechte Gesinnung sie dem Dienste unter Seiner Majestät entgegenbringen, verbrannte ich sie und ließ auch die Stadt verbrennen und zerstören; denn es ist ein sehr starker und gefährlicher Ort.“

Diese Stadt war Ututlan, die Residenz der Mayakönige. Heute sind kaum noch die Grundmauern der einstigen Paläste und Tempel erhalten. Aber die Mayas leben noch, auf ihren Bergen, in ihren Hütten und Dörfern. Von ihrer einstigen glanzvollen Kultur ist freilich nichts mehr übrig. Die ging zugrunde, als die Spanier ihre Fürsten, Edelleute und Priester auf Holzstößen verbrannten. Die Mayas von heute sind arme Fellachen und Kleinbauern, gehorsame Untertanen der Regierung von Guatemala und fromme Christen. Am heutigen Sonntag strömen sie aus der ganzen Umgebung in dem kleinen Landstädtchen Chichicastenango zusammen, um ihre Kinder taufen zu lassen. Diese Indianertaufe ist ein hohes Fest, verbunden mit großem Markt. Da die Taufe überdies von einem aus Deutschland stammenden katholischen Priester abgehalten wird, war es schon der Mühe wert, auf das 3000 Meter hohe Plateau hinaufzufahren, auch wenn wir den Wagen noch so oft anhalten mußten, und das nicht nur der Aussicht wegen.

Die war freilich hinreißend. Guatemala ist ein wunderbar schönes Land. Vielleicht das Schönste ist der Weg von der Hauptstadt ins Mayahochland, entlang der Kette der Vulkane, vorbei an dem märchenhaften Atitlansee. Als die Dämmerung wich, traten die vollkommen spitzen Kegel des Agua und des Fuego — des „Wassers“ und des „Feuers“ — aus Dunstwolken, die sich wie duftige weiße Spitzenschleier um sie legten. Um den Fuß der feuerspeienden Berge aber, die augenblicklich freilich ganz friedlich sind, wucherte an den Ufern fast

schmerzhaft blauer Seen die grünende Überfülle tropischen Pflanzenwuchses.

Doch wir hatten leider nicht viel Zeit. Der Pater hatte uns freilich sagen lassen, er würde mit dem Taufen bis zu unserer Ankunft warten, aber allzulange konnten wir ihn mit seinen Täuflingen doch nicht hinhalten. So suchten wir durch doppelt schnelles Fahren die entstehenden Zeitverluste wieder einzuholen, obgleich das scharfe Herumreißen des Wagens um die steilen Kurven der Bergstraße unserem kranken „verehrungsvollen Innern“, wie der Japaner sagt, nicht gerade wohlthat.

Aber wir vergaßen alles und fühlten uns gesund, gewissermaßen zwangsläufig gesund, als wir durch die engen weißen Straßen auf den Marktplatz von Chichicastenango gelangten. Im ersten Augenblick hätte man glauben mögen, vor einer Frühlingswiese zu stehen, so bunt, so leuchtend waren die Farben, in die die Menge gekleidet war.

Man sah nur Indianer, und sie alle trugen die Tracht ihrer Dörfer. Ein jedes Dorf im Mayahochland hat ja seine bestimmte Gewandung. Die ursprüngliche Bekleidung, die bei den Männern aus einem Lendenschurz, den Frauen aus einem Hüfttuch bestand, ist freilich entsprechend den spanisch-katholischen Moralbegriffen ein wenig ergänzt worden. Sie ist heute ein merkwürdiges Gemisch spanisch-morgenländisch-indianischer Stilformen. Die alte Farbenfreudigkeit aber ist geblieben, wie auch die Sitte, daß ein jedes Dorf seine Tücher nach besonderem Muster webt und mit bestimmten Farben färbt, eben denen, für die man die Rohstoffe in der Nähe des Dorfes findet.

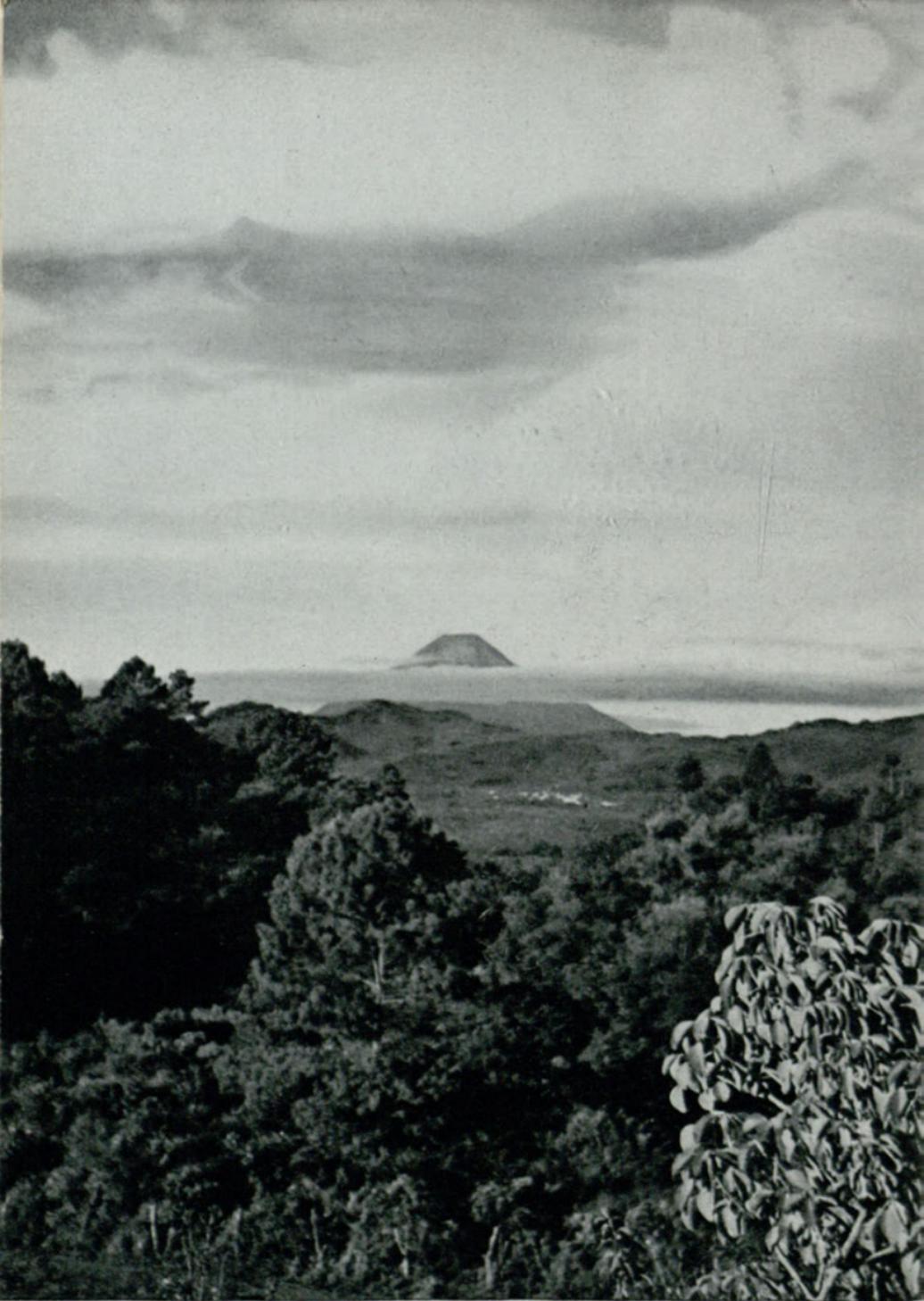
Die Männer tragen Kniehosen und über dem Hemd häufig noch kurze Jäckchen, auf dem Kopf spitze Stroh Hüte oder eine merkwürdige Mischung von Turban und Zipfelmütze. Die Frauen haben Tücher um die Hüften geschlagen, die gleichfalls die Beine bis zum Knie nackt lassen. Um Brust und Schultern tragen sie das buntbestickte Huipil und um die Lenden rote, blaue oder orangefarbene Schals. Auch die

Pablo und Danelo, die indianischen Hausdiener, wissen mit Vulkanen Bescheid (S. 244)



„Um ein Haar wäre es böß abgelaufen“ (S. 244)





Die todbringenden Vulkane liegen in einem Garten Eden, über dem noch der beglückende Odem Gottes zu schweben scheint

Männer tragen Schärpen, alles bunt, farbig, leuchtend, gestreift, gestickt und geschmückt. Manche Frauen hatten wahre Lasten von Silberglasperlen um den Hals hängen.

Diese Menschenmasse hockte und lagerte mit ihren Waren, oder drängte und schob sich dazwischen, vor einem hohen, grellweißen Kirchenportal, das mit seinen Säulen und den drei frei schwebenden Glocken vor dem leuchtend blauen Himmel fast wie eine Theaterkulisse wirkte. Das seltsamste war jedoch, daß die Kirchenfassade bald stärker, bald schwächer von Rauchwolken verhüllt war, die vom Fuß der zum Kirchenportal hinaufführenden breiten Freitreppe aufstiegen.

Dort schien sich ein ständig von Menschen umlagerter Altar zu befinden, und als wir uns durch die Menge hindurchgedrängt hatten, sahen wir mit maßloser Verblüffung, daß unmittelbar vor der christlich-katholischen Kirche ein Brand- und Opferaltar stand. Zwei „Brujos“, zwei Zauberer, bedienten ihn und nahmen die Opfer der Kirchgänger entgegen, von denen nicht einer versäumte, sein Opfer in die Flammen zu werfen, ehe er wiederholt niederkniend und sich bekreuzigend die Treppe hinanstieg. Vor dem Portal stauten sich die frommen Beter, von denen eine ganze Anzahl Stückchen brennenden Kopalharzes in Händen hielten, wie es schon ihre Ahnen vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden den Göttern geopfert hatten.

Durch eine Seitenpforte ließ uns der Pater in die Kirche, und wir hielten uns unauffällig an der Wand; denn wir Weißen werden von den Indios nicht gerade übermäßig freundlich angesehen, insbesondere, wenn wir allzu offen unsere Kamera gebrauchen. Ich hatte eine lichtstarke Kontax mit und hätte auch in der Kirche die wunderbarsten Aufnahmen machen können. Aber leider ging es nicht. Der Pater hatte mich besonders gebeten, in der Kirche nicht zu knipsen. Anstandshalber mußte ich also die Kamera in der Tasche lassen. Schade, es hätte sich so unauffällig machen lassen. Die Indios waren so in Gebet und Opfer versunken, daß sie uns Fremde überhaupt nicht mehr zu bemerken schienen.

Das Bild, das sich uns bot, war von berückender, seltsamer Fremdartigkeit. Altäre, Wände und Heiligenbilder glichen zwar denen einer südländischen Kirche, wenn auch die Bilder wenig Europäisches an sich hatten, allein, der Kult, den die Indianer trieben, hatte mit dem christlichen kaum noch etwas gemein.

Die Indianer betraten familienweise die Kirche. Erst gingen sie zu den Heiligen an den Wänden, deren Füße sie mit ihrem Kopalharz und Kerzen berührten. Dann knieten sie auf dem Boden nieder, der dicht mit Fichtennadeln bestreut war, so daß er wie ein grüner Waldteppich wirkte. In diesen grünen Waldboden schnitten die Indianer Muster, indem sie die Nadeln zurückfegten und den frei werdenden Steinfußboden in Kreisen und Ovalen mit Kerzen besteckten. Auf diesen Privataltären opferten sie ihr Kopal. Die ganze Familie kniet darumherum, selbst die kleinsten Kinder, nur der Mann als Familienoberhaupt aber betet. Die Frau darf in Gegenwart des Mannes nicht beten; er besorgt das für sie mit.

Gegenüber diesen mystisch erscheinenden Bräuchen wirkte die Taufe fast nüchtern. Während Opfer und Gebet der Indianer im Kirchenschiff ungestört ihren Fortgang nahmen, versammelte der Pfarrer die Mütter mit ihren Säuglingen in einer Ecke, stellte sie in einer Reihe auf und taufte sie etwas summarisch, indem er, Wasser mit dem Wedel spritzend, von einem zum andern schritt und dabei die lateinische Taufformel sprach, die den Indianern gegenüber, die zum großen Teil nicht einmal Spanisch verstanden, doppelt fremdartig wirkte.

Aber die Taufe ist wichtig; sie ist genau so unerläßlich wie der Besuch des alten Götzen oben auf dem Hügel, zu dem jeder Maya pilgert, nachdem er in der Kirche gebetet und geopfert hat. Die Taufe ist aber nicht minder wichtig für den Pfarrer; denn von den Taufgeldern erhält er die Kirche, bestreitet er seinen Lebensunterhalt und bezahlt seine Meßbuben und Kirchendiener.

„Früher“, erzählt uns der Pfarrer, als wir abends in seinem

Studierzimmer sitzen, dessen Boden gleichfalls mit Tannengrün ausgelegt ist, „früher, als ich noch trauen konnte, da ging es mir gut; denn für eine Trauung zahlen die Indios ganz anders als für eine Taufe. Allein, heute kann ich es nicht mehr wagen, heimlich zu trauen. Die Regierung sieht zu streng darauf, daß das Verbot der kirchlichen Eheschließung eingehalten wird. Dabei muß ich von den Taufgeldern noch einen großen Teil an meine kirchlichen Vorgesetzten abliefern, die mir überdies in meine Gemeindeangelegenheiten hineinreden wollen. Kürzlich ließ mir der Bischof sagen, ich solle die Brandopfer nicht mehr dulden. Sie seien heidnisch. Natürlich sind sie heidnisch. Allein, verböte ich sie, kein Indianer käme mir mehr in die Kirche. Die alten Götter sind noch zu mächtig in ihnen!“

Ich mußte an die Worte denken, die mir der Bischof der Arktis im eisigen Norden gesagt hatte: „Natürlich weiß ich, daß die von uns bekehrten und getauften Eskimos mehr Heiden als Christen sind. Vielleicht können wir sie in einigen Jahrhunderten zum wahren Christentum hinführen.“

Ja, in dieser Hinsicht besteht kaum ein Unterschied zwischen Pol und Panama, nur daß es bei den paar Eskimos vom politischen Standpunkt aus gleichgültig ist, ob und mit welchen Mitteln sie in der weißen Denkweise gehalten werden und die geistige und seelische Überlegenheit der Weißen anerkennen. Hier unten in Mittelamerika aber sind wir in einem fast rein roten Land. Mit Schwert und Kreuz haben die Europäer es erobert. Heute ist das Schwert den Ureinwohnern ausgeliefert. Die Armee Guatemalas besteht ebenso wie die Mexikos überwiegend aus Indianern. Das Kreuz aber hat viel von seiner einstigen Allmacht verloren. Heute werden Menschen, die an ihm zu zweifeln wagen, nicht mehr lebendig verbrannt, sondern man paktiert mit ihnen.

„Ich bat den Bischof um sofortige Abberufung“, unterbricht der Pater meine Gedanken, „als er mir zumutete, die ‚heidnischen Gebräuche‘ in Chichicastenango abzuschaffen. Aber

er wehrte erschrocken ab. Ich sollte um Gottes willen hierbleiben!“

Der deutsche Pfarrer von Chichicastenango lebt, ich weiß nicht seit wieviel Jahren und Jahrzehnten unter den Mayas — er spricht ihre Sprache, er kennt ihre Sitten, er liebt ihre untergegangene großartige Kultur. Er ist einer der Ihren, dem sie unbedingt vertrauen. Das wurde klar, als der Pfarrer uns in später Stunde seinen Gold- und Jadeschatz zeigte, Gold- und Jadeschmeide der alten Mayas, den seine Pfarrkinder ihm im Verlauf der Jahre gebracht haben, aus Verstecken, nach denen die Spanier erbittert gesucht haben, die sorgsam gehütet wurden und deren Kenntnis sich vom Vater auf den Sohn vererbte.

Die Indianer auf dem Quichéhochland sind hundearm, der Pfarrer ist nicht viel reicher. Die Götzen aber, die Jadeketten und goldenen Brustplatten, die die Schränke des deutschen Pfarrers der Mayas bergen, stellen ein Vermögen dar. Allein, kein Indianer würde sich an ihm vergreifen, noch der Pfarrer sie hergeben. Der Schatz, für den das Carnegie-Institut Hunderttausende von Dollar bieten würde, und ich glaube bereits geboten hat, liegt sicher und wohlverwahrt in der armeligen unbewachten Pfarre von Chichicastenango.

45.

Brücke und Barre zwischen zwei Kontinenten und zwei Ozeanen

San José

Ich glaube, es gibt wenige Gebiete, von denen der Durchschnittseuropäer eine so unklare Vorstellung besitzt, wie Mittelamerika. Selbst wenn er von seiner Schulzeit her die Namen der einzelnen mittelamerikanischen Republiken vielleicht sogar mit den dazugehörigen Hauptstädten im Gedächtnis behalten haben sollte, so nützt ihm das doch wenig. Da-

durch weiß er immer noch nicht, wieso und weshalb Guatemala, Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica ausgeprägte staatliche und volkliche Begriffe sind, und warum all diese Länder, die doch geographisch zusammenzugehören scheinen, sich nicht zu einer staatlichen Einheit zusammenschließen.

Ich glaube, die Schuld liegt zunächst daran, daß der Begriff Mittelamerika weder eindeutig abgegrenzt noch in seiner Besonderheit klar genug herausgearbeitet ist. Er wird überdeckt durch die umfassendere Idee Lateinamerika und geht scheinbar ohne Unterschied in Mexiko über. Gehört dieses auch zu Mittelamerika, oder ist es ein Gebiet von besonderem, eindeutigen Charakter? Das sind alles Fragen, mit denen sich der Europäer im allgemeinen nicht beschäftigt. Begreiflicherweise; es gibt näherliegende für ihn, und diese Zwergrepubliken zwischen Nord- und Südamerika erscheinen weltpolitisch wie weltwirtschaftlich als viel zu unwichtig, um sich näher mit ihnen zu beschäftigen, zumal sie uns wegen ihrer ewigen Revolutionen im allgemeinen als bessere Operettenstaaten erscheinen.

Allein, ein einziger Blick auf den Globus zeigt doch die einzigartige strategische Schlüsselstellung dieses Kreuzungspunktes der panamerikanischen Nordsüdverbindung mit der interozeanischen von Atlantik und Pazifik. Er ist gleichzeitig Brücke wie Barre zwischen zwei Kontinenten, zwischen zwei Ozeanen. Wir werden uns der einzigartigen weltpolitischen Gunst der Lage Mittelamerikas zuwenig bewußt, weil sich hier kein Machtzentrum der Erde entwickelt hat, wie man unter solchen Umständen hätte erwarten sollen. Aber was wissen wir denn von der Geschichte Amerikas? Welch lächerlich kurzen Zeitraum kennen wir von ihr? Welche Rätsel gibt uns die vorkolumbianische Zeit auf? Immerhin ist eins sicher, daß über die Brücke ungezählte Völker zogen und daß diese Barre jahrtausendlang zwei Welten schied, bis man sie endlich zu umschiffen und schließlich zu durchstoßen lernte.

Was diese Brücke und Barre zwischen den zwei Konti-

zenten und den zwei Meeren in der Vergangenheit bedeutete, können wir nur ahnen. Was sie einmal in der Zukunft sein wird, können wir uns einigermaßen vergegenwärtigen, wenn wir uns über die Lage und Beschaffenheit Mittelamerikas klarwerden.

Dafür ist freilich nötig, daß man endlich den Begriff Amerika eindeutig festlegt. Im Zeitalter der Entdeckungen sprach man sehr viel richtiger von den Americas. Es sind ihrer tatsächlich zwei. Heute hat das Wort Amerika eine dreifache Bedeutung. Wir verstehen darunter den Doppelkontinent, Nordamerika und schließlich die Vereinigten Staaten allein. Die Begriffe werden nicht klarer, wenn wir von dem angelsächsischen und dem lateinischen Amerika reden.

Geographisch scheidet sich die Neue Welt in zwei klar und eindeutig voneinander getrennte Welten. Der Isthmus von Panama macht Nord- und Südamerika ebensowenig zu einem Kontinent wie etwa die Landenge von Suez Asien und Afrika miteinander verschmilzt. Es ist ganz klar, daß über eine solche Brücke immer wieder Reiche von dem einen Erdteil nach dem andern hinübergreifen, aber trotzdem zeigte sich bei Suez wie bei Panama die Wirkung als Barre immer wieder mindestens gleich stark.

Ein Unterschied besteht freilich zwischen den Landbrücken der Alten und der Neuen Welt. Asien und Afrika sind unmittelbar aneinandergerückt. Hier ist höchstens die Sinai-Halbinsel als schmales Zwischenstück eingeschaltet. Die beiden Amerika aber sind durch ein ebenso langes wie schwer überschreitbares Mittelstück voneinander getrennt.

Dieses Gebiet ist gegen die beiden amerikanischen Kontinente klar und eindeutig abgetrennt. Von Nordamerika schnürt es die Landenge von Tehuantepec ab, von Südamerika die von Panama. Bis zu der ersten reichten alle die Indianerreiche, die hintereinander auf der mexikanischen Mesa Central entstanden. Was jenseits von ihr lag, war Vorland, waren bestenfalls tributpflichtige Vasallen. Die Macht der letzten Azteken-

herrscher reichte zwar bis in das nördliche Mittelamerika hinein, aber es blieb Außenprovinz, nicht anders als etwa Tibet und Turkestan gegenüber China. Ebenso schob sich das Inka-reich, wie sein noch mächtigerer Vorläufer Tihuanaco, niemals über die Landenge von Panama vor.

Zwischen den beiden Landengen bildeten sich eigene Reiche, eigene Kulturen, die der Mayas, der Chorotegen und anderer Stämme, von denen wir so gut wie nichts wissen. Die Unzugänglichkeit Mittelamerikas verhinderte freilich, daß sich eine dieser Kulturen je über das ganze Gebiet ausdehnte. Noch heute ist Mittelamerika überaus verkehrsarm. Noch heute gibt es hier weder eine durchlaufende Eisenbahn noch eine Autostraße als Längsverbindung. Noch heute ist, vom Flugzeug abgesehen, der Seeweg längs der atlantischen oder der pazifischen Küste die schnellste Verbindung zwischen den einzelnen mittelamerikanischen Staaten. Dies ist der Grund, warum die geographische Einheit nicht zur politischen wurde.

In der spanischen Zeit bildete das Land zwischen den beiden Engen eine Verwaltungseinheit, die Capitanía General de Goathemala. Die Spanier hatten ein instinktives Verständnis für Geopolitik. Sie waren, von den Inseln abgesehen, als erstes auf Mittelamerika gestoßen. Bereits im Jahre 1502 war Kolumbus an der Küste des heutigen Panama gelandet und hatte hier einen Stützpunkt angelegt, den er Nombre de Dios nannte. Von hier stießen Entdeckung wie Eroberung nach Norden wie nach Süden vor, nach Mexiko und nach Peru. Es schien naheliegend, hier Verwaltungszentrum und Regierungssitz des hispanischen Kolonialreiches anzulegen. Aber die Spanier erkannten klar die geopolitischen Gegebenheiten. So schufen sie zwei Zentren, zwei Vizekönigreiche: Neuspanien im Norden, das bis Tehuantepec reichte, und Peru im Süden. Daß zu diesem die Landenge von Panama gehörte, war nur logisch; denn Peru war ja ein pazifisches Reich und nur zugänglich über Panama, das zu spanischer Zeit ein bedeutender Umschlagplatz war.

Zwischen die beiden Vizekönigreiche schob sich das verhältnismäßig unbedeutende Generalkapitanat, das ein bescheidenes Eigenleben führte. Aus dieser Verwaltungsgliederung ergab sich nach der Revolution die staatliche Struktur der neugegründeten Republiken. Peru wie Neuspanien waren mit der Erklärung der Unabhängigkeit vorangegangen. So fiel Mittelamerika die Freiheit ohne Kampf und Anstrengung zu. Es war der königliche Gouverneur selber, der in die Hauptstadt Guatemala eine Versammlung der maßgebenden Persönlichkeiten berief, denen er die Erklärung der Unabhängigkeit nahelegte.

Soweit wäre alles denkbar einfach gewesen, wenn die so plötzlich zur Führung berufenen Männer sich nur über den Charakter des neubegründeten mittelamerikanischen Staates hätten klarwerden können. Die meisten wollten die Unabhängigkeit gar nicht. So beschloß die Mehrheit der Versammlung, sich dem von Iturbide soeben mit einem Staatsstreich neugegründeten mexikanischen Kaiserreich anzuschließen. Aber während man mit dessen Gesandten noch über die Modalitäten des Anschlusses verhandelte, und während sich in der Provinz Salvador heftiger Widerstand dagegen erhob, war Iturbide bereits wieder gestürzt.

So war die Gelegenheit verpaßt, ein mächtiges spanisch-amerikanisches Reich zu gründen, das vom Mississippi bis nach Panama gereicht hätte. Aber es ist kein Zufall, daß es zerfiel, ehe es noch gegründet war. Es fehlten alle Vorbedingungen dafür, wie sie auch heute noch dafür fehlen, selbst nur für ein einheitliches Mittelamerika.

Die eine Schwierigkeit für das Bestehen eines mittelamerikanischen Staates, die schlechten Verkehrsmöglichkeiten, vermindern sich freilich von Jahr zu Jahr. Auch hier rückt das Flugzeug auf Stunden zusammen, was früher durch Wochen voneinander getrennt war. Aber auch die Landverbindungen werden besser und besser. Die Bahnnetze der einzelnen Republiken dehnen sich aus und werden einander schließ-



Brennendes Kopalharz in
den Händen, in Gebet und
Opfer versunken (S. 249)



Vor dem Kirchenportal in Chichicastenango (S. 249)

lich treffen. Das gleiche gilt von den Straßen. Ihr Ausbau hat durch die Idee der panamerikanischen Autobahn und des durch sie erhofften touristischen Dollarstromes einen mächtigen Antrieb erhalten. Trotz aller ungeheuren Geländeschwierigkeiten wird man einmal die ganze lange Strecke von New York oder Chikago nach Panama im Auto fahren können.

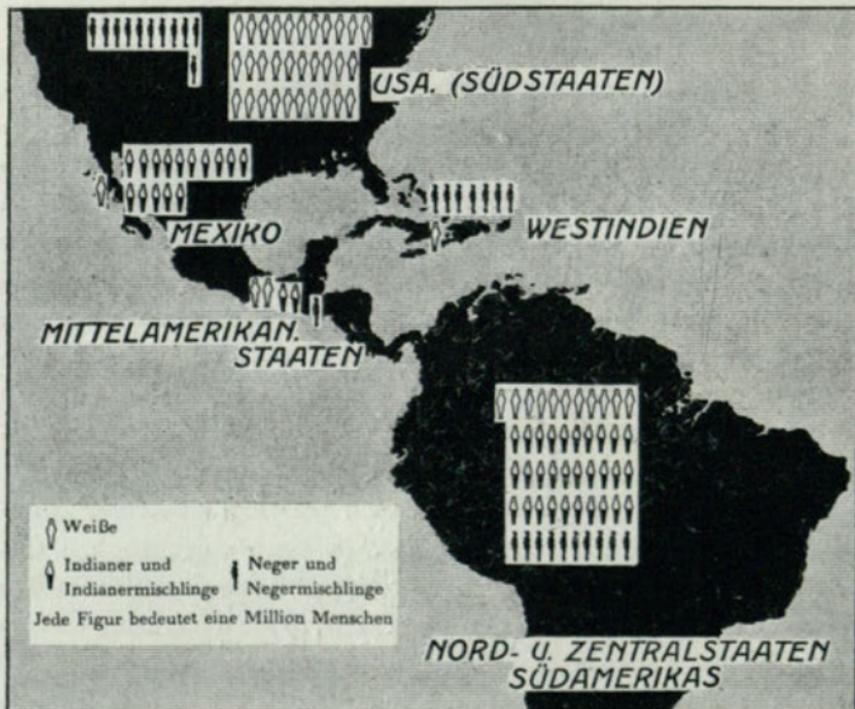
Aber während sich diese Schwierigkeit dauernd vermindert, wächst eine andere unausgesetzt, die Rassenfrage. Sie war bereits vor einem Jahrhundert schuld daran, daß der junge mittelamerikanische Staat zerfiel. Die Vollblutindios in seinem Norden waren mit dem Regiment der Kreolen und Mestizen nicht zufrieden, und so stürzten sie es. Jedesmal, wenn in der Folge der Versuch gemacht wurde, zum wenigsten einen mittelamerikanischen Staatenbund zu gründen oder auch nur eine Interessengemeinschaft, scheiterte der Plan, der für alle Mitglieder dieses Bundes politische wie wirtschaftliche Vorteile gebracht hätte, an der allzu großen Verschiedenheit der rassischen Zusammensetzung in den einzelnen Staaten.

Damit sind wir bei der größten Schwierigkeit beider Amerika angelangt, einer Schwierigkeit, die bei weltpolitischen Gesprächen und Verhandlungen in einer geradezu verblüffenden Weise immer wieder einfach übersehen wird, nicht zum wenigsten bei den panamerikanischen Konferenzen.

Wenn wir von einem angelsächsischen wie einem lateinischen Amerika sprechen und das erstere im allgemeinen der nördlichen Hälfte der Neuen Welt gleichsetzen, das letztere der südlichen, so ist das ethnologisch wie geographisch unrichtig. Das sogenannte angelsächsische Amerika ist nur zu 50 Prozent angelsächsisch, das sogenannte lateinische sogar zu einem noch wesentlich geringeren Hundertsatz lateinisch.

Ethnologisch gibt es drei Amerika, genau wie geographisch, nur daß sich leider die Grenzen nicht decken. Im Norden gibt es zwar kein angelsächsisches, wohl aber ein nordisch betontes Amerika. Es umfaßt Kanada und die größere Hälfte der USA. Die südlichen Staaten: die beiden Carolinas,

Georgia, Florida, Alabama, Mississippi und Louisiana gehören, wie große Teile von Texas, Neumexiko und Arizona, zu einem Zwischenamerika, das keineswegs weiß, sondern farbig ist. Dieses farbige Zwischenamerika reicht hinab bis zu den Südstaaten Brasiliens São Paulo, Paraná, St. Catharina und Rio Grande



Rassenkarte von „Zwischenamerika“

do Sul. Diese zusammen mit Uruguay, Argentinien und Chile bilden erst das weiße, lateinisch betonte Südamerika.

In der farbigen Zwischenzone gibt es alle Hautschattierungen, mit Rassenabsonderungen wie Rassenmischungen, und einer noch größeren Verschiedenheit des sich Bewußtwerdens der einzelnen Rassen und der dadurch bedingten Vorherrschaft, Gleichberechtigung oder Unterwerfung. Das Mittelstück dieses Zwischenreiches bildet Mittelamerika. Trotz seiner verhältnismäßigen Kleinheit sind hier die Rassengegensätze doch

derart groß, und die einzelnen Völker sind so hoffnungslos durcheinander gemischt, besonders wenn man die Antillen dazu rechnet, daß man von einem amerikanischen Balkan sprechen mag.

Allein, die Antillen sollen zunächst ebenso wie Mexiko außer acht gelassen werden, um die Struktur des eigentlichen Mittelamerikas herauszuarbeiten. Seine Grenzen haben sich heute gegenüber der indianischen und spanischen Zeit verschoben. Im Norden ist Mexiko über die Enge von Tehuantepec vorgestoßen und hat sich Chiapas und Yukatan angegliedert. Das erste ist 1822, als die Mittelamerikanische Konföderation für den Anschluß an das Kaiserreich Iturbides stimmte, bei Mexiko geblieben. Ob dieser Anschluß endgültig sein wird, läßt sich schwer voraussehen. In Yukatan, das alte Mayaland ist, gibt es jedenfalls eine Irredenta, von der man freilich ebensowenig voraussehen kann, ob sie einmal Erfolg haben wird.

Auf der andern Seite ist Panama, das in der spanischen Kolonialzeit zu Südamerika gehörte, Mittelamerika zugeschlagen worden. Die von den Amerikanern in der kolumbianischen Provinz angezettelte Revolution führte bekanntlich zu deren Lostrennung und der Gründung einer „selbständigen“ Republik Panama. Allein, man rechnet sie heute drüben noch nicht so recht dazu, sondern spricht von den fünf mittelamerikanischen Republiken und Panama.

Von diesen fünf eigentlichen mittelamerikanischen Staaten ist der nördlichste rot und der südlichste weiß, die drei mittleren sind gemischt. Aber auch in diesen dreien sind die Mischungsverhältnisse derart verschieden, daß sie sich nur schwer zu einer Einheit werden zusammenschweißen lassen. Guatemala ist, wie bereits mehrfach erwähnt, ein Indianerstaat. Er wird dies nicht nur bleiben, sondern in immer stärkerem Maß werden. In Costa Rica dagegen hat sich das spanische Blut fast unvermischt erhalten. Hier fanden die Spanier keine volkreichen Städte und Dörfer vor, die sie hätten unterjochen und für sich arbeiten lassen können. Das heißt, sie versuchten

es mit den wenigen vorhandenen Einwohnern, aber die waren so übergroßer Bedrückung und Belastung nicht gewachsen. So starben sie aus oder flohen. Den hierher gekommenen Kolonisten und Abenteurern blieb nichts anderes übrig, als ihr Feld selber zu bestellen, wollten sie nicht verhungern. Das trug ihnen in der Kolonialzeit das Mitleid, wenn nicht die Verachtung ihrer glücklicher gebetteten Landsleute in den übrigen Provinzen ein, die über indianische Männer für die Arbeit und rote Mädchen für ihre Lust verfügten. Aber später wendete sich das Blatt. Costa Rica wurde der einzige mittelamerikanische Staat mit einer gesunden, tatkräftigen, rein weißen Bevölkerung. Indianer gibt es lediglich an der pazifischen Küste und Neger an der atlantischen. Letztere wurden erst in jüngster Zeit von den amerikanischen Bananengesellschaften als Arbeiter von Westindien her eingeführt.

Zwischen dem roten und dem weißen Staat liegen die drei Mischlingsrepubliken Salvador, Honduras und Nicaragua. Von diesen überwiegt in Nicaragua das rote Blut, in Honduras das schwarze. Von Salvador kann man zwar nicht gerade sagen, daß in ihm das weiße vorherrscht, aber der spanische Blutsanteil ist doch unvergleichlich stärker als in den beiden andern. Er macht sich in der Wirtschaft wie in der Politik des Landes sehr energisch bemerkbar.

Diese ethnologische Lage im Verein mit den noch nicht behobenen Hindernissen des Überlandverkehrs, mit der politischen wie wirtschaftlichen Rivalität der verschiedenen Staaten und einzelnen Cliques, mit den verschiedenartigen Interessen der USA. und ihrer Finanzgruppen da und dort bewirken, daß Mittelamerika in transkontinentaler Hinsicht gegenwärtig mehr Barre als Brücke ist. Die Widerstände gegen den panamerikanischen Gedanken in Südamerika liegen ja nicht zum mindesten in der Art der amerikanischen Politik in Mittelamerika.

In transozeanischer Hinsicht jedoch wurde Mittelamerika erst durch den Bau des Panamakanals zur wahrhaften Brücke zwischen atlantischer und pazifischer Welt. Durch ihn wurde

sich Amerika erst voll bewußt, daß es ebenso eine pazifische wie eine atlantische Macht ist. Die Vollendung des Kanals berührt, beeinflußt und wandelt alle panamerikanischen und pazifischen Probleme. Durch ihn wird Mittelamerika, das in der Vergangenheit das Durchgangsland in nordsüdlicher Richtung war, auch in die ostwestlichen Auseinandersetzungen einbezogen.

46.

Das Konstantinopel der Neuen Welt

Panama

„Pro mundi beneficio!“ — „Zum Wohle der Welt!“ lautet der Wappenspruch der Republik Panama. Richtiger würde man verdeutschen „Für den Kanal“. Denn dieser kleinste Staat der Neuen Welt ist eine ausgesprochene Zweckschöpfung der Vereinigten Staaten für den von ihnen geplanten und gebauten Kanal. Für diesen wurde er geschaffen. Seinetwegen besteht er. Durch ihn lebt er.

Das alles ist genau so bekannt wie die Geschichte der Entstehung der „selbständigen“ Republik Panama. Weil Kolumbien sich den amerikanischen Wünschen nicht rasch genug fügte und man in Bogotá zögerte, den von den Amerikanern vorgelegten „Vertrag“ zu ratifizieren, wurde die panamerikanische Volksseele zum Kochen gebracht. Unter dem Schutz eines in Colón eingelaufenen Kriegsschiffes und von den Amerikanern gelandeter Marinetruppen vollzog sich die glorreiche Erhebung Panamas gegen das kolumbianische Mutterland. Programmgemäß wurde an dem lange vorher allgemein bekannten Datum des 4. November 1903 die Unabhängigkeit des neuen Staates ausgerufen. Bereits nach zwei Tagen lief seine telegraphische Anerkennung von Washington ein.

In dem 1937 auf der panamerikanischen Konferenz in Buenos Aires geschlossenen Solidaritätsvertrag haben die amerikanischen Republiken sich gegenseitig ihrer parlamentarischen

Regierungsformen wie des Bestandes einer solidarischen amerikanischen Demokratie versichert. Auf solche Dinge legt man in Washington großen Wert, und so wurde Panama von Anfang an mit allem ausgestattet, was eine demokratische Republik braucht. Es besitzt einen unmittelbar vom Volk gewählten Präsidenten, einen Kongreß, allgemeines Wahlrecht, nicht weniger als fünf Minister, eigene Flagge, eigenes, wunderbar schönes Wappen, Konsulate und Gesandtschaften im Ausland und sogar einen Vertreter beim Völkerbund. Wenigstens entpuppte sich mein Tischnachbar bei einem Essen in Genf als Vertreter der Republik Panama. Kurz, sie verfügt über alles, was ein Staat braucht. Nur eine Kleinigkeit fehlt — die Unabhängigkeit.

Diesen Schönheitsfehler sucht man jedoch nach Möglichkeit zu verbergen. Die Amerikaner waren sogar so großzügig, die beiden Städte an den Ausgängen des Kanals, Panama und Colón, der Republik zu überlassen, obgleich sie eigentlich in der Kanalzone liegen, die der unmittelbaren amerikanischen Verwaltung untersteht. Allerdings wäre Panama im andern Fall ein Staat ohne Hauptstadt, ja ohne Stadt gewesen; denn außer diesen beiden Orten gibt es kaum etwas, was auf die Bezeichnung Stadt Anspruch machen könnte.

Panama ist das älteste Kolonialgebiet auf dem amerikanischen Festland und gleichzeitig das unerforschtste. Es gibt hier noch wilde Indianerstämme, von denen man so gut wie nichts weiß. Der unberührte Dschungel reicht stellenweise bis unmittelbar an den Kanal heran. Dabei stießen die Spanier gerade hier zum erstenmal in großem Umfang auf das, was sie gierig suchten, auf Gold. Bereits Kolumbus staunte über die Goldplatten auf der Brust der Kaziken. Balboa schickte die ersten Proben von den hier zu erringenden Schätzen an den Hof von Madrid. Man sandte Expeditionen zu ihrer Gewinnung. Aber die Spanier stießen hier auf drei Gegner, denen sie unterlagen: ein tödliches Klima, ein undurchdringliches Dickicht und ebenso tapfere wie entschlossen und klug ge-

führte Indianer. Trotzdem wären die Spanier bei ihrer unglaublichen Zähigkeit auch mit den Feinden im fiebergefährlichen Dschungel fertig geworden, hätten nicht die Nachrichten von dem Goldland Peru die Aufmerksamkeit von den Coclé-Indianern abgezogen. In Peru wie in Mexiko fand man beinahe mehr Gold und Silber, als man bewältigen konnte, und so beschränkte man sich auf Besetzung und Sicherung des eigentlichen Isthmus-Gebietes, tat also nichts anderes als heute die Amerikaner.

Das Klima forderte bis in unsere Zeit seine Opfer. Von der Bahn über den Isthmus erzählt man, daß jede Schwelle ein Menschenleben kostete. Das berichtet man freilich von manchen Tropenbahnen, und es ist natürlich übertrieben. Aber daß den Franzosen der mißglückte Versuch des Kanalbaues 22 000 Tote kostete, ist Tatsache. Die Amerikaner gingen, wie in allem, methodisch vor und als erstes den Fieberträgern zu Leibe. In der ganzen Kanalzone wurden jeder Tümpel, jede Pfütze systematisch mit Petroleum bedeckt und dadurch die Larven der Stechmücken vernichtet. Heute ist das ganze von den Amerikanern verwaltete Gebiet praktisch moskito- und fieberfrei. Weiter im Dschungel aber gibt es auch heute noch Fieber, Moskitos, wilde Indianer und — Gold! Und das wird wohl währen, bis die panamerikanische Autostraße den Kanal erreicht hat. Die vielen Wagen, die man heute in Panama wie Colón sieht, dürfen einen nicht täuschen. Mit ihnen kann man lediglich innerhalb der Stadt und ein paar Kilometer vor sie hinaus fahren.

Beide Städte sind ungewöhnlich sauber. Wenn die USA. sie auch Panama überlassen haben, so behielten sie sich doch die Hygieneverwaltung und sanitäre Kontrolle vor. Unerbittlich wird auch hier von Zeit zu Zeit jedes Haus, jeder Hof von der Gesundheitsbehörde nachgesehen.

Die Bevölkerung von Panama wie Colón besteht aus dem buntesten Völkergemisch, das man sich vorstellen kann. Man kann beinahe sagen, daß im Gebiet von Panama alle Rassen und

jede Rassenmischung vertreten sind. Bereits in spanischer Kolonialzeit gab es hier Europäer, Afrikaner und Indianer in allen Mischungsverhältnissen. Der Kanalbau vermehrte dann das Völkergemisch bis zur Unfaßbarkeit. Es strömten hier Arbeiter aus allen vier Himmelsrichtungen zusammen: Neger aus Westindien, aus den Südstaaten der Union, aus Afrika, europäische Nordländer, Romanen und Slawen, Inder, Chinesen, Japaner, Malaien, Araber, Armenier und Syrer. Das alles hat sich kunterbunt miteinander vermischt. Da gibt es Mulatten und Mestizen, Terzeronen, Quarteronen und Octavonen, Castizen, Morisken, Salta-atras und wie die Mischungen weißen, schwarzen und roten Blutes alle heißen. Durch Beisatz von gelbem Blut entstanden die Chinos, Lobos, Gibaros und Cambusos. Hier läßt sich ein Inder im hohen Turban von einem Mulattenjungen die Schuhe putzen, dort schlendert ein Weißer mit den Gesichtszügen eines Negers neben einem Schwarzen, dessen Schädelbildung den europäischen Vater verrät. Braune Jungen mit roten Haaren spielen mit gelben mit Wulstlippen. Ein wahrer Hexensabbat aller nur vorstellbaren Rassenkreuzungen ist hier entstanden. —

Die einzigartige Lage Panamas hat früh die Phantasie entzündet. Bolivar, der Befreier Südamerikas, träumte davon, auf dem Isthmus ein amerikanisches Konstantinopel zu schaffen. Er erblickte in ihm den künftigen Mittelpunkt Amerikas, ja, der Welt überhaupt. 1815 schrieb er: „Wie schön wäre es, wenn der Isthmus von Panama für uns werden könnte, was der von Korinth für die Griechen war.“ Simon Bolivar, der 1824 die erste panamerikanische Konferenz einberief, plante, auf der Landenge, die die beiden amerikanischen Kontinente miteinander verbindet, einen Hohen Rat zu gründen, der nicht nur über die Geschicke der Neuen Welt entscheiden, sondern hier auch mit den Vertretern der Alten verhandeln sollte. Nicht nur die panamerikanische Idee, sondern auch die des Völkerbundes gehen auf einen Ibero-Amerikaner zurück.

Allerdings wurde aus allen diesen schönen Plänen nichts, und die Stadt Panama verfiel mit dem Niederbruch der spani-

Die Schenke am Weg —
die Brücke zwischen den
verschiedenen Stämmen



Der Webstuhl, an dem
die Zeit vorüberging



Der Beitrag der Weißen zur Republik Panama: Hygiene und Maschine —

Der Beitrag der Farbigen: Eine schier unvorstellbare Rassenmischung (S. 264)



schen Kolonialmacht völlig. Als dann der Kanal gebaut wurde, entsann man sich der alten Träume und sprach wieder von dem Konstantinopel der Neuen Welt. Vor allem rechnete man mit einem gewaltigen Fremdenverkehr. In Colón wie in Panama erbaute man große moderne Hotels.

All diese Träume erfüllten sich freilich nicht ganz. Die amerikanische Sanitätsbehörde kann zwar die Gesundheitsverhältnisse bessern, aber doch nicht das Klima ändern. Es läßt sich kaum anders als scheußlich heiß bezeichnen. So interessant das Kanalgebiet auch ist, so werden doch Leute, die hier nicht aus beruflichen Gründen leben müssen, schwer einsehen, warum sie sich hier länger als ein paar Tage aufhalten sollten.

Der Vergleich mit Konstantinopel hinkt etwas. Trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, daß die Städte am Schluß und Anfang des Kanals ständig an politischer wie wirtschaftlicher Bedeutung wachsen werden, vor allem, wenn erst die Landverbindungen nach Norden wie Süden ausgebaut sind. Panama ist der Schnittpunkt zweier Kontinente, deren Aufstieg trotz allem, was die USA. heute bereits bedeuten, erst in den Anfängen steckt, und deren Entwicklung noch unabsehbar ist. Es ist die Straße zwischen den beiden großen Weltmeeren.

Die Hissung des Sternenbanners an diesem Punkt — strategisch einer der wichtigsten der Welt — ist ein Wahrzeichen, das unmißverständlich Interessenzonen absteckt und Entwicklungslinien weist.

47.

Die Lebensader einer Weltmacht

Colón

„G elänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisierte und nicht-

zivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervor-
gehen.“

Kein Geringerer als Goethe tat diesen Ausspruch. Er fügte noch hinzu: „Dieses möchte ich erleben, aber ich werde es nicht!“ Mit solcher Resignation behielt er ebenso recht wie mit seiner Vision der Folgen des Kanalbaues. Es dauerte fast ein Jahrhundert, bis der von Goethe vorausgeschaut Durchstich Wirklichkeit wurde. Das heißt, völlig ist er es bis zum heutigen Tage nicht geworden. Unser Dampfer fährt ja eigentlich nicht so sehr durch als über die Kordillere.

Die Franzosen hatten den wirklichen Durchstich versucht und waren daran gescheitert. Lesseps, auf seine Erfahrungen und Erfolge beim Bau des Suezkanals vertrauend, wollte die dort angewandte Methode auch auf den geplanten Seeweg durch den Isthmus von Panama anwenden. Er sollte als „offener Kanal“ ohne Schleusen gebaut werden.

Eigentlich ist es unfassbar, daß ein Mann wie Lesseps, der doch schließlich wußte, was es heißt, einen Kanal bauen, so verblendet sein konnte und sich nicht klarmachte, daß zwischen den beiden amerikanischen Kontinenten nicht lediglich ein Stück flache Sandwüste eingeschoben ist wie zwischen Asien und Afrika, sondern daß über den Isthmus das felsige Rückgrat läuft, das die beiden Amerika miteinander verknüpft.

Dieses Felsengebirge, das im Norden Rocky Mountains heißt, im Süden Cordilleros de los Andes, schrumpft auf dem Isthmus zu einem niedrigen, schmalen Höhenrücken zusammen. Die Höhe der Wasserscheide zwischen den beiden Ozeanen ist hier lächerlich niedrig, gemessen an den Andenpässen von 2000, 3000 und 4000 Metern. Geht man aber daran, sie zu durchstechen, so sieht die Sache anders aus, zumal wenn es sich um eine Felswand aus bröckeligem, zu Rutschungen neigendem Vulkangestein handelt, die eingebettet ist in Urwald und Fiebersümpfe. Man kann sich über den Leichtsinn Lesseps' und über die Vertrauensseligkeit seiner Geldgeber nur ebenso wun-

dern, wie man den Mut und die Todesverachtung seiner Ingenieure und Arbeiter bewundern muß.

Die packten die Arbeit an der schwierigsten Stelle an, dem Höhenrücken von Culebra. Passiert man heute mit dem Schiff diese unheimliche Stelle, so kann man nur den Kopf schütteln. Der Dampfer versinkt förmlich zwischen den Steilwänden, die ihn rechts und links überhöhen.

Allein, dieser Durchstich ist nichts, verglichen mit dem von Lesseps geplanten, der das Erdreich bis auf Meereshöhe abtragen wollte. Dieses Projekt wäre selbst von den Amerikanern mit ihren unvergleichlich besseren Maschinen und größeren Mitteln nie bewältigt worden. Als sie die Arbeit übernahmen, erkannten sie, daß man die Schiffe nach Möglichkeit gewissermaßen über die Kordillere hinwegheben, den Mittelteil des Kanals also hochstauen müsse.

Die Möglichkeit dazu ergab der Chagres, ein wilder Bergfluß, der sich in seinem Unterlauf in dichten Fiebersümpfen verliert. Ihn bändigte Oberst Goethals, der amerikanische Leiter des Kanalbaus, und staute sein Wasser zu dem See von Gatún, der größten künstlich geschaffenen Wasserfläche der Erde.

Dieser künstliche See nimmt den größten Teil des Mittellaufes der Wasserstraße ein. Auf der atlantischen Seite wird er begrenzt von den Schleusen von Gatún, auf der pazifischen durch die von Miraflores und Pedro Miguel. Weit aus die eindrucksvolleren sind die ersteren. Der vom Atlantischen Ozean her einlaufende Dampfer passiert erst die Limónbucht, die gewaltige Wellenbrecher schützen, und fährt dann durch Flachland noch etwa zwölf Kilometer auf der gleichen Wasserhöhe weiter. Auf dieser Strecke kreuzt der Kanal die Überreste des alten französischen.

Diesen langsam versumpfenden Wasserlauf kann man nicht ohne Erschütterung sehen. In seinen trüben Wassern versanken nicht nur Millionen und aber Millionen von Goldfranken. Er kostete auch ungezählte Menschenleben. In ihm versackten Ruhm und Ehre des Mannes, dessen Denkmal noch heute den

Ausgang des Kanals von Suez schmückt. Nachdem dieser glückhafte Bau Lesseps ein Vermögen und Weltruhm eingebracht hatte, trug ihm der mißglückte Versuch, das in der Alten Welt Gelungene in der Neuen zu wiederholen, schließlich fünf Jahre Gefängnis ein wegen betrügerischen Bankrotts und Bestechung. In seinen Sturz verwickelte er so viele einflußreiche französische Politiker und Parlamentarier, daß das Wort „Panama“ heute noch einen Schatten auf die Dritte Republik wirft und gleichbedeutend mit „Zusammenbruch und Skandal“ ist.

In diesem flachen Graben versank aber noch mehr und Größeres: das letzte Anrecht Europas auf den Kontinent, den es entdeckte und entwickelte, der letzte Anspruch nicht nur auf Vorherrschaft, sondern auf Gleichberechtigung in der Neuen Welt. Als die Franzosen sich anschickten, den Kanal zu bauen, war noch der Clayton-Bulwer-Vertrag in Kraft, der den Isthmus von Panama für neutral erklärte und den europäischen Mächten, insbesondere England, die gleichen Rechte wie den Vereinigten Staaten gewährte. Aber als die USA. die bankrotte französische Gesellschaft mit ein paar lumpigen Millionen für die von ihr geleistete Arbeit samt aller Anlagen und Maschinen abfanden und dafür auch alle Rechte und Konzessionen erwarben, wurde der Clayton-Bulwer-Vertrag stillschweigend außer Kraft gesetzt. Englands Hände waren durch den Burenkrieg gebunden, und auch davon ganz abgesehen, mochte es erkennen, daß seine Stunde in Amerika vorüber war.

Sie ist tatsächlich endgültig vorbei, nicht nur die Großbritanniens, sondern die ganz Europas. Es gibt keinen monumentaleren Grabstein auf das Hinscheiden der einstigen Macht und Herrschaft Europas über Amerika als den Panamakanal. Wie ein Hohn und wie eine Herausforderung dieses alten, durch eigene Zwietracht zeitweise kraft- und machtlos gewordenen Europa wirken die unheimlichen Langrohrgeschütze an beiden Kanaleingängen, die Forts und Festungsanlagen, die Wachen und starken Garnisonen, die zu verbergen und zu verheimlichen man sich nicht einmal die Mühe nimmt, obgleich dies

alles durch internationale Verträge und Abmachungen, die nie aufgehoben wurden, verboten ist. Man kann nur lächeln, bitter oder höhnisch, wenn man liest, daß der Kanal allen Nationen offensteht und alle auf ihm gleiche Rechte haben sollen. Sicher stimmt das — solange es den Amerikanern paßt.

Daß diese hier die alleinigen und ausschließlichen Herren sind, wird einem auf den ersten Blick klar, von welcher Seite man sich auch dem Kanal nähern mag. Der ganze Kanalbetrieb spielt sich mit militärischer Genauigkeit ab. Nicht nur die Posten, die Militärlager, Zelte und Baracken längs des Kanals, sondern auch die Kanalwärter, der Dienst an den Schleusen lassen die ganze Anlage wie einen einzigen gewaltigen Kriegshafen erscheinen. Der Kanal ist nicht nur von Militärs erbaut worden, er wird auch von ihnen verwaltet. Der ganze Verkehr über den Isthmus zu Schiff wie mit der Bahn untersteht dem Kriegsministerium in Washington unmittelbar.

Aber völlig unabhängig davon, wie man darüber als Europäer denken mag, eins muß man rücksichtslos anerkennen und bewundern: das Werk, das die Amerikaner geschaffen haben, und die Art, wie sie es betreiben. Es wirkt doppelt stark, wenn man gerade die Überreste des verunglückten europäischen Versuchs gesehen hat: die halbversunkenen Bagger, die verrosteten Lokomotiven, den im Sumpf versickernden Kanalansatz. Wie eine breite und leuchtende Via triumphalis des Wassers durchschneidet der erfolgreiche amerikanische Kanal den verunglückten europäischen. Wie ein Siegestempel Amerikas erheben sich am Ende und zum Abschluß des ersten von den atlantischen Wassern gespeisten Stückes die Schleusen von Gatún. Steigen sie mit ihren schimmernden Wasserstufen zum erstenmal vor einem auf, so wird man unwillkürlich an die Stufenpyramiden der indianischen Ureinwohner dieses Kontinents erinnert, der Azteken und Mayas. Letzten Endes ist auch die Stufenpyramide von Gatún dem Kriegsgott geweiht. Zu seinen Ehren mögen hier einmal Massen von Menschen geopfert werden, an denen gemessen die auf dem Altar Uitzilpochtli hin-

geschlachteten verschwinden; denn daß dieser Kanal zum ersten, zum zweiten und zum dritten aus militärischen Gründen gebaut wurde und eine breite Straße des Krieges ist, darüber läßt einen der flüchtigste Besuch keinen Augenblick im Zweifel, mag einstweilen auch die Handelsschifffahrt noch so große Vorteile aus ihm ziehen, und mag er als ein Instrument des friedlichen Weltverkehrs und der Weltverbrüderung noch so laut gepriesen werden.

Damit soll nichts Abfälliges über die Vereinigten Staaten gesagt werden, ganz und gar nicht. In dem Augenblick, in dem sie die pazifische Küste erreichten, wurde der Kanal eine unerläßliche militärische Notwendigkeit. Es ist erstaunlich, daß Goethe auch dies vorausgesehen hat. Er fährt in seinem Gespräch mit Eckermann über die Möglichkeiten eines Kanals durch den Isthmus fort: „Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen... Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in 30 bis 40 Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Ich wiederhole also, es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen!“

Diese Worte kommen mir in den Sinn, als eine unsichtbare Hand die Schleusentore unhörbar vor uns öffnet. Es hat etwas Überwältigendes, Ozeanriesen diese Wassertreppe hinauf- und hinuntersteigen zu sehen. Die Lautlosigkeit und Selbstverständlichkeit, mit der das geschieht, ist beinahe unheimlich. Man hört keine Befehle, man sieht niemanden arbeiten. Wie von Geisterhand scheinen die riesigen Kräfte geleitet, die gewaltigen Wassermassen bewältigt. Ein Kommando von Schwarzen ist an Bord gekommen. Eins, zwei, drei hat dieses Stahlrossen befestigt, und dann ziehen elektrische Lokomotiven das Schiff durch die Schleusenkammern, in die das Wasser einströmt,

aus denen es ausfließt, kaum daß man es gewahr wird, so selbstverständlich und ruhig geschieht das alles. Längs der Schleuse spaziert ein amerikanischer Soldat auf und ab, scheinbar völlig unbeteiligt, obgleich er das Gewehr mit aufgefplantem Bajonett geschultert trägt.

Welche Vision würde ein Goethe heute haben. Als er voraussah, daß ein zur Weltmacht herangewachsenes Amerika den Kanal bauen müßte und bauen würde, da waren gerade 40 Jahre seit dem Unabhängigkeitskrieg verstrichen. Die ersten Siedler hatten knapp das Felsengebirge erreicht, geschweige es überschritten. In den Augen der meisten Europäer war ganz Amerika eigentlich noch Kolonialland, und es war ungefähr um die gleiche Zeit, daß ein europäischer Staatsmann erklärte, der eigentliche Reichtum Europas bestehe in Amerika.

Im Gatúnsee, der hinter der letzten Schleuse beginnt, liegt ein „Vineta“ des Urwaldes. Ozeanriesen gleiten über versunkene Palmenwipfel. Die höchsten Punkte des überfluteten Geländes ragen noch als Inseln über den Wasserspiegel. Stellenweise sind es kaum mehr als Baumkronen. Man wundert sich über die unerhörte Anpassungsfähigkeit der tropischen Natur, die die halbversunkenen Bäume und Büsche als pflanzliche Amphibien weiterleben ließ.

Der künstliche See hat auch die vorgelagerten Höhenzüge der Kordillere „überbrückt“, so daß nur der letzte Rücken bei Culebra durchstochen werden mußte. Hier hatten die Franzosen zuerst angefangen zu graben, und hier haben sie die schwersten Rückschläge erlitten. Immer wieder kam es zu Erdstürzen. Einmal schien die ganze Kordillere ins Rollen zu kommen und das ganze Werk unter sich zu begraben. Nicht weniger als 600 Meter des Kanalbettes wurden verschüttet und 19 Hektar mit Erdmassen bedeckt.

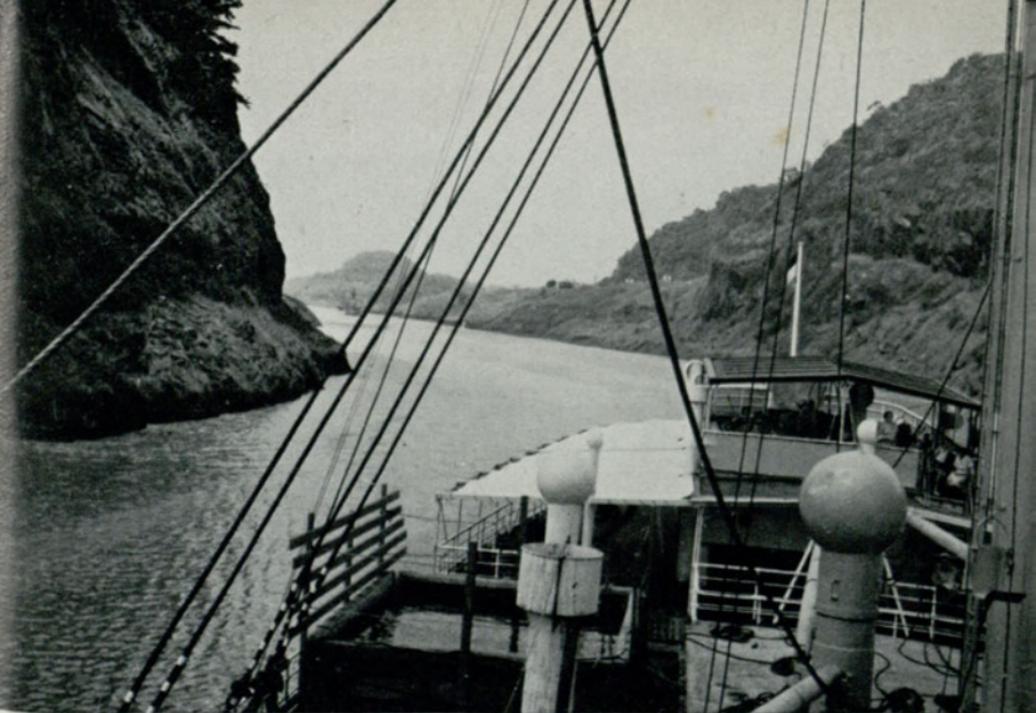
Auch den Amerikanern ging es anfangs nicht viel besser bei ihrer Arbeit. Nach etwa 25 mehr oder weniger bedenklichen Erdbeben kam es zu dem furchtbaren Einsturz im August 1912, der fast die Hälfte des ganzen Durchstiches samt allen

Maschinen und Anlagen unter den in Bewegung geratenen Erdmassen begrub. Selbst nach der Eröffnung des Kanals war die Gefahr nicht gebannt. Monatelang war er infolge von Erdbeben für die Schifffahrt gesperrt. Wenn man immer wieder von einem zweiten Kanal durch Nicaragua redet, so ist die Unsicherheit des Culebra-Durchstiches nicht zum wenigsten schuld.

Allerdings spielt bei dem Projekt eines Parallelkanals auch ein anderer Grund mit, und zwar einer rein militärischer Natur. Man hat beim Bau der Schleusen des Panamakanals die gewaltige Größensteigerung der Kriegsschiffe nicht vorausgesehen und sie zu klein bemessen. Es ist heute bereits so, daß beim Durchschleusen der „Lexington“ und der „Saratoga“, der großen Flugzeugmutter-schiffe, zwischen Bord- und Schleusenwand kaum je ein halbes Meter Spielraum bleibt.

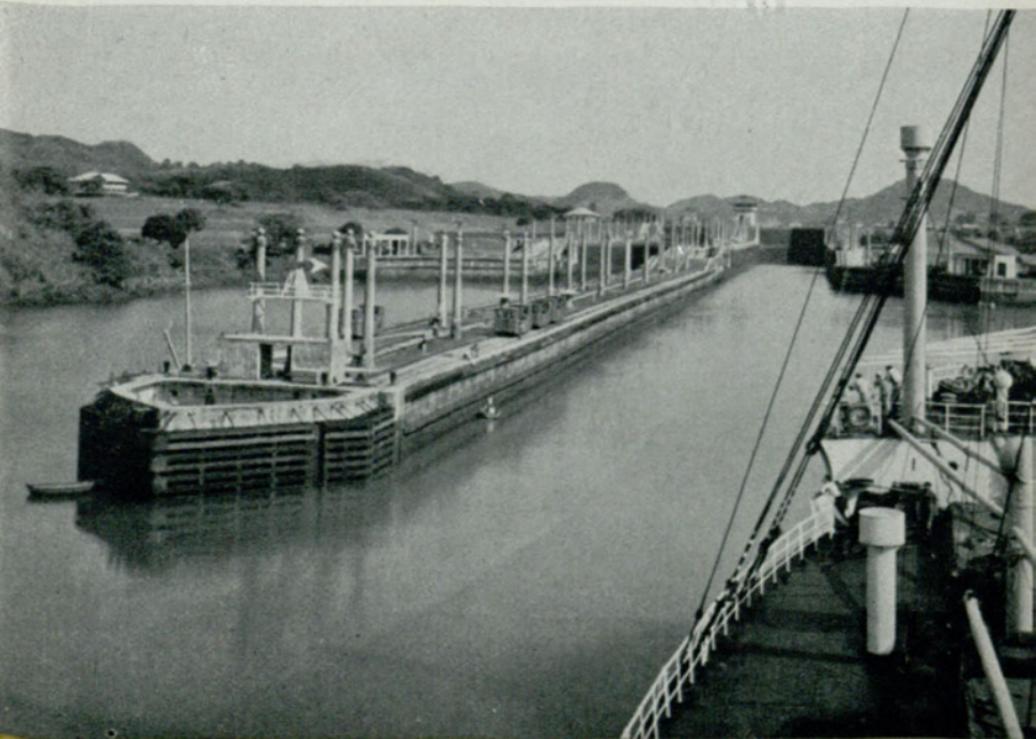
Es ist kaum möglich, die Schleusen zu verbreitern, ohne ganz unverhältnismäßige Kosten, und ohne die Durchfahrt auf lange Zeit zu sperren. Ist es da nicht ratsamer, gleich einen zweiten Kanal in Angriff zu nehmen? Für alle Fälle haben sich die USA. alle Rechte eines Kanals durch Nicaragua gesichert, und die Pläne dafür liegen fix und fertig ausgearbeitet im Kriegsministerium.

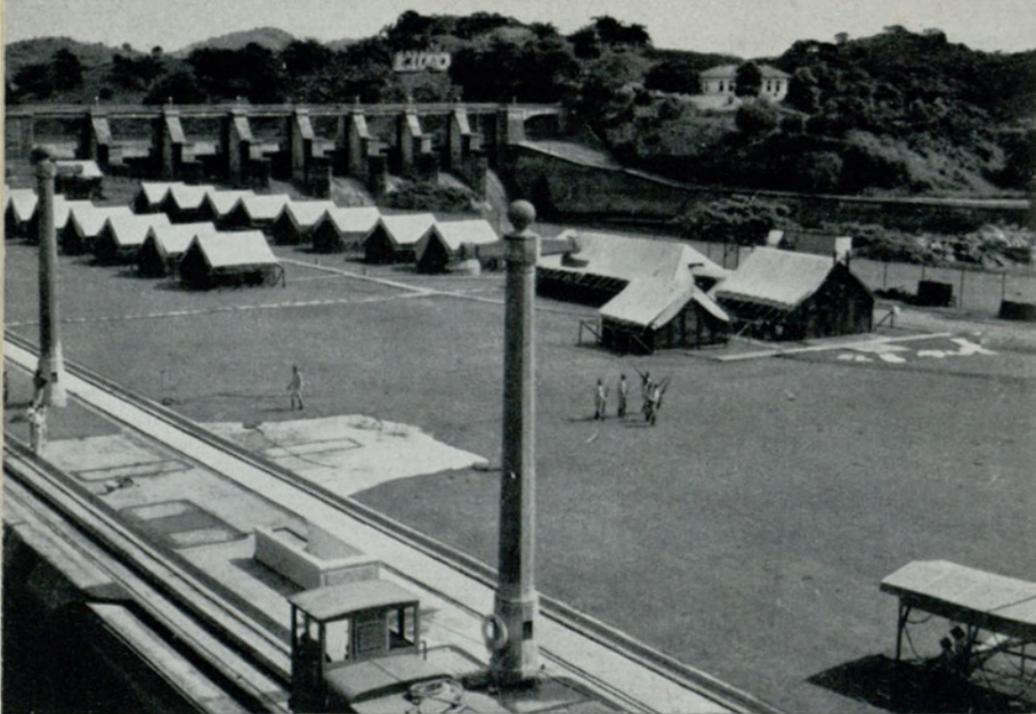
Alle amerikanischen Flottenmanöver der letzten Jahre spielten im Pazifik, und alle beruhten sie unmittelbar oder mittelbar auf dem ungestörten Funktionieren wie der Unangreifbarkeit des Kanals. Diese wurde jedoch keineswegs erwiesen. Im Gegenteil, es ergab sich, daß trotz aller Luftabwehr der Kanal jedem Gegner ausgeliefert ist, der seine Flugzeugmutter-schiffe nahe genug heranbringen kann. Ein einziger Treffer auf die Schleusen vermag den Kanalverkehr auf lange lahmzulegen. Wenn der Parallelkanal durch Nicaragua einmal gebaut werden sollte, so wird man die Überlastung des Panamakanals als Grund angeben. Der eigentliche Grund aber wird der Wunsch der Flotte sein, den interozeanischen Seeweg unter allen Umständen offen zu halten und zu sichern.



Der Culebra-Durchstich (S. 267)

Die riesigen Schleusen
des Panamakanals sind heute bereits fast zu schmal für moderne Kriegsschiffe (S. 267)





Amerikanische Militärbaracken längs des Panamakanals (S. 269)

Der südlichste Vorposten von USA. —
scheinbar unbeteiligt, mit aufgepflanztem Bajonett! (S. 271)



Keinem andern Zweck dient die Straße nach Panama. Nicht umsonst ergab eins der letzten Manöver, daß die Garnison von Panama einen feindlichen Landungsversuch nicht zu verhindern vermochte.

Die Vereinigten Staaten können heute ihren Pazifismus nicht laut genug betonen. Franklin Roosevelt hat den „big stick“, den berühmten „dicken Stock“ seines Veters Theodore, sichtbarlich in die Ecke gestellt. Allein, dort steht er noch immer und kann jederzeit wieder daraus hervorgeholt werden. Alle Versicherungen künftiger Politik guter Nachbarschaft täuschen darüber nicht hinweg.

Es mag sein, daß die Zwangsläufigkeit geopolitischer Gegebenheiten und Entwicklungen sich stärker erweist als alle guten Vorsätze und Nichteinmischungsabsichten. Mit der Aufgabe der Philippinen biegt der amerikanische Imperialismus aus der bisherigen westwärts gerichteten Stoßrichtung ab. Beinahe zwangsläufig muß er sich nach Süden wenden. Hier haben die Amerikaner mit dem Kanal ein weithin sichtbares Mal errichtet, mit dem sich die Phantasie der Völker beschäftigt, und von dem die Gemüter nicht so leicht loskommen werden. Es mag sein, daß dieses gewaltige Werk sich einmal als ein Graben erweisen wird, an dem der amerikanische Zug nach Süden haltmachen wird. Einstweilen aber wirkt er wie ein Magnet, der amerikanisches Kapital, amerikanische Menschen und Maschinen in den Raum zwischen dem Rio Grande und Panama wie in ein Vakuum einströmen läßt.

Und wenn im Sommer 1937 der amerikanische Heeresauschuß 160 000 Dollar zur Errichtung eines Denkmals für Oberst Goethals bewilligte, so mag man das als ein Zeichen nehmen, daß zum mindesten alle wehrwilligen und wehrfreudigen Kreise in den Vereinigten Staaten sich bewußt sind, was der Isthmus für Gegenwart und Zukunft des Landes bedeutet.

Dieses Denkmal soll sich auf der Wasserscheide des Kanals erheben, so daß es von den Schiffen und Flugzeugen auf und

über dem Atlantik wie vom Pazifik aus gesehen wird und ihnen als Richtweiser dienen kann.

Ein Richtweiser für die zukünftige Gestaltung Amerikas, das ist der große Kanal, und vielleicht würde Goethe heute sagen: „Wundern sollte es mich nicht, wenn die Amerikaner nach der Erbauung des Kanals darangehen würden, die Grenzen ihres Staates bis an den Isthmus von Panama vorzuschieben!“



Werke von Dr. Colin Roß

Das lateinamerikanische Problem behandelt Colin Roß weiter in:

Südamerika, die aufsteigende Welt

7. Auflage, 312 Seiten, 54 Abbildungen, 2 Karten
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Argentinien, Chile, Bolivien, Brasilien, Uruguay hat Roß besucht, alle mit der Absicht, zu erkennen, was es dort mit Kolonisations- und im weiteren Sinn mit wirtschaftlichen Absichten der deutschen Rasse auf sich haben könnte: ob solche Arbeit möglich sei und unter welchen Bedingungen. Mit einem „sechsten“ Sinn begabt, hört er genau wie im alten schlafenden Europa auch in den südamerikanischen Staaten das unterirdische Grollen schlafender Vulkane, sieht die Gebrechen dieser aufsteigenden Welten und weist auf die Gefahren ihres gesellschaftlichen Aufbaues hin, der infolge seines „feudalen“ Charakters schwere soziale Erschütterungen vorbereitet. Aber wenn diese erst einmal überwunden sind, dann wird sich nach Colin Roß eine Welle rascher Entwicklung erheben, und sie wird alle hochtragen, die den rechten Augenblick erfassen, denn Südamerika kann sich auf überreiche natürliche Hilfsmittel stützen, auf reiche Bodenschätze, wie sie kaum ein anderer Erdteil in solcher Gedrängtheit aufzuweisen vermag.

Seine weiteren Reisebücher:

Der Weg nach Osten

Reise durch Rußland, Ukraine, Transkaukasien, Persien, Buchara und Turkestan

2. Aufl. — 312 S., 50 Abb., 1 Karte
Geheftet M. 4.85, Halbleinen M. 6.—

Das Meer der Entscheidungen

Beiderseits des Pazifik. 4. Aufl. —
333 S., 97 Abb., 7 Kartenskizzen
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Heute in Indien

Durch das Kaiserreich Indien, Ceylon,
Hinterindien und Insulinde
3. Aufl. — 304 S., 80 Abb., 1 Karte
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Die erwachende Sphinx

Durch Afrika vom Kap nach Kairo
9. Aufl. — 312 S., 112 Abb., 13 Karten
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Der Unvollendete Kontinent

10. Aufl. — 284 S., 104 Abb., 1 Karte
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Zwischen USA und dem Pol

Durch Kanada, Neufundland,
Labrador und die Arktis
5. Aufl. — 310 S., 71 Abb., 1 Karte
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Amerikas Schicksalsstunde

Die Vereinigten Staaten zwischen
Demokratie und Diktatur
7. Aufl. — 312 S., 74 Abb., 1 Karte
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Unser Amerika

Der deutsche Anteil an den Vereinigten
Staaten. 2. Aufl. — 320 S., 6 Karten
Geheftet M. 3.—, in Leinen M. 4.—

Ausführliche Ankündigungen aller Werke kostenlos und unverbindlich

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Werke von Dr. Colin Roß

Die gemeinsamen Schicksale und Reisen
der Weltfahrer-Familie behandeln:

Mit Kamera, Kind und Kegel durch Afrika

18. Auflage, 176 Seiten, 32 Abbildungen
Geheftet M. 3.25, in Leinen M. 4.—

Haha Whenua – das Land, das ich gesucht

Mit Kind und Kegel durch die Südsee

9. Auflage, 292 Seiten, 68 Abbildungen, 1 Karte
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Die weltanschauliche Zusammenfassung der Reisen, Colin Roß' politisch-wirtschaftliches Weltbild und die von ihm aufgestellte Welthypothese enthalten:

Die Welt auf der Waage

Der Querschnitt von 20 Jahren Weltreise

29. Auflage, 192 Seiten. Geheftet M. 2.90, in Leinen M. 3.60

Der Wille der Welt

Eine Reise zu sich selbst

7. Auflage, 224 Seiten. Geheftet M. 2.90, in Leinen M. 3.60

Ausführliche Ankündigungen aller Werke kostenlos und unverbindlich

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

11014